

Sabine Städing

ANNA  
und die  
flüsternden  
Stimmen  
Boje



# Lübbe Digital

Vollständige E-Book-Ausgabe  
des in der Bastei Lübbe GmbH & Co. KG  
erschienenen Werkes

Lübbe Digital in der Bastei Lübbe GmbH & Co. KG

Copyright © 2012 by Anna Städing

Für die deutschsprachige Ausgabe:

Copyright © 2012 by Boje Verlag

in der Bastei Lübbe GmbH & Co. KG, Köln

Umschlaggestaltung: Gisela Kullowatz

Umschlagmotive: © shutterstock/URRRA/Immich

Farkas/Annmarie Young

Datenkonvertierung E-Book: Helmut Schaffer,

Hofheim

ISBN 978-3-8387-1995-5

Sie finden uns im Internet unter:

[www.luebbe.de](http://www.luebbe.de)

[www.boje-verlag.de](http://www.boje-verlag.de)

Bitte beachten Sie auch: [www.lesejury.de](http://www.lesejury.de)

Der Preis dieses Bandes versteht sich  
einschließlich der gesetzlichen Mehrwertsteuer.

Sabine Städing

ANNA

*und die  
flüsternden  
Stimmen*





*Für Alicia,  
die mich ein bisschen  
an Anna erinnert*





# 1. KAPITEL

Es regnete. Genaugenommen schüttete es wie aus Kübeln. Meine schlechte Stimmung sank weiter Richtung Gefrierpunkt. Der Regen hatte mit unserer Abfahrt von der Autobahn eingesetzt und begleitete uns treu bis an unseren Urlaubsort. Sicher war das ein Zeichen. Wie sagt man so schön? »*Nomen est omen.*« Und wir machten Urlaub in Qual! Nie

davon gehört? Ich auch nicht. Mein Vater ist der Meinung, seine Kinder sollten zuerst ihre Heimat kennenlernen, bevor sie das Ausland bereisen. Schräg, oder? Dabei hätten wir uns einen Urlaub in St. Tropez oder Miami, wo meine Freundinnen Urlaub machten, locker leisten können. Wir, das sind übrigens Mama, Papa, Joschi und ich. Ich heiße Anna, Anna Steenbuck, und bin fünfzehn Jahre alt.

Mein Bruder ist zehn, bald elf und eine echte Nervensäge.

Mein Vater ist Inhaber einer gut gehenden Konservendosenfabrik und meine Mutter hat eine eigene Boutique.

»Es ist ein Wunder, dass wir es jedes Jahr schaffen, gemeinsam in den Urlaub zu fahren«, sagte meine Mutter auch diesmal. Es ist einer ihrer Lieblingssätze.

Ich finde, es ist eher ein Wunder, dass meine Eltern es jedes Jahr schaffen, einen noch öderen Urlaubsort ausfindig zu machen. Letztes Jahr waren wir in Bad Tölz. In diesem Jahr war

ich nur noch dabei, weil ich den Segelschein machen durfte.

»In dreihundert Metern rechts abbiegen! Jetzt rechts abbiegen«, nervte das Navi. Die Scheibenwischer gaben ihr Bestes. Dann waren wir in Qual. Zuerst steuerten wir die Tourismusinformation an, das machen wir immer. Sie war drei Straßen weiter, also einmal quer durch den Ort, und befand sich in einem alten Bauernhaus, in dem wir auch den Schlüssel für unser Ferienhaus abholen sollten. Wir stiegen alle vier aus und es tat gut, die steifen Glieder zu recken. Schließlich waren wir bereits seit neunzig Minuten unterwegs. Genau neunzig Minuten! So weit war es von Hamburg, wo wir wohnen. Kann sich das jemand vorstellen? Während meine Freundinnen sich in Miami oder auf Malle am Strand räkelten, machten wir Urlaub in Qual an der Ostsee, maximale Wassertemperatur neunzehn Grad.

Die Tourismusinformation hatte geschlossen. Wir gingen um das Haus herum auf den Hof.

Papa guckte in den Stall, aber es war niemand da. Nicht einmal die Kühe. Der Regen tropfte vom Kuhstall direkt in meinen Kragen und einen winzigen Augenblick hoffte ich, dass es Mama hier zu dreckig und zu nass wäre. Da rumpelte ein riesiger Traktor auf den Hof. Joschi war begeistert. »Guckt euch mal das Riesenteil an!«, grinste er. »Ob ich da wohl mal mitfahren kann?«

»Bestimmt«, antwortete Papa und grinste genauso blöd wie Joschi.

Der Motor wurde abgestellt und ein Junge kletterte aus dem Fahrerhäuschen. Puuh! Also ich muss sagen, nach Qual sah der nicht aus. Dunkle Haare, breite Schultern, schmale Hüften ... Ihr wisst Bescheid?

»Hallo, ich bin Tjark und Sie sind sicher die Feriegäste.« Er streckte zuerst meiner Mutter und dann meinem Vater die Hand hin. Joschi und mir nickte er nur kurz zu.

»Genau«, sagte mein Vater, »wir haben den *Strandkorb* gemietet.« Strandkorb! Ich fand

das so peinlich. Das Ferienhaus hieß Strandkorb, obwohl es eine ehemalige Weberei war.

»Ich weiß«, sagte Tjark. »Ist ein besonderes Haus. Es liegt schön ruhig und hat einen eigenen Zugang zum Strand. Meistens ist das Wetter hier auch besser.« Er grinste schief. »Kommen Sie mit ins Büro, dann gebe ich Ihnen den Schlüssel.« Wir trotteten hinterher.

»Sie können direkt über den Hof fahren«, erklärte uns Tjark den Weg in unser Ferienhaus. »Dann folgen Sie einfach der schmalen Straße. Wenn Sie am Sanatorium vorbeikommen, sind es nur noch wenige Meter bis zum Haus. Sie biegen einfach links auf das Grundstück ein.«

»Sanatorium?« Meine Mutter zog fragend die Augenbrauen hoch. Sicher hatte sie sonntägliche Besucherströme und parkende Autos vor Augen. »Sagten Sie nicht, das Haus läge schön ruhig?«

»Es liegt ruhig«, beschwichtigte Tjark sie.

»Das Gebäude steht leer.«

Kurz darauf fuhren wir auf einer schmalen Landstraße der Ostsee entgegen.

»Schau mal, Bernd!«, rief meine Mutter. »Das ist sicher das Sanatorium. Da! Du musst abbiegen.«

Ohne zu blinken, riss mein Vater in letzter Sekunde das Lenkrad herum und wir schossen über die Auffahrt auf das Grundstück.

Strandkorb wäre das letzte Wort, das mir zu diesem düsteren Haus eingefallen wäre. Es war ein einstöckiger Backsteinbau mit einer alten Veranda. Aber es lag inmitten von Apfelbäumen und bot einen freien Blick bis hin zum Meer. Am Horizont ließen sich trotz des trüben Wetters die weißen Segel der Boote erkennen. Man konnte leicht ahnen, dass der Ausblick bei klarer Sicht grandios war. Ich hütete mich allerdings, so einen Gedanken auch nur anzudeuten.

»Wer als Erster oben ist!«, rief Joschi und sauste rauf in den ersten Stock. Ich war ihm

dicht auf den Fersen. Joschi war zwar zuerst oben, aber ich hatte den Überblick. Während mein kleiner Bruder noch unschlüssig im Flur stand, stürmte ich zielstrebig in das erste Zimmer auf der linken Seite, schmiss meinen Rucksack auf das Bett und rief: »Belegt!« Sofort stand Joschi hinter mir und fing an zu quengeln. »Das ist gemein, Anna, immer suchst du dir das bessere Zimmer aus.«

Dabei könnte ich wetten, dass Joschi nicht einmal wusste, warum dieses Zimmer das »bessere« sein sollte. Ich dagegen wusste es genau. Es war das Zimmer mit Blick aufs Meer. Joschi konnte das Zimmer gegenüber beziehen, von dort sah man auf die Landstraße und das leerstehende Haus nebenan. Aber im Grunde war Joschi der Ausblick völlig egal, er wollte nur immer genau dasselbe haben wie ich.

Während mein Vater den Wagen entlud, erkundeten wir mit meiner Mutter das Gelände. »Ist dieses Grundstück nicht eine echte

Perle?«, rief sie. »Schaut euch doch nur einmal diese Schaukel zwischen den knorrigen Apfelbäumen an. Anna, das musst du unbedingt malen!«

Ich male, seit ich zehn bin, und hatte natürlich auch in diesem Urlaub meine Staffelei dabei.

Gemeinsam gingen wir bis zur Steilküste am Ende des Grundstücks. Linker Hand befand sich ein kleines Kiefernwäldchen, das außer einem recht verfallenen Schafstall keine weiteren Gebäude beherbergte. Rechts führte eine steile Holztreppe zwischen wilden Heckenrosen hinunter an den Strand. Bis auf einen einsamen Spaziergänger und seinen Hund war der Strand menschenleer.

»Ist dieser Ausblick nicht fantastisch?«, fragte meine Mutter. Wohl oder übel musste ich ihr zustimmen. Es war herrlich, hier oben zu stehen, über das Meer zu blicken und den Wind in den Haaren zu spüren. Die Regentropfen, die uns ins Gesicht schlugen,

blendeten wir beide für diesen Moment einfach aus.

Zurück im Haus kochte meine Mutter eine Kanne Kaffee und Joschi und ich verstauten unsere Habseligkeiten in unseren Zimmern. Die Staffelei stellte ich neben mein Bett.

»Was haltet ihr davon, wenn wir uns nach dem Kaffee die Gegend ansehen?«, fragte Papa. »Es soll hier in der Nähe ein Kloster geben, vielleicht können wir es besichtigen.«

Ich zuckte nur gelangweilt mit den Schultern und verkniff mir die Bemerkung, dass die Möglichkeiten der Freizeitgestaltung in St. Tropez sicher weitaus attraktiver wären, vom Wetter ganz zu schweigen.

Wenig später saßen wir im Auto. Normalerweise erkunden wir einen Ort zuerst mit unseren Fahrrädern, die wir eigens dafür mitbringen. Aber daran war heute nicht zu denken; zu dem ständigen Regen gesellten sich nun auch noch stürmische Böen.

»Wir können doch noch mal zu dem

Bauernhof zurückfahren«, schlug Joschi vor.  
»Vielleicht lässt mich der Junge von vorhin ja auf seinem Trecker fahren.«

»Später, Joschi«, erwiderte meine Mutter,  
»zuerst halten wir nach einem Supermarkt  
Ausschau und sehen uns im Ort um.«

Tja, damit waren wir schnell durch – und ich muss sagen, bisher hatte Qual meine Erwartungen mehr als erfüllt. Es gibt in diesem Ort nämlich genau drei Geschäfte. Einen kleinen Edeka-Markt, einen Bäcker und die Eduard-Hasselreuther-Apotheke.

»Ist euch eigentlich aufgefallen, dass hier alles nach einem gewissen Eduard Hasselreuther benannt ist?«, fragte ich. »Es gibt eine Eduard-Hasselreuther-Apotheke, die Berufsschule ist eine Eduard-Hasselreuther-Schule und wir fahren auf der Eduard-Hasselreuther-Straße.«

»Vielleicht sind die Quäler zu blöd, um sich viele verschiedene Namen zu merken«, sagte Joschi nachdenklich. Ich fing an zu kichern.

Manchmal ist mein Bruder echt witzig.

»Tatsächlich?«, fragte meine Mutter vom Beifahrersitz. »Anna kann gut beobachten.«

»Na, Anna, dann geh doch mal mit deinem Smartphone ins Internet«, meinte mein Vater. »Und google diesen Eduard Hasselreuther. Du würdest zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. Erstens könntest du uns erklären, wer dieser Mensch war. Und zweitens würdest du mir das gute Gefühl geben, dass ich dir die Flatrate nicht nur zahle, damit du dich mit deinen Freundinnen zu jeder Tages- und Nachtzeit über Jungs, Lippenstifte und Klamotten austauschen kannst.«

Ich verdrehte die Augen. »Ich habe es jetzt nicht mit, es ist noch in meiner Tasche.«

»Da hast du es wieder«, sagte mein Vater. Meine Mutter legte ihm beruhigend die Hand auf den Arm.

»Schaut mal, da vorn«, rief sie plötzlich. »Ist das nicht Tjark, der sich da so auf seinem Fahrrad abstrampelt? Und das bei diesem

Wetter.«

»Die Jugendlichen auf dem Land sind eben nicht so verweichlicht wie die in der Stadt«, antwortete mein Vater und hupte zweimal, als wir Tjark überholten.

Mein Vater lässt selten eine Peinlichkeit aus. Ich hoffte inständig, dass Tjark uns nicht erkennen würde, aber da hob er schon grüßend die Hand.

»Hätte er das Fahrrad nicht dabei, hätte ich ihn mitgenommen«, erklärte mein Vater gönnerhaft.

»Ich will lieber an den Strand«, maulte Joschi. »Wie weit ist es denn noch bis zu diesem beknackten Kloster?«

»Wir sind gleich da«, beruhigte ihn meine Mutter. »Hier ist zum Glück nichts wirklich weit voneinander entfernt.« Und Sie hatte recht, schon zwei Straßen weiter kamen wir an der Klosteranlage an.

»Ach schade«, sagte meine Mutter. »Die Führung ist schon vorbei. Wir hätten zwei

Stunden früher kommen müssen.«

Ich grinste.

»Was gibt's denn da zu grinsen, Anna?«, empörte sich mein Vater. »Ein bisschen kulturelles Interesse könnte dir sicher nicht schaden. Und dir auch nicht, Joshua.«

Joschi kickte gerade eine leere Cola-Dose in ein Rosenbeet.

»Heb die Dose auf und wirf sie in den Mülleimer.«

»Wieso? Das ist nicht meine Dose. Ich hab sie nicht ...«, begehrte Joschi auf. Er schwieg aber sofort, als er diesen bestimmten Blick meines Vaters auffing. Mein Vater würde uns niemals schlagen oder so, aber wenn er diesen Blick draufhat, ist es besser, sich der elterlichen Überlegenheit zu beugen. So ungerecht es auch sein mag.

»Schaut mal hier!«, rief ich, um die drohenden Wogen zu glätten. »Auf dieser Tafel steht schon wieder der Name Eduard Hasselreuther. Er hat die Kloster Glocke

gestiftet.«

»Na, das muss ja ein toller Mann gewesen sein«, antwortete mein Vater.

An diesem Tag besichtigten wir nur noch die kleine Kapelle und machten unseren Einkauf in dem winzigen Edeka-Laden. Der Wind frischte noch ein wenig auf und der Regen schien nicht in Stimmung, sich zu verziehen. Niemand aus der Familie hatte heute noch Lust, das Meer anzuschauen, außer Joschi natürlich. Deshalb fuhren wir zurück in unser Ferienhaus und machten es uns vor dem Kamin mit laufendem Fernseher gemütlich. Anschließend aßen wir Abendbrot und spielten ein paar Runden 17 & 4.

»Ostseeluft macht müde«, sagte meine Mutter und reckte sich. »Ich werde heute nicht alt.«

Ich verkrümelte mich ebenfalls in mein Zimmer. Verschickte noch ein paar Mails an meine Freunde, schaute kurz bei Facebook vorbei und wollte mich grade hinlegen, als mir

Eduard Hasselreuther wieder einfiel. Papa würde mich morgen sicher nach ihm fragen. Also schnappte ich mir meinen Laptop und googelte. Bei Wikipedia wurde ich fündig. Eine kleine Fotografie zeigte einen hageren Mann mit Zylinder zwischen einer Schar Kinder.

Dr. Eduard Hasselreuther, geb. 1827 in Eutin, gest. 1895 in Qual. Eduard Hasselreuther wuchs in bürgerlichen Verhältnissen auf und studierte nach dem Abitur an der Christian-Albrechts-Universität in Kiel Medizin. Anschließend lehrte er an den Universitäten in Leipzig und Heidelberg Virologie. Von 1869 bis 1874 leitete er in Suriname in Südamerika eine Leprakolonie. Zurück in der Heimat, gründete er 1877 die erste Lungenheilanstalt in Holstein, direkt an der Ostsee, in dem Ort Qual.

Was Dr. Eduard Hasselreuther so besonders machte und ihm sogar die Ehrenbürgerschaft der Gemeinden Qual und Graatz einbrachte, war sein außergewöhnliches soziales Engagement. Denn er stellte sein Sanatorium nicht nur der wohlhabenden Bürgerschicht zur Verfügung, er nahm auch an Tuberkulose und Typhus erkrankte Kinder und Jugendliche aus den Armen- und Waisenhäusern auf und behandelte sie in seinem Sanatorium kostenlos. Waren die Kinder dann von ihrer schlimmen Krankheit genesen, beschäftigte er sie für eine gewisse Zeit in der eigens zu diesem Zweck errichteten Weberei und schickte sie

anschließend gesund und mit etwas Geld in der Tasche zurück in ein neues Leben.

Ich war beeindruckt. Schließlich hatte ich das Thema »Industrialisierung« doch gerade in der Schule gehabt und wusste daher, unter welch erbärmlichen Umständen die Armenhäuser und Waisenkinder gelebt hatten.

Draußen rüttelte der Wind an allen Fenstern und Türen.

Es war spät geworden und Mama hatte recht, wenn sie sagte, dass Ostseeluft in den ersten Tagen müde macht.

Also schaltete ich das Licht aus und kuschelte mich in die weichen Kissen. Der Regen trommelte wie mit ungeduldigen Fingern gegen die Fensterscheiben. Das ganze Haus heulte. Nein, heulen war nicht das richtige Wort. Es atmete, man konnte es laut und deutlich hören. Ich lauschte und fand, dass das Haus wie ein großes Tier klang, das wartete. Ein – aus – ein – aus.

Ich stand auf, um die geblümten Vorhänge zuzuziehen – und da bemerkte ich sie. Eine helle Gestalt, kaum mehr als ein Umriss. Sie stand da, direkt vor dem Haus, und sah zu mir herauf. Der starke Regen schien ihr nichts auszumachen. Mit einem Ruck zog ich die Vorhänge zu, zählte bis zehn und riss die Vorhänge wieder auf. Nichts. Die Gestalt war verschwunden, der Garten lag dunkel und verlassen da.

Nachdenklich legte ich mich wieder ins Bett. Ich neige nicht zu Hirngespinsten. Also wer stand da nachts bei strömendem Regen unter meinem Fenster? Ich nahm mir vor, der Sache morgen früh auf den Grund zu gehen. Vielleicht fand ich ja ein paar Fußabdrücke, oder ich hatte mich doch ganz einfach getäuscht.

Ein – aus – ein – aus – ein ... Das war nicht der Sturm. »Hör auf, Anna, und schlaf jetzt!«, rief ich mich selber zur Ordnung.



## 2. KAPITEL

Am nächsten Morgen hatte der Sturm den Himmel blank geputzt und sämtliche Wolken vertrieben. Die Morgensonne lächelte freundlich und die nächtlichen Schatten waren meilenweit entfernt.

»Habt ihr gut geschlafen, trotz des tobenden Sturms?«, fragte Papa beim Frühstück.

»Ich habe gedacht, das ganze Haus fliegt

davon«, antwortete meine Mutter.

»Wie beim Zauberer von Oz«, sagte Joschi und zerkrümelte sein Croissant.

»Und ich hatte das Gefühl, es steht jemand vor dem Haus«, sagte ich.

Mama sah von ihrem Frühstücksei auf.

»Warum denn das?«

»Ich wollte die Vorhänge zuziehen«, erklärte ich, »und da stand direkt vor dem Haus eine helle Gestalt, voll unheimlich.«

»Buuuuuuhuuuhuu!«, machte Joschi.

»So, eine helle Gestalt«, sagte mein Vater. Ich hörte schon an seinem Tonfall, dass er mir nicht glaubte. »Und die hast du gesehen? Bei Nacht?«

»Ich sagte doch, sie war irgendwie hell«, verteidigte ich mich.

»Das kann alles Mögliche gewesen sein«, meinte meine Mutter. »Vielleicht eine Lichtspiegelung in den Regentropfen oder so etwas.«

»Ja, vielleicht«, gab ich zu. »Außerdem hat

das Haus komische Geräusche gemacht. Es klang, als würde es atmen, irgendwie asthmatisch«, versuchte ich es weiter. Es konnte doch nicht sein, dass ich mir alles nur einbildete.

»Es klang *asthmatisch*«, horchte mein Vater auf. »Verflixt, sollte ich versehentlich den alten asthmatischen Butler mitgebucht haben? Nein, ausgeschlossen! Ich habe ausdrücklich gesagt, dass wir ihn nicht wollen.« Er fing an zu glucksen und auch Joschi wollte sich ausschütten vor Lachen.

Ich war beleidigt. Ich meine, ich kann doch nichts dafür, dass diese Familie so dumpf ist, dass sie solche Sachen nicht mitbekommt.

»Gehen wir gleich an den Strand? Heute scheint doch die Sonne«, schlug Joschi vor. »Außerdem habt ihr mir versprochen, dass wir den Kletterwald besuchen.«

»Dafür müssen wir erst einen Kletterwald ausfindig machen«, sagte Papa und schnitt sich sein drittes Brötchen auf.

»Hat Anna schon, stimmt's?« Joschi hüpfte ungeduldig auf seinem Stuhl auf und ab. »Sie hat im Internet nachgesehen.«

»Stimmt«, sagte ich. »Der nächste Kletterwald ist in der Nähe von Eutin. Ich habe aber keine Lust, Joschi beim Klettern zuzusehen.«

»Dann bleibst du eben hier«, sagte mein Vater.

»Wir bleiben heute alle hier«, erklärte meine Mutter. »Das Wetter ist perfekt für einen Tag am Strand. Außerdem haben wir einen eigenen Zugang und das ist fast so etwas wie ein Privatstrand.«

»Glaubst du nicht, dass es noch zu nass ist?«, fragte mein Vater.

»Bei Sonne und Wind trocknet der Sand schnell und es ist ja bald Mittag«, beruhigte ihn meine Mutter.

Während sie anfing, die Strandtasche zu packen, zog ich mir meinen Bikini unter, klemmte mir mein Strandtuch und die

Sonnencreme unter den Arm und ging vor das Haus. Den Blick fest auf den Boden geheftet, versuchte ich herauszufinden, wo die Gestalt von gestern Nacht wohl gestanden hatte. Es war aussichtslos. Sollten dort jemals Fußspuren gewesen sein, hatte der Regen der letzten Nacht sie weggewaschen.

»Privatstrand«, hatte meine Mutter gesagt. Davon musste sie geträumt haben. Hunderte Urlauber tummelten sich im Sand und keine dreihundert Meter weiter gab es sogar einen Campingplatz und eine Strandpromenade. Von Ruhe und Abgeschiedenheit keine Spur.

Meine Familie ließ sich gleich am Fuße unserer sogenannten Privattreppe nieder. Dass drei Meter neben ihnen eine sechsköpfige Familie aus Recklinghausen lagerte, störte sie nicht im Geringsten.

Ich ging fünfzig Meter weiter. Meinen Vater und meinen Bruder konnte ich trotzdem noch hören und man musste mich ja nicht unbedingt

mit ihnen in Verbindung bringen.

Wenig später tauchte mein Vater bereits prustend aus der eiskalten Ostsee auf. Er hatte sich jede Menge Seetang wie eine Perücke über den Kopf gehängt und stürzte sich brüllend auf meine Mutter. Joschi, die Dumpfbacke, machte es natürlich nach.

Zum Glück hatte ich mich verzogen. Es war herrlich, einfach in der Sonne zu liegen und dem Rauschen der Wellen zuzuhören.

Gerade hatte ich mich zum zweiten Mal eingecremt und döste wieder selig vor mich hin, als ein Schatten auf mein Gesicht fiel. Ärgerlich öffnete ich die Augen – und schnappte nach Luft. Direkt über mir stand Tjark und grinste breit.

Sein sonnengebräunter Körper steckte in schwarzen Badeshorts und in jeder Hand hielt er einen Becher Cola.

»Darf ich dich zu einer Cola einladen?«, fragte er und ließ sich neben mir in den Sand plumpsen, ohne meine Antwort abzuwarten.

Ich fühlte mich, käsig, wie ich war, etwas unbehaglich in seiner Nähe. Eigentlich hatte ich mich ja vorbräunen wollen, aber Sonnenbank erlauben meine Eltern erst ab achtzehn. Darin sind sie sich einig.

»Darfst du«, sagte ich lauter und selbstbewusster, als mir zumute war. »Wie kommt es, dass du zwei Becher Cola dabei hast?«

Er zog spöttisch die Augenbrauen hoch. »Ich habe dich beobachtet«, knurrte er tief und gefährlich. Dann grinste er.

»Ich habe gehofft, dich einmal ohne Anhang anzutreffen. Als ich dich dann hier sitzen sah, sagte ich zu mir: Tjark! Das ist deine Chance. Und wenn du es nicht ganz blöd anstellst, dann trinkt dieses nette Mädchen vielleicht eine Cola mit dir.« Er verbeugte sich im Sitzen und ich merkte, wie ich knallrot wurde. So hatte mich bisher noch kein Junge angesprochen.

»Wie heißt du eigentlich?«

»Wa... Was? Anna«, stammelte ich dann und

streckte ihm blöderweise meine Hand hin, die vor Sonnencreme nur so triefte. Oh, er musste glauben, ich sei etwas beschränkt.

»Ich heiße Tjark«, sagte er und griff beherzt zu, was ein eklig schmatzendes Geräusch zur Folge hatte. Anschließend versuchte er, die Creme an seinen Fingern loszuwerden, indem er sie tief in den Sand grub.

»Du hast mich beobachtet?«, fragte ich auf gut Glück. »Hast du gestern Nacht auch zufällig vor unserem Ferienhaus gestanden und zu meinem Fenster hochgeguckt?« Sofort hätte ich mich ohrfeigen können! Wie klang *das* denn?

»Natürlich nicht!«, sagte Tjark entrüstet und er klang ehrlich empört. »Glaubst du, ich bin ein Spanner?«

»N... nein, natürlich nicht«, stammelte ich erneut und nahm mir vor, demnächst ein Buch zu schreiben. Titel: *Wie ich einen Verehrer in weniger als fünf Minuten loswerde.*

»Gestern Abend, als es so geregnet hat, habe

ich geglaubt, jemanden im Garten zu sehen, direkt unter meinem Fenster.«

Tjark sah mich blitzschnell an, als wäre er erschrocken. Er versuchte es zwar zu überspielen, indem er mir die Cola hinhielt, aber ich hatte seine Reaktion bemerkt. »Und was hast du sonst so vor?«, lenkte er das Gespräch in unverfänglichere Gewässer.

»Ich fange nächste Woche mit meinem Segelschein an.«

»Ach, tatsächlich.« Tjark blickte abwesend über die Ostsee. »Bei welcher Schule machst du deinen Schein?«

»Ich glaube, sie heißt Nautilus«, antwortete ich. »Segelst du auch?«

»Ein bisschen«, sagte Tjark. Dann schlug neben uns eine Wasserbombe ein.

»Hallo Tjark! Weshalb sitzt du hier bei Anna? Bist du etwa in sie verknallt? Schmatz, schmatz, schmatz!« Joschi küsste lautstark in die Luft. Natürlich wurde ich sofort wieder knallrot und dafür hätte ich ihm am liebsten

eine runtergehauen.

»Warum kommst du nicht zu uns?«, bot Joschi dann an. »Mein Vater und ich tauchen dahinten nach dem goldenen Gründelwurz.«

»Nach dem was?«

»Nach dem goldenen Gründelwurz«, erklärte Joschi bereitwillig.

»Aha«, sagte Tjark und sah dabei nicht aus, als ob er irgendetwas verstanden hätte.

»Das ist ein Stein«, erklärte ich genervt. »Sie machen Handstand im Wasser und holen einen blöden Stein rauf, den sie vorher ins Wasser geworfen haben.«

»Ach so!«, rief Tjark und sein Gesicht leuchtete auf. »Klar mache ich da mit.«

Häää, wie bitte? Ich glaubte, meinen Ohren nicht zu trauen. Da hatte dieser Kerl die Wahl zwischen einem entzückenden, witzigen, zugegebenermaßen etwas blassen Mädchen und einem Stein! Und er entschied sich für den Stein!!! Na, dann danke, Cavaliere, die Cola schmeckt auch allein.

Das gute Wetter hielt genau zwei volle Tage an. Aber diese zwei Tage reichten schon aus, um der gesamten Familie einen höllischen Sonnenbrand zu bescheren. Deshalb war niemand böse, als es am darauffolgenden Tag eher bedeckt war. Meine Eltern fuhren mit meinem Bruder in den Kletterwald bei Eutin und ich war froh, für mich allein zu sein. Ich wollte die Zeit nutzen, um in aller Ruhe zu malen. Zu gern hätte ich das große, leerstehende Haus auf dem Nachbargrundstück gemalt. Es wirkte irgendwie, als sei die Zeit dort stehen geblieben. Aber ich traute mich nicht, das fremde Grundstück einfach zu betreten. Also postierte ich mich vor dem Kiefernwäldchen am Rande der Klippen. Der Blick über die Ostsee war spektakulär, am Horizont zogen sich schwarze Wolken zusammen, während über mir gerade die Sonne herausbrach. Die Segel der Boote leuchteten blendend weiß und das sonst so graue Wasser schimmerte grün.

Ich fing an zu skizzieren, verwarf die Skizze wieder und startete neu. Ich wollte diese einmalige Atmosphäre unbedingt einfangen. Schließlich war ich so vertieft in meine Arbeit, dass ich das Gewitter erst bemerkte, als die ersten dicken Regentropfen auf mich herabprasselten.

Zuerst wollte ich meine Sachen schnell zusammenpacken, aber ich hatte eben noch nie ein richtiges Ostseegegitter erlebt.

Der Weltuntergang konnte nicht schlimmer sein. Orkanböen trieben eine graue Regenwand direkt auf mich zu. Donner rollte ohrenbetäubend über den Himmel und Blitze schlügen im Sekundentakt in die Ostsee. Von drinnen durch das Fenster beobachtet war das sicher ein Spektakel, aber hier, ungeschützt auf den Klippen, wirkte es furchteinflößend. Ich ließ alles stehen und liegen und flüchtete in den verfallenen Schafstall, der gleich hinter mir im Kiefernwäldchen stand.

Obwohl es von den Klippen bis zum Stall nur

ein kurzes Stück war, wurde ich nass bis auf die Haut. Ich drängte mich in die einzige überdachte Ecke und beobachtete durch die Löcher im verfallenen Dach die zuckenden Blitze am Himmel. Kurz dachte ich an meine Eltern und Joschi, die sich mit dem Kletterwald ja genau die richtige Location für solch ein Wetter ausgesucht hatten. Es krachte fürchterlich. Ein Blitz hatte in eine Kiefer eingeschlagen.

Ängstlich drückte ich mich tiefer in meine Ecke und betete, dass das Gewitter endlich vorbeiziehen möge.

Es dachte nicht daran! Stattdessen wurde es immer schlimmer. Mir fiel ein, dass ich schon einmal von Gewittern gehört hatte, die tagelang hin und her zogen und sich praktisch nicht von der Stelle bewegten. Mitten in diesen beunruhigenden Gedanken mischte sich das Gefühl, nicht mehr allein zu sein. Es fühlte sich an, als würde jemand dicht hinter mir stehen. Was natürlich nicht sein konnte, ich lehnte ja

an der Wand. Ich bekam eine Gänsehaut. Dann hörte ich Stimmen. Stimmen, die flüsterten. Mal laut, mal leise. Kinderlachen. Plötzlich Schreie. Verwirrt richtete ich mich auf, um nachzusehen, woher die Stimmen kamen. Fehlanzeige, der Stall war leer. Außer mir war niemand da. Dann bemerkte ich eine Bewegung. Im blassen Licht des Regens huschten Schatten am Stall vorbei. Jetzt machte sich Panik in mir breit. Was war das? Ich wollte weg, nur weg von diesem unheimlichen Ort. Ein greller Blitz erhellt das Zwielicht. Und da sah ich ihn. Er stand in der Stalltür, höchstens sieben Meter von mir entfernt. Sein Gesicht sah aus, als sei es mit einer Wachsschicht überzogen. Ein Grinsen verzerrte es zu einer teuflischen Fratze. Mein Herz raste! Was war das für ein Mann? Er trug einen schwarzen Gehrock, gestreifte Hosen und einen schwarzen Zylinder. Und er kam mir irgendwie bekannt vor. Doch das Schlimmste war, dass er mich mit seinem Zeigefinger zu

sich heranlockte!

Ich wirbelte herum und sprang mit einem Satz aus dem Fenster. Wie von Furien gehetzt, rannte ich durch das Kiefernwäldchen. Ich rannte, wie ich noch nie in meinem Leben gerannt war, meine Lungen drohten zu platzen. In Sport war ich noch nie gut gewesen. Dann kam endlich unser Ferienhaus in Sicht. Atemlos hämmerte ich an die Tür. Niemand öffnete. Natürlich, meine Familie war im Kletterwald in Eutin.

Ängstlich drehte ich mich um. Gott sei Dank! Es war niemand zu sehen. Ich keuchte zwar, aber langsam beruhigte sich mein Atem. Ich setzte mich auf den Boden der Veranda. Was, um Himmels willen, hatte ich gesehen? Das Gewitter zog inzwischen ab, der Regen ließ nach und hörte schließlich ganz auf. Die Sonne stahl sich zwischen zwei Wolken hervor und ließ die Regentropfen im Gras glitzern. Hatte ich mich geirrt? Waren die Stimmen, das Donnergrollen und der Mann in der Tür eine

Sinnestäuschung im Zwielicht des Gewitters gewesen?

Ich versuchte, mich zu beruhigen. Der Schlüssel zum Haus steckte im Beutel zwischen meinen Malsachen, die ich auf den Klippen zurückgelassen hatte. Wenn ich nicht noch Stunden auf der Veranda hocken wollte, musste ich ihn wohl oder übel holen. Also machte ich mich auf den Weg. Um das Kiefernwäldchen schlug ich einen riesigen Bogen, obwohl es jetzt bei Sonnenschein ganz harmlos aussah.

Das Erste, worüber ich mich wunderte, war, dass meine Staffelei nicht umgefallen war. Ich hatte nach diesem Gewitter erwartet, jede Menge Kleinholz vorzufinden. Stattdessen stand sie aufrecht und sogar das Brett mit meiner Zeichnung schien noch darauf zu sein. Soweit ich das aus dieser Entfernung beurteilen konnte.

Ich lief näher – und eine Klaue aus Eisen legte sich um mein Herz. Statt meiner Skizzen

zeigte das Bild ein zum Schrei verzerrtes Gesicht. Die schwarze Farbe war verlaufen, aber was mich noch mehr erschreckte, jemand hatte mit dickem Pinsel die Buchstaben SOS darübergeschmiert. SOS – save our souls, rette unsere Seelen!

Ich schnappte nach Luft. Mechanisch verstautete ich die zerstreut liegenden Malutensilien in der Tasche, die sich in den Heckenrosen verfangen hatten. Ich wusste nicht, was ich denken sollte, und es ging mir so, wie es mir immer geht, wenn mich eine Sache überfordert. Mein Kopf wird leer. Ich rollte das schreckliche Bild zusammen, klappte die Staffelei ein und marschierte zurück zum Haus.

Dort ging ich hinauf in mein Zimmer, steckte das Bild in meinen Koffer und setzte mich in den Schaukelstuhl, um den Joschi mich so beneidete. Ich dachte nach. Bildete ich mir das alles nur ein? Wurde ich vielleicht wahnsinnig? Oder passierte hier gerade etwas, das ich im

Moment einfach nicht begreifen konnte? Und wieso kam mir dieser Kerl aus dem Stall so bekannt vor? Ich kam einfach nicht darauf.

Meiner Familie, die erst am späten Nachmittag nach Hause kam, erzählte ich nichts von den seltsamen Dingen, die ich inzwischen erlebt hatte. Sie würden mir vermutlich sowieso nicht glauben und auf das dämliche »Buuhuuuhuu, Anna sieht Gespenster« meines Bruders konnte ich locker verzichten. Ich wusste ja nicht einmal, ob ich mir selbst trauen konnte.

In dieser Nacht hörte das Haus auf zu atmen, aber vielleicht hielt es auch nur die Luft an.



### 3. KAPITEL

Am nächsten Vormittag begann mein Segelkurs. Ich packte die Segelschuhe, die ich eigens dafür gekauft hatte, in meinen Rucksack und war froh darüber, dass es heute losging. Ein wenig Ablenkung würde mir sicher guttun.

Meine Familie, die rein gar nichts von den unheimlichen Dingen ahnte, die direkt vor ihrer Haustür stattfanden, war wie immer bei bester

Laune. Nur Joschi blickte verdrießlich drein. Er war sauer, dass er den Segelschein noch nicht machen durfte. Was meine Vorfreude darauf nur erhöhte.

Wenig später saßen wir im Auto auf dem Weg nach Hohn, wo der Kurs stattfinden sollte.

Beim Bäcker hielten wir noch einmal an. »Anna, spring schnell raus und hol uns vier von diesen unglaublich leckeren Franzbrötchen«, forderte mich mein Vater auf.

»Aber du hast doch eben erst gefrühstückt«, gab meine Mutter zu bedenken.

»Na und? Wer weiß, wie lange wir da festsitzen und aufs Wasser starren müssen, bis Annas Segel endlich wieder am Horizont auftaucht.«

»Dann hol mal lieber zehn Franzbrötchen«, meinte Joschi.

Ich kaufte vier. Der Laden war leer, bis auf die Frau des Bäckers und eine Frau, die im Laden ihre Freilandeier abgab. Sie begrüßten mich mit einem knappen »Moin« und ließen

sich nicht weiter in ihrer Unterhaltung stören. Leider sprachen sie so leise, dass ich Mühe hatte, sie zu verstehen. Nicht dass es mich interessieren würde, worüber fremde Leute sich so unterhalten, aber wenn ich schon warten musste ...

»Er soll wieder da sein«, flüsterte die Bäckersfrau und warf mir einen unruhigen Blick zu. »Er wurde gesehen.«

»Von wem?«, fragte die Eierfrau zurück und gleich hinterher: »Du meinst, es geht wieder los?«

Die Bäckersfrau nickte. »Sieben Jahre sind um«, sagte sie. Dann nickte sie kurz in meine Richtung. »Die Kleine macht mit ihrer Familie in dem Haus Urlaub.«

»Oh«, erwiderte die Eierfrau nur kurz. Und lauter, an mich gewandt: »Habt ihr das Gewitter gestern denn gut überstanden?« In ihrem Blick lag die blanke Neugier.

»Haben wir, danke der Nachfrage«, antwortete ich. Die beiden tauschten

vielsagende Blicke.

»Was darf es sein?«, fragte die Bäckersfrau.

»Vier Franzbrötchen, bitte.«

»Das hat ja ewig gedauert«, murrte Joschi, als ich wieder ins Auto stieg. Während der ganzen Fahrt ging mir die Unterhaltung nicht aus dem Kopf.

Die Segelschule Nautilus war an diesem Vormittag gut besucht. Ich war wohl nicht die Einzige, die ihren Grundschein machen wollte. Eine ganze Schulkklasse aus Essen schien dasselbe vorzuhaben. Der Inhaber der Segelschule, Herr Jensen, begrüßte uns und hielt einen kurzen Vortrag über die Vorteile eines Segelscheins.

»Das Allerwichtigste ist der Spaß am Segeln«, sagte er. Schließlich gehe es nicht darum, den Schein zu machen, sondern das Segeln zu erlernen. Da das aber mehr sei, als ein Boot von A nach B zu steuern, sei es wichtig, sich mit gewissen Regeln vertraut zu

machen usw. Mir ging die Unterhaltung aus der Bäckerei noch immer nicht aus dem Kopf. »... für ein gefahrloses Miteinander auf europäischen Gewässern«, schloss Herr Jensen und dann ging es endlich zu den Booten. Die Fünftklässler verteilten sich auf die Optis. Für mich stand zum Glück eine größere Jolle bereit. Im Geiste hatte ich mich schon als Elefant in einer Nusschale gesehen.

Mein Segellehrer war noch nicht da und so wartete ich im Kreis meiner Familie, die sich bereits über die mitgebrachten Franzbrötchen hermachte.

»Steig doch schon mal ein«, schlug Joschi vor.

»Quatsch«, sagte ich. In diesem Moment sprang mein Segellehrer auf den Steg und – Überraschung! Es war niemand anderes als Tjark. Mein Herz machte einen kleinen Hüpfer.

»Sieh an, der Tjark«, sagte mein Vater. »Du scheinst ein Mann mit vielen Talenten zu sein!«

»Da könnte etwas dran sein«, erwiderte

Tjark lachend.

»Ich glaube, du bist in guten Händen, Anna. Wir holen dich um fünf Uhr wieder ab.«

»Ist in Ordnung«, sagte ich.

»Was soll ich als Erstes tun?« Die Frage galt natürlich Tjark.

Er grinste mich an.

»Zuerst legst du deine Schwimmweste an, dann kannst du an Bord gehen. Ich habe das Boot heute schon klargemacht. Ab morgen ist das dann deine Aufgabe. Segeln lernt man nämlich nur durchs Segeln. Aber die ersten Stunden auf dem Wasser darfst du einfach genießen, schließlich wollen wir dich mit dem >Segelvirus< infizieren.« Ich grinste zurück und kletterte an Bord. Tjark legte gekonnt vom Steg ab, ich winkte meinen Eltern und wir nahmen Kurs aufs offene Meer.

Dieser Tag war wie fürs Segeln gemacht. Weiße Schäfchenwolken segelten am blauen Himmel mit uns um die Wette. Es war einfach herrlich. Was wollte ich mehr? Sonne, Wind

und ein toller Typ neben mir. Ich spürte den Wind in den Haaren, die Sonne auf der Haut und trotzdem stahl sich immer wieder der Gedanke an das belauschte Gespräch in mein Hirn. »Er soll wieder da sein ...« Sprachen sie womöglich von dem Mann, den ich gesehen hatte? Schnell drängte ich diesen Gedanken in den Hintergrund.

»Hier, fang!« Tjark warf mir eine Dose Cola zu. Sie landete direkt neben mir. Ich bin kein guter Fänger.

»Danke«, sagte ich. »Das nenne ich Service.« Ich öffnete die Dose und ein Strahl Cola ergoss sich auf mein T-Shirt.

Tjark musste mich für einen Riesentrampel halten.

»Hier!« Er schmiss ein Handtuch hinterher, das sich prompt einmal um meinen Kopf wickelte. Hastig riss ich es herunter und bearbeitete mein T-Shirt.

»Und, was machst du sonst so? Wo macht man selber Urlaub, wenn man an einem

Urlaubsort wohnt?«, versuchte ich die Unterhaltung anzukurbeln, als würde es den riesigen Fleck auf meinem Shirt nicht geben.

Tjark sah mich geheimnisvoll an. »Was ich sonst so mache?«

Er senkte die Stimme. »Ich weiß nicht, ob ich es dir sagen kann.«

»Was denn?« Meine Neugierde war geweckt.

»Kannst du schweigen?«

»Klar kann ich schweigen«, sagte ich. Und um zu beweisen, wie gut ich schweigen konnte, schloss ich meinen Mund mit einem unsichtbaren Schlüssel ab und warf ihn über Bord. Das hatte uns unsere Klassenlehrerin in der ersten Klasse beigebracht. Tjark sah unauffällig über seine Schulter. »Es ist extrem wichtig, dass du das, was ich dir erzähle, für dich behältst«, flüsterte er. »Lebenswichtig.«

»Oh!« Ich sah ihn mit aufgerissenen Augen an.

»Ich bin nicht der, für den du mich hältst«, flüsterte er weiter.

»Sondern?«

»Ich bin ...« Betrübt brach er ab. »Du wirst mir nicht glauben.«

Jetzt rührte er an meinen Beschützerinstinkt.

»Natürlich glaube ich dir!«, versicherte ich. Die nächsten fünf Minuten versuchte ich ihm zu erklären, weshalb sein Geheimnis bei mir gut aufgehoben wäre.

»Na gut«, sagte er schließlich. »Ich vertraue dir.«

Na also. Ich grinste innerlich.

»Du glaubst, ich bin Tjark, stimmt's?«

Ich nickte.

»Aber der bin ich nicht. In Wirklichkeit bin ich ...«

Ich hielte die Luft an.

»Die menschliche Spinne!«

Hatte ich richtig gehört? Die menschliche Spinne? »Spiderman!«, rief er gerade und tat so, als würde er ein Gebäude erklimmen. »Gekommen, um die Welt zu retten!« Er brach in schallendes Gelächter aus.

»Idiot!«, zischte ich und pfefferte ihm das Handtuch an den Kopf.

»Ich habe doch gesagt, dass du mir nicht glauben wirst!«

Ich war leicht angesäuert.

»Ach, Anna! Es tut mir leid. Aber du hast sofort an meinen Lippen gehangen, da konnte ich nicht anders.«

»Na klasse, danke.« Ich sah über das Meer.

»Kannst du mir verzeihen?«, fragte er zerknirscht und warf mir eine rote Plastikrose in den Schoß. Was er alles an Bord hatte! Ich musste ein kleines bisschen lachen.

»Ab jetzt werde ich nur noch die Wahrheit sagen«, versprach er und sah mich freundlich an. »Du wolltest wissen, was ich so mache. Also, ich mache ganz normale Dinge. Ich gehe zur Schule, wohne bei meinen Eltern und jobbe als Segellehrer, um mir meinen Urlaub zu verdienen. Dieses Jahr wollte ich mit ein paar Kumpels mit dem Rad nach Schweden fahren. Leider hat sich der Segellehrer, der mich

vertreten sollte, ein Bein gebrochen und Herr Jensen hat mich gebeten, den Urlaub zu verschieben. Er hat mich gebeten! Verstehst du?«

Tjark tat, als würde er eine unsichtbare Person würgen.

»O.k.«, sagte ich. »Du hast also nicht freiwillig verzichtet.«

»Ich war total sauer, aber jetzt kann ich ihm kaum noch böse sein. Denn ohne ihn hätte ich dich wohl nicht kennengelernt.«

Das ging runter wie Öl. Ich war hin- und hergerissen. Einerseits war ich noch ein bisschen beleidigt, weil er mich so verarscht hatte. Andererseits war er ungeheuer charmant.

»Pass auf, wohin du steuerst!« Tjarks Worte drängten sich in mein Bewusstsein. Er hatte mich an die Ruderpinne gelassen und ich war gerade dabei, wieder Kurs aufs offene Meer zu nehmen, anstatt den Liegeplatz anzusteuern.

»Sorry, ich war in Gedanken.« Tjark sah

mich kurz an und übernahm das Ruder.

»Schade, dass die Stunden schon um sind«, sagte ich, als wir in den Hafen einliefen. »Es hat Spaß gemacht, mit dir zu segeln, trotz der Verarsche. Du bist ein guter Lehrer.«

»Danke.« Tjark deutete eine Verbeugung an. »Wenn du willst, kannst du mit mir nach Qual zurücksegeln. Ich bin mit meinem eigenen Boot hier.«

»Echt? Das wäre ja super«, sagte ich.

Am Anleger warteten bereits meine Eltern und Joschi. Die drei lutschten Eis.

»Na, Anna, hast du die Äquatortaufe hinter dir?«, wollte mein Vater wissen.

»Das sah gut aus, wie ihr hier eingelaufen seid«, rief meine Mutter. »Hat es Spaß gemacht?«

»Es war toll! Am liebsten würde ich noch weitersegeln«, antwortete ich. »Tjark hat sein eigenes Boot hier und fährt nachher nach Qual zurück. Er hat gefragt, ob ich mitmöchte. Darf ich?«

Meine Eltern blickten sich an und ich sah, wie mein Vater meiner Mutter zuzwinkerte. Echt peinlich.

»Von mir aus, wenn du noch nicht genug hast«, sagte meine Mutter lächelnd.

»Dann will ich auch mit«, krähte Joschi. Ich bekam einen Schreck.

»Du kommst mit uns mit, junger Mann.« Manchmal denkt mein Vater tatsächlich mit. Ich grinste.

Meine Eltern fuhren los. Ich setzte mich auf den Steg und beobachtete, wie Tjark in das Büro der Segelschule ging, um sich abzumelden. Er sah einfach Hammer aus und unter gewissen Umständen konnte ich die Sachen mit dem Stein und der menschlichen Spinne direkt vergessen.

Wir segelten nah an der Küste entlang. Es machte Spaß, die Urlauber im Wasser und am Strand zu beobachten. Trotzdem wanderten meine Gedanken wieder und wieder zu dem Gewitter und dem Gespräch in der Bäckerei

zurück. Sie ließen sich auch nicht mehr so einfach verdrängen. Ich musste darüber reden.

»Woran denkst du?«, fragte Tjark nach einer Weile. Eigentlich mag ich diese Frage nicht, aber jetzt war es vielleicht eine Chance. Ich sah ihm direkt in die Augen und sagte: »Das Gewitter gestern geht mir nicht aus dem Kopf.« Sollte er etwas anderes erwartet haben, ließ er es sich nicht anmerken. Er sah mich aufmerksam an.

»Ich weiß nicht, wie ich anfangen soll«, sagte ich vorsichtig. »Ich habe das Gefühl, dass mit unserem Haus etwas nicht stimmt.«

Tjarks offener Blick zog sich zu. Er wurde vorsichtig. »Wie kommst du darauf?«, fragte er.

»Na ja«, sagte ich. »Ich habe dir doch davon erzählt, dass ich in der ersten Nacht dachte, es stünde jemand direkt vor meinem Fenster?« Er nickte. »Gestern habe ich auf den Klippen gemalt, als das Gewitter heranzog ...« Ich beschrieb ihm, was ich erlebt hatte. Tjark hörte

mir genau zu. Als ich ihm dann von dem schaurigen Mann im Stall, seiner altmodischen Kleidung und der Staffelei erzählte, sah er geradezu erschrocken aus. »Und dann«, fuhr ich fort, »habe ich heute in der Bäckerei gehört, wie die Frau des Bäckers zur Eierfrau sagte: >Er ist wieder da ... und sie< – damit meinte sie mich – >macht mit ihrer Familie Urlaub in dem Haus.< Da dachte ich, vielleicht kannst du etwas damit anfangen.« Hoffnungsvoll sah ich ihn an. »Du darfst nicht denken, ich sei übergeschnappt und sehe Gespenster oder so etwas, aber ...«

»Glaub ich auch nicht«, erwiderte Tjark und fuhr sich mit der Hand nervös durch die Haare. Er machte eine Pause. »Aber viel kann ich dir nicht erzählen.« Wieder eine Pause. Ich wartete gespannt.

»Vor sieben Jahren hat es einen Unfall gegeben.«

»In unserem Ferienhaus?«

Tjark schüttelte den Kopf. »Die damalige

Besitzerin ist an der Steilküste verunglückt. Ein Angler fand sie eines Morgens tot am Fuße der Klippen.« Ich schauderte. »Man nahm an, sie hätte einen nächtlichen Spaziergang gemacht, sei dann ausgerutscht und die Klippen hinuntergestürzt. In der Nacht hat es nämlich geregnet.«

»Und da macht sie einen Spaziergang?«, entfuhr es mir.

Tjark nickte. »Noch etwas war seltsam. Man fand einen ihrer Schuhe mitten auf dem Rasen vor dem Haus. Die Kripo meinte, das könnte ein Hinweis darauf sein, dass sie gerannt wäre. Die Ermittlungen liefen aber alle ins Leere.«

»Weshalb sollte sie gerannt sein?«, fragte ich.

Tjark zuckte mit den Schultern. »Vielleicht hatte sie Angst.«

Ich bekam eine Gänsehaut. Gestern war ich auch gerannt.

»Könnte ER dahintergesteckt haben? Dieser seltsame, wächserne Mann, den ich im Stall

gesehen habe?«

»Keine Ahnung. Ich war damals neun Jahre alt.«

Nun war ich nicht mehr zu bremsen.

»Glaubst du, die tote Besitzerin spukt dort jetzt als Geist herum?«

»Nee, glaub ich nicht«, meinte Tjark.

»Damals hat Hinnak, der Knecht vom Schuller Hof, auch so einen seltsamen Typen gesehen, ebenfalls ganz in der Nähe des Hauses. Aber Hinnak trinkt ganz gern mal einen ...«

Inzwischen waren wir in Qual angekommen, ließen das Thema sein und vertäuteten das Boot.

»Das Segeln hat wirklich Spaß gemacht«, sagte ich.

»Morgen machen wir weiter«, versprach Tjark. Wir sahen uns unschlüssig an.

»Ja, dann bis morgen«, sagte ich und wendete mich zum Gehen.

»Anna!«

Ich drehte mich um. »Ja?«

»Ich finde, wir sollten der Sache auf den

Grund gehen.« Tjark sprach mir aus der Seele! Ich hatte nur nichts gesagt, weil ich nicht als hysterische Zicke dastehen wollte. Jetzt hätte ich ihn küssen können. Das tat ich natürlich nicht, dafür strahlte ich ihn an.

»Hast du noch 'ne Stunde Zeit?«, fragte ich.  
»Ich habe meinen Laptop dabei, vielleicht finden wir etwas im Internet.«

»Klar«, grinste Tjark.

Mein Vater grinste auch, als wir beide vor der Tür standen.

In meinem Zimmer schmiss ich den Laptop an und Tjark ließ sich in den Schaukelstuhl fallen.

»Zeig doch mal das Bild von deiner Staffelei.«

Es fiel mir nicht leicht, es aus dem Koffer zu holen. Das Bild machte mir immer noch Angst.

»Hier.« Ich hielt Tjark die zusammengerollte Leinwand hin. Er entrollte sie und pfiff durch die Zähne.

»Ganz schön krank, so etwas zu machen.«

»Wonach soll ich suchen?«, fragte ich.  
»*Wächserner Mann* wird kaum was bringen.«

Tjark überlegte eine Weile. »Wie wäre es, wenn wir mit dem Haus anfangen?«

»Strandkorb?«, fragte ich begriffsstutzig.

»Quatsch, das Haus war früher einmal eine Weberei.«

»Ach ja.« Ich googelte nach der Weberei in Qual und wurde bereits auf der ersten Seite fündig.

Die Weberei gehörte zur ersten Lungenheilanstalt in Schleswig-Holstein. Ich hörte auf zu lesen. Es fiel mir wie Schuppen von den Augen. Jetzt wusste ich es! Es war ekelig! Es war gruselig! Es war absolut unmöglich!

»Anna? Alles in Ordnung?« Wie durch Watte drang Tjarks Stimme an mein Ohr.

»W... was?«

»Du siehst kreidebleich aus.«

»Ich weiß jetzt, wer er ist, Tjark. Ich habe ihn schon einmal gesehen.«

»Meinst du den unheimlichen Kerl?«

Ich nickte und klickte auf den Link, der mich auf eine Seite über die Lungenheilanstalt in Qual führte. Das Gebäude auf dem Nachbargrundstück!

Zwei Mausklicks weiter und ich saß erneut dem Foto des Dr. Hasselreuther gegenüber. Jetzt war ich mir hundertprozentig sicher. Auch wenn es verrückt klang und ich mich vor Tjark lächerlich machte. Dr. Hasselreuther war der Mann aus dem Stall! Das Problem an der Geschichte: Dr. Hasselreuther war seit mehr als hundert Jahren tot!

»Das ist er«, keuchte ich. »Das ist der grässliche Mann aus dem Stall!«

Tjark schaute mich zweifelnd an. »Bist du dir sicher? Vielleicht war es doch bloß ein Landstreicher, der ihm irgendwie ähnlich sah.«

Natürlich, jeder normale Mensch musste mich für bekloppt halten. Wenn mir jemand so eine Geschichte erzählen würde, würde ich auch denken, der ist auf Drogen.

Aber Tjark war anders. Er glaubte mir. Später erzählte er, dass es mein hilfloser Gesichtsausdruck war, der ihn überzeugt hat. Ich hätte ihn angesehen wie jemand, der weiß, dass er Unsinn redet, es aber nicht ändern kann.

»Geh doch noch einmal auf die Seite der Anstalt«, schlug er vor. »Vielleicht finden wir da einen Hinweis auf ... auf einen Unfall oder ein Verbrechen. Oder weshalb wird jemand zum Geist?«

Ich ging noch einmal auf die Seite der Anstalt.

Dort stieß ich auf einen Plan, in dem sämtliche Nebengebäude eingezeichnet waren, die zu der Anstalt gehörten. Die Weberei war darauf genauso zu finden wie der Schafstall, in dem ich Dr. Hasselreuther begegnet war.

Nur dass der vermeintliche Schafstall, laut Plan, das sogenannte Waisenhaus war.

Unwillkürlich musste ich an das Flüstern und das leise Lachen denken, das ich in dem Stall

gehört hatte, bevor sich Dr. Hasselreuther zeigte.

Außer einem Brand im nördlichen Flügel der Anstalt gab es keine Besonderheiten. Und der konnte nichts damit zu tun haben, dass es Dr. Hasselreuther gefiel, als Geist auf Erden zu wandeln, da er den Brand bei bester Gesundheit überlebt hatte.

»Diese Seite bringt uns nicht weiter«, sagte Tjark. »Vielleicht sollten wir uns die Sache vor Ort anschauen.«

Wie locker er das sagte. »Du meinst, wir sollen uns noch heute Abend auf dem Gelände der Anstalt umsehen?«

»Klar«, meinte Tjark, »warum nicht?«

Die Fratze des Dr. Hasselreuther verblasste. Ich verschob sie einfach in den hintersten Winkel meines Gehirns. Mit Tjark an meiner Seite fühlte ich mich sicher. Ich spürte, wie das Adrenalin in meine Adern schoss und wie sich in meinem Bauch ein angenehmes Kribbeln einstellte.

In Wirklichkeit bin ich nämlich alles andere als ängstlich. Und solche Aktionen, die nach Freiheit und Abenteuer rochen, waren genau nach meinem Geschmack. Qual fing an, interessant zu werden.

Wenn ich geahnt hätte ... Aber dazu später.

»Wir gehen noch einmal kurz raus!«, rief ich meinen Eltern zu, die im Wohnzimmer vor dem Fernseher saßen.

»Ist in Ordnung!«, antwortete mein Vater und ich ärgerte mich über das blöde Zwinkern, das er schon wieder in Richtung meiner Mutter schickte.

Hoffentlich hatte Tjark nichts davon bemerkt. Er musste ja glauben, meine Eltern wollten mich endlich unter die Haube bringen. Sehr peinlich.



## 4. KAPITEL

Es wurde bereits dunkel, als wir vor die Tür traten. Die Luft war schwer und klebrig. Kein Windhauch regte sich, was für die Ostsee recht ungewöhnlich war.

Nachdem wir den Garten der Weberei hinter uns gelassen hatten, liefen wir nebeneinander ein Stück an der Landstraße entlang. Wir sprachen kein Wort, aber mir wurde ganz

plötzlich bewusst, dass ich mit einem ungeheuer gut aussehenden Jungen unterwegs war. Meine Freundinnen würden mich beneiden. Ich musste unbedingt ein Foto von ihm machen. Unauffällig, versteht sich.

Vielleicht, wenn er neben Joschi stand oder so. Joschi konnte ich ja später rauschneiden.

Unsere Arme berührten sich versehentlich und in meinem Bauch fing es sofort an zu kribbeln, besonders als Tjark mir dann auch noch so ein Grinsen zuwarf. Es war toll. Es war ein ganz besonderer Moment, als wäre die Zeit für ein paar Sekunden stehen geblieben.

»Hast du eine Ahnung, wie wir auf das Grundstück kommen?«, fragte ich, nur um irgendetwas zu sagen.

»Durch das Tor«, gab Tjark absolut unromantisch zurück und der Zauber des Augenblicks war verflogen.

Er hatte recht. Das Tor hing schief in den Angeln und wurde nur von einer Kette an seinem Platz gehalten.

Es war kein Problem, sich hindurchzuzwängen, und wenig später standen wir auf der von Kastanien gesäumten Auffahrt. Hier war es viel dunkler als eben auf der Landstraße und ich rückte automatisch dichter an Tjark heran.

Wir folgten der kurzen Allee, und als wir aus dem Schatten der Bäume traten, hielt ich für einen Moment die Luft an. Das Haus lag da wie in tiefem Schlaf. Es war ein beeindruckender Bau. Eine breite Freitreppe führte auf eine Veranda mit gläsernen Türen, Efeu rankte am grauen Mauerwerk empor. Unzählige Fenster starrten zu uns herüber, als wollten sie jeden unserer Schritte beobachten.

Ich bekam eine Gänsehaut. Ich fühlte, dass etwas Kaltes und Böses von diesem Haus ausging. Was auch immer es war, es wusste, dass wir da waren.

Wir überquerten die breite, verwilderte Rasenfläche und stiegen dann die sechs breiten Stufen zur moosbewachsenen Veranda hinauf.

Tjark zückte seine Taschenlampe (die er angeblich immer dabei hat) und leuchtete ins Innere. Der Raum war leer. Von der hohen Zimmerdecke hing jedoch ein riesiger Kronleuchter und ließ den Prunk vergangener Tage ahnen.

Probehalber drückten wir die Klinken der Türen herunter. Sie ließen sich nicht öffnen und irgendwie war ich erleichtert, dass wir das Haus nicht betreten konnten.

Tjark sah die Sache anders. Augenscheinlich weckten verschlossene Türen seinen Ehrgeiz. Ich sah ihn gerade noch um die nächste Ecke verschwinden und hörte ihn an einer verschlossenen Tür rütteln. Dann war alles still. Zu still. Ich fühlte mich unbehaglich. Vielleicht wurde ich hinter den Türen beobachtet!

Schnell lief ich die Treppenstufen hinunter und blieb auf der untersten Stufe stehen. Die Auffahrt unter den Eichen sah aus wie ein schwarzer Schlund. Hatte sich da nicht eben etwas bewegt?

Wo war Tjark? »Tjark!«, rief ich und meine Stimme klang ganz dünn. Keine Antwort. »Tjark!?« Wo steckte der Kerl?

Ich hörte ein schleifendes Geräusch. Es klang, als würde Stein über Stein rutschen. Suchend sah ich mich nach allen Seiten um. Dabei machte ich einen winzigen Schritt zur Seite.

Es war dieser Schritt, der mir vermutlich das Leben rettete. Denn im selben Moment zischte etwas Großes, Dunkles an mir vorbei und zerplatzte auf der untersten Stufe der Treppe. Genau an der Stelle, an der ich vor einer Sekunde noch gestanden hatte. Etwas Spitzes traf mich am Bein und ich fühlte, wie Blut an meiner Wade hinunterlief. Ich war wie gelähmt.

»Anna!« Tjarks Stimme holte mich in die Wirklichkeit zurück.

»Ach du Scheiße, Anna!« Jetzt war Tjark neben mir. »Hast du etwas abgekriegt?« Besorgt schaute er mich an.

»N... nein, was war das?«

Tjark hob ein Stück von dem auf, was mich beinah ins Jenseits befördert hätte. »Sieht aus wie ein Stück von einem Dachziegel«, stellte er fest. »Da hast du aber noch mal Glück gehabt! Ein Stück weiter rechts, und das Teil hätte dir den Schädel gespalten.«

Ich bekam weiche Knie. »Ja, Schwein gehabt«, sagte ich und fingerte nach einem Taschentuch in meiner Rocktasche, um mir das Blut vom Bein zu wischen.

»Blutest du?«

Ich winkte ab. »Nicht der Rede wert, das ist nur ein Kratzer. Aber ich glaube, ich habe für heute Abend genug. Lass uns gehen.« Ich wollte nur weg von diesem schrecklichen Ort.

Hätte ich geahnt, dass es gleich noch dicker kommen würde, hätte ich gesagt: Lass uns die Nacht hier auf diesem Fleck verbringen und uns nicht von der Stelle rühren. Doch leider gehört Hellseherei nicht zu meinen ausgeprägten Fähigkeiten.

Wir verließen das Grundstück auf demselben Weg, auf dem wir gekommen waren. Ich war froh, als wir uns endlich durch das Tor gezwängt hatten und an der Landstraße zurückliefen.

»Das ist nun einmal ein altes Haus«, versuchte Tjark mich zu beruhigen. »Da passieren solche Dinge.«

In der Ferne leuchteten Scheinwerfer. »Dabei war heute überhaupt kein Wind«, sagte ich.

Die Lichter kamen näher.

»Der Dachziegel war sicher vorher schon locker«, meinte Tjark.

Es war ein Lkw.

»Wir müssen rüber, hier ist eure Auffahrt.« Tjark blieb stehen.

Dann ging alles ganz schnell.

Ich fühlte plötzlich einen heftigen Stoß und stolperte auf die Straße. Direkt vor den heranfahrenden Lkw. Wie in Zeitlupe kam er auf mich zu. Gleich würde er mich überfahren. Platt! Aus!

Ich war unfähig, mich zu bewegen. Irgendetwas hielt mich auf der Straße fest. Wie ein hypnotisiertes Kaninchen sah ich meinem Tod entgegen.

»Pass auf!!«, hörte ich Tjark wie durch Watte schreien.

Dann quietschten Bremsen. Quietschten und quietschten und quietschten und – es passierte nichts!

Eine Handbreit vor mir kam der riesige Lkw zum Stehen.

Ich nahm die Insekten wahr, die im Lichtkegel der Scheinwerfer tanzten.

Die Fahrertür öffnete sich und ein völlig aufgelöster Lkw-Fahrer sprang heraus. Er war kreidebleich und enorm wütend. Vermutlich stand er unter Schock.

»Bist du lebensmüde, Mädchen!?«, herrschte er mich an. »Weshalb stellst du dich nachts mitten auf die Landstraße!? Verdammt, verdammt!«

Das hätte ich selber gern gewusst. Das

wattige Gefühl verflüchtigte sich und ich konnte mich wieder bewegen. »Ent... Ent... Es tut mir leid«, stammelte ich.

Jetzt war Tjark neben mir. »Alles in Ordnung?«

»Ja«, sagte ich. »Alles in Ordnung.«

»Bist du sicher?«, fragte der Fahrer.

»Ja, ich bin okay.«

»Ich bringe dich nach Hause«, sagte Tjark.

Kopfschüttelnd stieg der Lkw-Fahrer in seine Kabine und startete den Motor.

Meine Beine waren immer noch weich wie Gummi. Plötzlich schossen mir Tränen in die Augen. »Ich hätte tot sein können«, flüsterte ich. »Tot, verstehst du?«

Tjark nickte. »Ich bringe dich rein.«

Ich schüttelte den Kopf. »Ich möchte noch nicht nach Hause. Meine Eltern würden sofort merken, dass etwas nicht stimmt. Und dann wäre ich das letzte Mal abends draußen. Lass uns noch einen Moment an den Strand gehen.«

Schweigend gingen wir hinunter an den

Strand und setzten uns in den kühlen Sand. Ich lauschte dem Rauschen der Wellen. Allmählich entspannte ich mich.

»Warum hast du das getan?«

Irritiert sah ich Tjark an. »Was getan?«

»Warum bist du vor dem Lkw auf die Straße gesprungen?«

Langsam dämmerte es mir. Natürlich! Tjark konnte nicht wissen, dass ich nicht freiwillig auf die Straße gesprungen war.

»Ich bin nicht gesprungen«, erklärte ich.  
»Ich wurde gestoßen.«

Jetzt war es Tjark, der mich ungläubig ansah. Ich spürte, wie ich anfing, mich zu ärgern.

»Glaubst du, ich bin lebensmüde, oder was? Irgendjemand hat mich auf die Straße gestoßen und ich konnte mich nicht mehr bewegen. Verstehst du? Irgendetwas hat mich da festgehalten und ich konnte nichts dagegen tun!«

Ich merkte selber, wie bescheuert das klang.

Tjark sah mich immer noch zweifelnd an. »Aber du hast dich bewegt«, sagte er. »Du hast dich in Richtung Lkw gedreht und die Arme gehoben, so als wolltest du ihn anhalten.«

Das hatte ich getan? Ich konnte mich nicht erinnern.

»Ich glaube, ich muss jetzt doch ins Haus«, sagte ich. »Es tut mir leid. Wir sehen uns beim Segeln.« Mit diesen Worten ließ ich Tjark einfach stehen.

Das alles war so unheimlich, ich musste jetzt erst einmal meine Gedanken sortieren.

Ohne Aufsehen zu erregen, schaffte ich es an meinen Eltern vorbei bis in mein Zimmer.

Dort zog ich die Vorhänge zu, streifte meine Schuhe ab und warf mich aufs Bett. Ich war fix und fertig. Auf der Stelle fiel ich in einen tiefen und traumlosen Schlaf.

Ich erwachte am frühen Morgen. Meine Kleidung war zerknittert und ich hatte einen

schlechten Geschmack im Mund. Benommen schlurfte ich ins Badezimmer und stellte mich unter die Dusche. Nachdem ich meine Haare gewaschen hatte (das beruhigt mich immer), putzte ich mir die Zähne und fühlte mich wieder halbwegs in Ordnung. Trotzdem gingen mir die Geschehnisse von gestern Abend nicht aus dem Kopf.

Erst der Dachziegel, dann der Lkw. Alles nur Zufälle? Oder trachtete mir jemand wirklich nach dem Leben? Wo hatte Tjark überhaupt gestanden, als ich gestoßen wurde?

»Nun hör aber auf, Anna!«, rief ich mich selbst zur Ordnung. Tjark hatte zwei Meter von mir entfernt gestanden. Wenn ich so weitermachte, würde ich noch paranoid werden.

Ich streckte das Kinn vor, straffte meine Schultern und sagte halblaut: »Wenn du Ärger haben willst, Geist, kannst du ihn haben. Und mit Ärger meine ich richtigen Ärger!« Das tat gut. Ich redete mich in Rage. »Niemand

versucht ungestraft, Anna Steenbuck vor einen Lkw zu schubsen! Verstanden? NIEMAND! Hörst du? Auch kein wachsgesichtiger, stinkender, ranziger Geist!!«

»Hast du gerufen, Schatz?« Meine Mutter streckte ihren Kopf zur Tür herein. Warum war sie überhaupt schon wach?

»Nein, alles in Ordnung. Ich führe nur Selbstgespräche.«

»Dann ist es ja gut«, antwortete meine Mutter und zog ihren Kopf wieder zurück.

Irgendwie war es mir peinlich, Tjark wiederzutreffen. Vermutlich dachte er, ich sei so ein Psycho. Der sich bei Bedarf gerne mal vor den einen oder anderen Lkw schmeißt, nur um Aufmerksamkeit zu erregen.

Mein Vater fuhr mich nach Hohn und setzte mich an der Segelschule ab. Der Rest der Familie wollte heute Heiligenhafen unsicher machen.

Tjark saß bereits auf dem Steg und blinzelte

mir entgegen. »Hallo«, sagte er. »Alles in Ordnung?«

Ich grinste schief. »Klar, ich habe geschlafen wie ein Stein.«

Wir machten die Jolle klar und ich legte vom Steg ab. Alles klappte wunderbar und Tjark meinte, ich hätte wirklich Talent zum Segeln. Woraufhin ich ganz nonchalant sagte, dass es sicher an meinem guten Lehrer liegen würde. Und da sah ich zum ersten Mal, wie Tjark rote Ohren bekam. Es machte Spaß, ihn ein bisschen in Verlegenheit zu bringen.

Wir fuhren hinaus auf die Ostsee. Nicht besonders weit, aber weit genug, um nicht von plauschenden Badegästen oder Gummibooten belästigt zu werden.

»Hoffentlich glaubst du nicht, ich wäre verrückt«, versuchte ich zaghaft, das Gespräch auf den vergangenen Abend zu lenken. »Oder meinst, für ein bisschen Aufmerksamkeit würde ich alles tun?« Ich grinste, denn es sollte ein Scherz sein.

Aber Tjark war nicht zum Lachen zumute. Er schüttelte den Kopf. »Ich habe heute Nacht verdammt schlecht geschlafen«, sagte er. »Mir sind tausend Dinge durch den Kopf gegangen – und zu deiner Beruhigung, ich halte dich nicht für verrückt. Dazu waren es einfach zu viele Zufälle. Erst das Bild, dann der Dachziegel. Das kannst du unmöglich selbst gewesen sein.«

»Danke«, sagte ich, was eigentlich ironisch klingen sollte, aber Tjark ließ sich nicht beirren.

»Bleibt nur noch der Lkw. Da sah es zwar so aus, als wärst du absichtlich auf die Straße gesprungen, aber da ... werde ich dir einfach mal glauben.« Jetzt grinste Tjark mich an.

»Sehr gnädig«, presste ich hervor und fing schon wieder an, mich ein kleines bisschen über ihn zu ärgern.

»Nein, im Ernst«, sagte er. »Es gibt in der Gegend rund um die Anstalt immer wieder Leute, die schwören, einen seltsam gekleideten Mann gesehen zu haben. Dazu kommen noch

ein paar Todesfälle. Natürlich alles Unfälle. Aber wenn ich mir vorstelle, dass du gestern zwei Mal nacheinander beinahe einem Unfall zum Opfer gefallen wärst, dann gibt mir das zu denken.«

Tjark sprach aus, was ich mir selber bisher nicht eingestehen wollte.

»Du glaubst, jemand hat es auf mich abgesehen? Ich meine, du glaubst, es will mich jemand umbringen?«

»Gestern sah es jedenfalls danach aus«, antwortete Tjark.

»Aber wer und warum?«, fragte ich fassungslos. Es war eine Sache, zu glauben, dass irgendjemand hinter den Beinahe-Unfällen steckte, und eine andere, es laut auszusprechen. Das machte das Ganze so real. Ängstlich schaute ich mich um.

»Du guckst, als würdest du erwarten, dass ein Seeungeheuer seine Tentakeln nach dir ausstreckt«, bemerkte Tjark wenig sensibel.

»Ha, ha«, sagte ich beleidigt. »Dich wollte

gestern niemand mit einem Ziegelstein erschlagen und anschließend vor einen Lkw stoßen!«

Tjark wurde ernst. »Tut mir leid«, meinte er zerknirscht.

»Was denkst du? Wer könnte dahinterstecken?«, wollte ich noch einmal wissen. Ich fragte, obwohl ich die Antwort für mich bereits gefunden hatte. Aber ich wollte hören, wie Tjark die Dinge sah.

Der wand sich wie ein Aal. Die Antwort fiel ihm nicht leicht. »Na ja«, druckste er herum. »Wenn ich einmal ganz logisch nachdenke ... also, ohne Emotionen. Ich meine, nur vom reinen Menschenverstand her betrachtet.«

»Ja?«, fragte ich aufmunternd.

»Dann ... dann würde ich sagen ... ein Geist!«

Jetzt war es raus. Sofort bekam Tjark einen zweifelnden Gesichtsausdruck.

»Ich weiß«, sagte ich altklug. »Unserem aufgeklärten Verstand fällt es schwer, an unerklärliche Phänomene zu glauben. Aber ich

komme zu demselben Schluss wie du. Wer sonst sollte mir nach dem Leben trachten, wenn nicht der Geist des Dr. Hasselreuther?«

Wir sahen uns an und lachten. Es war so irreal. So unglaublich. Und es klang äußerst befremdlich.

Aber in unserem Innern wuchs die Bereitschaft, das Unglaubliche zu akzeptieren. Und ich bin überzeugt, dass es diese Einstellung war, die uns letztlich das Leben rettete.



## 5. KAPITEL

Die nächsten Tage verliefen, was Geisterhaftes anging, ereignislos. Zum Glück, denn so hatte ich Zeit, mich wieder ein wenig zu beruhigen.

Außerdem stand meine Segelprüfung an und ich wollte den Grundkurs auf jeden Fall bestehen. Mein Vater zahlte Tjark die Extrastunden (die eigentlich unnötig waren) und wir verbrachten den ganzen Tag auf dem

Wasser.

Ich lernte wenden, halsen, schiften und am Wind zu segeln. Es war eine tolle Erfahrung und machte riesig Spaß. Das Beste daran aber war, dass ich den ganzen Tag mit Tjark zusammen sein konnte, auch wenn mein Vater dafür bezahlte.

Er gefiel mir mit jedem Tag besser und ich fing an, mich ein wenig in ihn zu verlieben. Sein Verhalten mir gegenüber gab mir allerdings Rätsel auf.

Obwohl ich mit Tjark in dieser kurzen Zeit mehr erlebt hatte als mit allen Jungs meiner Klasse zusammen, taute er einfach nicht auf. Ich meine so richtig. An manchen Tagen, wenn er mich so seltsam ansah, glaubte ich, dass er sich auch in mich verliebt hätte. An anderen Tagen, und das waren die allermeisten, war er einfach nur witzig und korrekt. So als wäre ich ein x-beliebiger Segelschüler.

Dann war es endlich so weit. Die Segelprüfung stand an und ich wurde beinahe

verrückt vor Aufregung.

»Ich wette, du kenterst«, prophezeite mein reizender Bruder und tatsächlich machte mir dieses Szenario die größte Angst. Zumal der Wind heute tüchtig aufgefrischt hatte.

Die gesamte Familie wollte bei meinem Triumph dabei sein, denn außer Joschi glaubte niemand ernsthaft, dass ich scheitern könnte.

Natürlich hatten sie recht. Die Theorie war ein Klacks. Schwieriger war der praktische Teil der Prüfung. Der Wind hatte noch ein wenig mehr aufgefrischt und die See war kabbelig. Aber ich kenne mich. Je aufgeregter ich vor einer Prüfung bin, desto ruhiger werde ich, wenn es so weit ist. Und so war es auch diesmal. Ich zeigte fünf Knoten, segelte einen Parcours, legte am Steg an und hatte die Prüfung bestanden. Null Problemo. Stolz präsentierte ich meiner Familie den Schein, nicht ohne den Hinweis, dass es in St. Tropez tolle Segelreviere gibt. Mein Vater versprach, darüber nachzudenken.

Der einzige Wermutstropfen an der Sache war, dass es nun keinen Grund mehr gab, täglich mit Tjark zusammen zu sein. Er hatte leider noch immer nicht den ersten Schritt getan und dabei war ich mir sicher, dass es nur noch eine Frage von Tagen wäre, bis er sich mir offenbaren würde. Ein Mädchen fühlt so etwas!

Mit dem Ende des Segelkurses war der Zug dann leider abgefahren. Natürlich hatte ich seine Handynummer, aber ich wollte nicht diejenige sein, die sich zuerst meldet. Also blieb mir nichts anderes übrig, als zu warten. Und ich hasse warten.

Auf der Heimfahrt zeigte Joschi plötzlich aus dem Fenster und rief: »Hey, habt ihr das Schild gesehen? Da stand etwas von einem Jahrmarkt. Da will ich hin! Mama, hast du das gesehen?«

»Nein, ich habe nicht auf das Schild geachtet.«

»Papa, fahr noch mal zurück, da stand etwas

von einem Jahrmarkt.«

Mein Vater fuhr unbeirrt weiter.

»Oh männo. Das ist voll langweilig. Da ist irgendwo ein Jahrmarkt und du fährst einfach weiter.«

»Hör schon auf«, sagte ich genervt, »da kommt das nächste Schild.«

»Papa, halt an!« Und diesmal stieg mein Vater in die Bremsen. Zum Glück fuhr niemand hinter uns.

*Große Beach-Party und alter Jahrmarkt in Grömitz. Freitag bis Sonntag von 16.00 – 24.00 Uhr.*

»Seht ihr!«, rief Joshi triumphierend.  
»Wollen wir dahin?«

»Warum nicht«, sagte mein Vater. Ich feixte innerlich. Hörte man da nicht ein wenig Langeweile heraus? Wenn ihm sogar eine Beach-Party bei mittelmäßigem Wetter recht war.

»Und du, Anna? Hast du auch Lust auf den alten Jahrmarkt?«

Ich zuckte die Schultern. »Geht so.« »Anna hat Lust auf die Beach-Party, nicht, Mäuschen?« Meine Mutter sah mich lächelnd an. Und ich erwiderte das Lächeln, obwohl mir nicht unbedingt nach Party zumute war.

Es war also beschlossene Sache. Die Familie rüstete sich für die Beach-Party in Grömitz.

Ich war, ehrlich gesagt, noch nie auf so einer Party gewesen und wusste nicht genau, was man da so anzieht. »Badehose oder Bikini«, wie Joschi es vorschlug, fand ich zu gewagt und dem Wetter nicht angemessen. Ich schlüpfte also, auch wenn das ein wenig langweilig war, in Röhrenjeans, T-Shirt und Flip-Flops. Volumenschaum für die Haare, Mascara und Lipgloss. Fertig. »Hübsch schaust du aus«, sagte meine Mutter. Und obwohl ich wegen der Hasselreuther-Geschichte erst keine Lust auf Party hatte, war es schön, unterwegs zu sein und auf andere Gedanken zu kommen.

Der alte Jahrmarkt entpuppte sich als ziemlich

mickrig. Eine Wurfbude, ein Kettenkarussell und ein Riesenrad, das den Namen nicht verdient hatte, das waren die Highlights, dazu eine Fressbude neben der nächsten. Mein Vater war begeistert.

Langsam wurde es dunkel und die Strandparty kam richtig in Gang. Fackeln grenzten das Areal ab und ein großes Lagerfeuer sorgte für Atmosphäre und Wärme. Die Musik ließ zwar zu wünschen übrig, trotzdem war die Stimmung bestens.

Gerade spielten sie das Lied vom »roten Pferd«. Ungefähr so niveauvoll musste es am Ballermann zugehen. Mein Vater hatte eine Tüte Fish & Chips spendiert und ich lehnte am Geländer der Promenade und sah dem Treiben auf der Tanzfläche zu. Mein Blick fiel auf eine Gruppe von Jugendlichen, die besonders ausgelassen herumlärmtten. Im nächsten Augenblick traute ich meinen Augen kaum.

Ratet einmal, wer besonders ausgelassen sein imaginäres Lasso schwang? Richtig! Tjark!

Doch damit nicht genug. Das Lasso verfehlte sein Ziel ganz augenscheinlich nicht, denn er zog damit ein sonnengebräuntes, blondes Mädchen heran. Für meinen Geschmack sah sie billig aus.

Sie ließ sich nicht lange bitten und schmiss sich ihm an den Hals. Ihr nerviges Lachen konnte ich bis hier oben hören. Und glaubt nur nicht, dass Tjark sie weggestoßen hätte. Im Gegenteil, er zog sie gerade wieder mit Schwung an sich. Jungs sind eben einfach gestrickt!

Erst jetzt kam mir in den Sinn, dass das Mädchen möglicherweise seine Freundin war. Ich war wie vor den Kopf gestoßen. Na klar, ich war sicher nicht die Erste, die bemerkte, wie klasse er aussah.

Vielleicht war sie der Grund, weshalb Tjark keine Anstalten machte, mir näherzukommen. Andererseits war er supercharmant gewesen. Er hatte mich ja am Strand angesprochen und sich sofort bereit erklärt, Nachforschungen in

Sachen Geistererscheinung anzustellen.

Ich war verwirrt und beschloss, der Sache auf den Grund zu gehen. Dazu musste ich erst mal unauffällig auf die Tanzfläche kommen. Vielleicht bekam ich aus der Nähe noch mehr mit. Bei dem Gedränge würde Tjark mich sicher nicht bemerken. Ich schmiss also die restlichen Chips in den Müll und drängte mich zwischen die Tanzenden. Gerade spielten sie »Ein Stern, der deinen Namen trägt«. Von DJ Ötzi. Mein Gott, wenn ich daran denke, ist mir das heute noch peinlich. Was machte ich bei so einem Lied auf der Tanzfläche?

Die Stimmung in Tjarks Clique war gut. Jetzt tanzte er mit einem schwarzhaarigen Mädchen. Vielleicht war er ja doch nicht so ganz genau festgelegt. Ich schöpfte Hoffnung. Aus der Nähe konnte ich die Tussi, die er mit dem Lasso eingefangen hatte, noch besser beobachten. Mein erster Eindruck war der richtige gewesen. Sie sah billig aus. Außerdem hatte sie einen dunklen Haaransatz und eine

nervige Micky-Maus-Stimme. So würde ich klingen, wenn ich Helium einatme.

Jetzt nahm sie einen großen Schluck Bier aus einer Flasche, die ihr eine Freundin hinhielt. Anschließend küsste sie Tjark auf den Mund. Es war ekelhaft. Ich hatte mich so weit herangetanzt, dass ich alles genau beobachten konnte.

»Du schmeckst voll nach Bier!«, brüllte ihr Tjark zu.

»Willst du auch einen Schluck?«, schrie sie piepsig zurück.

»Klar!«, brüllte Tjark erneut. Und was dann kam, war wohl das Ekelhafteste, was ich je gesehen habe!

Die blöde Nuss nahm einen großen Schluck Bier aus der Flasche ihrer Freundin, presste dann ihre Lippen auf Tjarks Mund und spuckte das Bier von ihrem in seinen Mund.

Und anstatt dass Tjark das große Kotzen anfing, lachte er vergnügt und sagte: »Cool, Baby!«

Nun hatte ich endgültig genug gesehen. Ich wollte gerade unauffällig davontanzen, da hörte ich eine laute, mir absolut vertraute Stimme, direkt hinter mir.

»Hallo Anna! Wir sind auch hier! Guck mal, ist das nicht Tjark!? Hallo Tjark!!« Es war Joschi und zu allem Überfluss tanzten Mama und Papa auch schon vergnügt heran. Das konnte ja nicht unbemerkt bleiben.

Natürlich hatte Tjark seinen Namen gehört. Zum Glück sah er irgendwie ertappt aus.

»Hallo Joschi«, sagte er. »Hallo Anna, ich habe gar nicht gewusst, dass du hier bist.«

»Da kannst du mal sehen«, sagte ich schnippisch. »Immer zur richtigen Zeit am richtigen Ort.«

»Kennst du sie?«, fragte die Tussi misstrauisch.

»Ja, sie hat bei mir Segeln gelernt.«

»Segeln? Okay, dann ist sie ein Tourie. Wann verschwindet sie wieder?«

Ich hatte genug. »Ich muss los. Komm,

Joschi!«

»Spinnst du?«, fragte Joschi. »Wieso musst du los? Es ist doch grade echt lustig hier.«

»Sehr lustig«, sagte ich und verließ die Tanzfläche.

»Anna! Anna!« Jetzt kam auch noch mein Vater. »Was ist los? Hat Tjark etwa eine Freundin?« Die Stimme meines Vaters klang böse.

»Sieht so aus«, sagte ich.

»Aber ich dachte ... Ich werde ein paar Wörtchen mit ihm reden! Mein Geld hat er ja auch genommen«, empörte sich mein Vater.

»Hör auf, Papa, es war nichts zwischen uns.«

Wie kam es dann nur, dass ich mich plötzlich so traurig fühlte?

Meine Mutter fasste mich um die Taille.

»Alles in Ordnung, Schatz?« Ich nickte tapfer.

Joschi leierte meinem Vater noch eine Portion Zuckerwatte aus den Rippen, dann wurde ihm schlecht. Er kotzte dreimal auf den Parkplatz vor das Auto. Als er fertig war,

fuhren wir zurück ins Ferienhaus. Ausnahmsweise waren alle still. Die Scheinwerfer fraßen sich durch die Dunkelheit und an ihren Rändern flogen Büsche und Bäume wie Schatten vorbei. In mir war es genauso dunkel.

Wir waren schon eine Weile unterwegs, als meine Mutter plötzlich rief: »Pass auf! Da steht jemand am Straßenrand.«

»Was ist denn das für ein Freak?« Mein Vater ging vorsichtshalber vom Gas.

»Nicht dass er uns vor das Auto springt, um die Versicherung zu kassieren«, sagte meine Mutter trocken.

Jetzt sah ich ihn auch, denn wir waren nur noch wenige Meter von ihm entfernt. Mir wurde eiskalt, so als hätte sich ein nasses Tuch auf meine Haut gelegt. Wie in Zeitlupe rollte unser Wagen an dem Mann vorbei und ich erkannte ihn sofort – seine gestreifte Hose, seinen schwarzen Gehrock und sein wächsernes Gesicht.

Als wir an ihm vorbeifuhren, beugte er sich vor, sodass er in das Seitenfenster unseres Autos blicken konnte. Er grinste höhnisch und winkte mich wieder mit seinem Zeigefinger heran. »Komm, Anna, komm!«, formten seine Lippen und ich konnte eine Reihe gelber Zähne erkennen.

Wie hypnotisiert starre ich ihn an.

»Iiiiih, ist der gruselig. Gib Gas, Papa!« Joschi hatte ihn auch gesehen.

»Seltsamer Hansel!« Mein Vater drückte aufs Gas und Hasselreuther wurde von der Dunkelheit verschluckt. Wenig später hatten wir unser Ferienhaus erreicht.

Mir war ganz schlecht. Von diesem Tag hatte ich endgültig genug. Erst Tjark, dann Hasselreuther! Ich ging sofort ins Bett. Obwohl ich müde war, fiel es mir schwer einzuschlafen. Auch das Haus atmete wieder. Ein ... aus ... ein ... aus. Ich drehte mich auf die Seite und zog mir das Kissen über die Ohren.

Mitten in der Nacht wachte ich auf. Zuerst

wusste ich nicht, was mich geweckt hatte. Dann hörte ich dieses Geräusch. Es klang, als würde eine leere Flasche über die Holzdielen rollen. Hin und her.

Mir stellten sich sämtliche Nackenhaare auf. Das Geräusch kam hier aus meinem Zimmer. Ich lag da, steif wie ein Brett, und lauschte. Das Atmen hatte aufgehört, dafür rollte jetzt irgendetwas über den Boden. Ein abgeschlagener Kopf, fuhr es mir durch den Sinn. Ich wagte kaum zu atmen. Vorsichtig streckte ich meine Hand unter der Decke hervor, um nach dem Lichtschalter zu tasten. Allein das war ein unbeschreiblich unheimliches Gefühl. Meine Hand, schutzlos und nackt, tastete sich durch die Dunkelheit.

Ich rechnete jederzeit damit, dass mich etwas packen und aus dem Bett reißen würde. Ich konnte die Zähne und Klauen fast spüren. Dann schaltete ich das Licht an und zog mir blitzschnell die Decke über den Kopf.

Das Geräusch war noch da, aber es wurde

schneller. Vorsichtig hob ich die Decke, um mich an das Licht zu gewöhnen. Ich blinzelte hinaus. Nichts. Woher zum Teufel kam dieses Geräusch? Mutiger geworden, streckte ich den Kopf unter der Bettdecke hervor und sah mich im Zimmer um. Da! Der alte Schaukelstuhl! Er schwang in kurzen Bewegungen hin und her, als wäre gerade jemand daraus aufgestanden.

Ich bekam eine Gänsehaut. Das Schaukeln ließ nach und hörte schließlich ganz auf. Wer auch immer darin gesessen hatte, war aus dem Raum gegangen. Lange Zeit lag ich wach und ließ den Stuhl nicht aus den Augen. Jemand hatte mich beobachtet, während ich geschlafen hatte. Erst als die ersten Vögel zwitscherten, fielen mir die Augen zu und ich schlief endlich ein.

»Anna pennt! Sie hat die ganze Nacht gelesen, das Licht brennt noch!« Das war die quäkige Stimme meines Bruders.

»Verschwinde!«, zischte ich.

»Du sollst zum Frühstück kommen«, sagte Joschi und ließ sich in dem Schaukelstuhl nieder.

»Cool«, meinte er dann. »Klar, dass du dir das Zimmer mit dem Schaukelstuhl unter den Nagel gerissen hast.«

»Kannst ihn haben«, sagte ich.

»Echt? Cool!« Sofort schob Joschi den Stuhl aus dem Zimmer über den Flur. Ich hörte, wie er am Türrahmen hängen blieb.



## 6. KAPITEL

Das Wetter war bombig und die Familie wollte an den Strand. Da ich nichts Besseres zu tun hatte, schloss ich mich ihnen an. Auf dem Weg dorthin klingelte mein Handy: Es war Tjark. Ich drückte ihn einfach weg. Meine Mutter sah mich nachdenklich an. Es klingelte wieder. »Nun geh doch ran«, drängte sie, aber ich schüttelte den Kopf.

Am Strand war es so voll wie immer. Ich breitete mein Strandtuch diesmal neben meinen Eltern und Joschi aus. Immer wieder musste ich an Hasselreuther denken und an den Schaukelstuhl, der sich von selbst bewegt hatte. Was, wenn es Hasselreuther war, der mich im Schlaf beobachtet hatte? Ich mochte den Gedanken nicht zu Ende denken und war nahe daran, meiner Mutter alles zu erzählen. Sie war die Einzige, die mir vielleicht glauben würde. Wir würden den Urlaub abbrechen ... Das Handy summte und unterbrach meine Gedanken. Eine SMS. Sie war von Tjark. Na, der ließ ja nicht locker. Irgendwie fühlte ich mich geschmeichelt.

*Hi, konnte dich leider nicht erreichen. Mir ist zu der Sache etwas Wichtiges eingefallen. Es gibt da jemanden, der uns weiterhelfen kann. Habe schon mit ihr gesprochen. Wollen wir zusammen hinfahren?*

So, so, er hatte schon mit *ihr* gesprochen. Hoffentlich nicht noch so eine Tussi. Ich stellte die Stacheln auf. Wenn es Tjark einfallen sollte, »die Sache« im Freundeskreis herumzuposaunen, würde er mich kennenlernen. Ich konnte mir das Gelächter schon vorstellen. Nein, ich wollte mit niemandem darüber sprechen – oder vielleicht doch?

Ich grübelte den ganzen Tag, überlegte hin und her. Am nächsten Morgen rief ich Tjark dann an. Er ging sofort ans Handy.

»Hallo, hier ist Anna.« Meine Stimme klang merkwürdig fremd in meinen Ohren.

»Ach, hallo Anna.« Pause. »Schön, dass du anrufst. Ich konnte dich gestern nicht erreichen, deshalb habe ich es per SMS versucht.«

»Ja, ich habe sie gelesen. Du schreibst, du würdest jemanden kennen, der mir weiterhelfen kann. Vielleicht sagst du mir einfach ihren Namen, dann nehme ich Kontakt

zu ihr auf? Ich meine, es ist vielleicht nicht nötig, dass du mitkommst, wenn du lieber mit deiner Freundin ...«

»Quatsch!«, blubberte Tjark. »Ich lasse dich doch nicht allein gehen. Wir ziehen die Sache zusammen durch. Schließlich profitiert der ganze Ort davon, wenn der Irre endlich verschwindet. Ich habe schon kurz mit Ranghild vom Eulenmoor gesprochen.«

Mein Herz machte einen kleinen Hüpfer. Es tat gut, nicht allein mit dem ganzen Schlamassel dazustehen. Und Ranghild vom Eulenmoor? Der Name klang nicht gerade nach heißer Braut.

»Ich habe *ihn* nach der Beach-Party übrigens wiedergesehen«, sagte ich und versuchte, mir nicht anmerken zu lassen, wie sehr ich mich freute, dass Tjark die Sache mit mir zusammen durchziehen wollte. »Diesmal haben ihn alle gesehen. Die ganze Familie. Das heißt, ich bilde mir das alles nicht bloß ein, es gibt ihn wirklich. Er stand am Straßenrand. Ich habe

ihn sofort erkannt. Und er mich auch.«

Am anderen Ende war es still. »Bist du zu Hause?«

Ich bejahte.

»Bleib, wo du bist!«, rief Tjark, »ich bin in zehn Minuten bei dir.« War das nicht süß? Ein breites Grinsen stahl sich auf mein Gesicht.

»Was ist los, Anna? Du siehst ja so zufrieden aus«, bemerkte mein Vater.

»Ach, nichts! Tjark kommt nur gleich vorbei.«

»Tjark?«, rief mein Vater und rollte böse mit den Augen. »Ich werde ihn zum Duell fordern!«

»Quatsch«, sagte ich lachend und ging hinaus in den Garten, um auf ihn zu warten. Ich setzte mich auf die Schaukel zwischen den Apfelbäumen und schaute über das Grundstück bis zum Meer. Ich musste meine Gefühle sortieren. Sie gingen komplett durcheinander.

Da waren Tjark und seine Vielleicht-Freundin. Da waren die seltsamen Dinge, die

Dunkelheit, die Bedrohung und die Angst. Und da war dieser Geist. Geist ... Geist ... Geist ... Ich wiederholte dieses Wort und drehte es in meinem Kopf. Es war verrückt. Ich konnte unmöglich an Geister glauben. Und wenn ich es doch tat, warum haute ich dann nicht einfach ab, bevor es zu spät war?

In den Horrorschockern, die ich schon ein paarmal mit meinen Freundinnen geguckt habe, rege ich mich jedes Mal über die dämliche Hauptdarstellerin auf, die auch nach dem hundertsten Mord bei unheimlichen Geräuschen vor die Tür geht und ängstlich fragt: »Wer ist da?« Anstatt sich mit dem Handy und einer Schrotflinte im Kleiderschrank zu verschanzen und auf die Polizei oder das MEK zu warten.

Und nun verhielt ich mich genauso. Irgendetwas hielt mich hier fest. »Aber was und warum?«

»Was meinst du mit warum?« Tjark ließ sich vor mir ins Gras plumpsen und lehnte sich an

einen Apfelbaum.

»Ach, nichts«, winkte ich verlegen ab. Ich hatte mal wieder laut gedacht. »Ich habe mich nur gefragt, weshalb ich nicht einfach nach Hause fahre. Wenn ich im Ernst glaube, dass mich ein Geist verfolgt? In jedem Horrorfilm regt mich so ein Verhalten auf. Und nun mache ich es genauso. Verrückt, oder?«

Tjark zuckte mit den Schultern. »Du bist ein aufgeklärtes Mädchen. Du hast gelernt, dass es auch für unerklärliche Dinge eine Erklärung gibt. Und diese Erklärung willst du nun finden. In deinem Innersten fragst du dich: Was, wenn es doch Geister gibt? Das ist beängstigend, aber auch faszinierend. Ich empfinde es übrigens genauso.«

Erstaunt sah ich Tjark an. Besser hätte ich es nicht ausdrücken können. Mein Herz fing an zu klopfen.

Vor mir saß ein Junge, der sich tatsächlich in mich hineinversetzen konnte. Einer, der meine Gefühle verstand. Ich war auf dem Weg zu

Wolke sieben.

»Hallo Anna! Alles gut?« Tjark sah mich forschend an.

»Wie? Was? Hast du etwas gesagt?«

»Ja, ich sagte, ich habe schon mit Ranghild gesprochen. Wir können heute Nachmittag zu ihr fahren.«

»Ach so«, sagte ich und landete wieder in der Wirklichkeit. »Wie alt ist sie?«

Jetzt sah mich Tjark deutlich irritiert an. »So um die siebzig.«

»Oh! Hahaha!« Ich lachte gekünstelt. »Ich meine natürlich: Wer ist sie, wie kommst du auf sie?«

»Ranghild ist in Qual bekannt. Sie ist Expertin, wenn es um Übersinnliches geht. Man munkelt, sie könne mit den Toten reden.«

»Dann ist sie ein Medium«, sagte ich. »Ich habe mal einen Bericht darüber im Fernsehen gesehen.«

Tjark zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung, wie man das nennt. Jedenfalls ist sie

für uns die einzige Chance, etwas über Hasselreuther herauszubekommen, das nicht im Internet steht.«

»Macht sie das umsonst?«

Tjark schüttelte den Kopf. »Sie nimmt fünfundzwanzig Euro für ein Erstgespräch.«

»Hoffentlich ist sie das wert«, sagte ich.

»Wir werden sehen. Ich hole dich um vier Uhr ab, dann fahren wir mit den Rädern zu ihr.«

Gesagt, getan! Punkt vier Uhr wartete Tjark vor der Tür.

»Wo wollt ihr denn hin?«, fragte mein kleiner Bruder.

»Das geht dich nichts an«, sagte ich, während ich an ihm vorbei die Treppe hinunterlief.

»Kann ich mit?«

»Auf gar keinen Fall, vorher musst du mich bewusstlos schlagen.«

»Lass Anna ruhig auf eigene Faust etwas

unternehmen. Wir drei spielen gleich Minigolf.«  
Das war meine Mutter.

Joschi liebt Minigolf. Doch er ließ sich nicht so einfach abspeisen.

»Anna ist verliehiebt, Anna ist verliehiebt«, trällerte er unüberhörbar.

Schnell schlüpfte ich zur Tür hinaus und zog sie hinter mir zu.

Joschi riss sie wieder auf und schmatzte geräuschvoll in die Luft. »Schmatz! Schmatz! Hmmmm, Liebster«, piepste er. »Willst du mich heiraten?!«

Irgendwann bringe ich ihn um.

Wir verließen Qual und radelten vorbei an gelben Weizenfeldern und schattigen Mooren. Der Weg war weiter, als ich gedacht hatte. Tjark hielt an jeder Weggabelung an, um auf mich zu warten. »Hier müssen wir nach links«, sagte er schließlich und zeigte auf einen hölzernen Wegweiser. *Zum Eulenmoor* stand darauf.

»Müssen wir mitten durch das Moor?«, fragte ich ein wenig beunruhigt. Tjark nickte. »Wenn wir auf dem Weg bleiben, kann uns nichts passieren. Aber wehe, wenn du vom Weg abkommst ...« Seine Stimme wurde dunkel. »Dann schnappt dich Grendel, die Moorhexe!«

Er hatte sein Rad dicht neben meins gebracht und packte mich an der Schulter. Es kam, was kommen musste. Ich geriet ins Wanken und kippte gegen sein Rad, was Tjark nun ebenfalls aus dem Gleichgewicht brachte. Schnell hielten wir uns aneinander fest. Ich spürte seine warme Haut und die Muskeln seiner Arme unter meinen Händen. In meinem Bauch fing es wieder an zu kribbeln. Für einen kurzen Moment waren wir beide ganz ruhig. Dann schoben wir die Räder wieder auseinander.

»Em, ja.« Tjark klang verlegen. »Ich glaube, wir müssen hier entlang.« Er schwang sich auf sein Rad und fuhr los.

So ein Moor hat etwas Faszinierendes, finde

ich. Wenn man bedenkt, dass es in einem Jahr nur um einen Millimeter wächst, kann man sich ausrechnen, dass es Jahrtausende brauchte, um zu entstehen. Und wir Menschen schaffen es in kürzester Zeit, seinen Torf abzubauen und das ganze Moor trockenzulegen.

Es war seltsam still. Die Nachmittagshitze stand flirrend über dem schwarzen See zu unserer Rechten. Seine Ränder waren mit Binsen und Rohrkolben bewachsen, kahle Birken ragten aus dem dunklen Wasser auf und reckten ihre Zweige wie Finger in den Himmel. Es war ein magischer Ort.

»Kennst du das Gedicht von Annette von Droste-Hülshoff?«, rief ich Tjark zu. »Es ist das einzige Gedicht, das bei mir hängen geblieben ist.« Er schüttelte den Kopf.

»Es heißt: Der Knabe im Moor. >Oh schaurig ist's, übers Moor zu gehen, wenn es wimmelt im Heiderauche. Sich wie Phantome die Dünste drehen und die Ranke häkelt am Strauche<«, rezitierte ich. »In diesem Gedicht ist die Rede

vom *gespenstischen Gräberknecht* und von der *unseligen Spinnerin*. Ich liebe es. Leider kann ich es nicht ganz auswendig.«

Tjark grinste und ich konnte mir aussuchen, warum.

Ein Stück weiter kamen wir an einen breiten Wassergraben. Unter einer Trauerweide lag ein hölzerner, schwerer Kahn gut vertäut an einem morschen Steg.

»Schau dir nur mal das Boot an!«, rief ich Tjark zu und zeigte auf den Kahn.

»Das ist ein Torfkahn«, erklärte er. »Früher wurde der gestochene Torf auf solchen Kähnen durch das Moor transportiert. Für die Fuhrwerke war der Boden zu weich. Der Kahn gehört Ranghild. Sie ist die Einzige, die noch ab und zu mit solch einem Gefährt unterwegs ist. Da ist übrigens ihr Haus.«

Ranghilds Haus sah aus wie eine dieser Katen, die man heute nur noch in Freilichtmuseen findet. Es hatte ein Reetdach, mit Lehm verputzte Mauern und kleine blaue

Fenster. Wir lehnten unsere Räder an den Zaun vor dem Haus und betraten den Garten. Zu jeder Seite der Eingangstür stand ein Rosenstock in voller Blüte und verströmte einen wundervollen Duft.

Auf unser Klopfen meldete sich niemand und wir gingen suchend ums Haus.

»Ranghild!?«, rief Tjark. Keine Antwort. Er wurde lauter. »Ranghild!«

Jetzt wurde ein winziges Fenster aufgestoßen und eine hagere, weißhaarige Frau schaute heraus. Sie hatte Träfaugen und ihr Gesicht war voller Runzeln. »Wer lärmst da um mein Haus herum?«

Hätte sie gerufen: »Knusper, knusper, knäuschen! Wer knuspert an meinem Häuschen?« Ich hätte mich nicht gewundert.

»Ach, du musst Tjark sein.« Ein Lächeln überzog ihr Gesicht. »Und wen hast du da mitgebracht?«

»Das ist Anna«, stellte Tjark mich vor. Ranghild musterte mich von oben bis unten.

»Du bist nicht von hier«, bemerkte sie dann.

»Ich komme aus Hamburg«, sagte ich.

»Hamburg. Das ist eine große Stadt«, stellte Ranghild ganz richtig fest. »Aber was steht ihr hier im Garten herum? Kommt herein und erzählt mir, weswegen ihr hier seid.«

Wir gingen erneut ums Haus herum und Ranghild öffnete uns die Tür. Das Innere ihres Hauses war eine Überraschung. An allen Wänden hingen Spiegel. Sie waren überall im Haus verteilt. Selbst in der Platte des Wohnzimmertisches konnte man sich spiegeln.

»Schwarzer Onyx«, sagte Ranghild, als sie meinen Blick bemerkte. »Er ist ein altes Erbstück meiner Mutter.«

Auf dem Tisch ausgebreitet lag ein Satz Tarotkarten. Ich interessiere mich selber für Tarot. Aber diese Karten erkannte ich nicht.

»Das ist das Tarot der schwarzen Hexe«, erklärte Ranghild erneut, als hätte sie meine Gedanken gelesen, und ich bekam zum ersten Mal eine leichte Gänsehaut. Ich spürte den Blick

aus ihren wässrigen Augen und sah sie an. Ein Lächeln spielte um ihren Mund. Einladend deutete sie auf das Sofa und wir nahmen Platz. Sie schob die Karten zusammen und sah uns aufmerksam an. »Also, was kann ich für euch tun?«

»Wir brauchen einen Rat«, sagte Tjark. Ranghild nickte und schob eine Zuckerdose über den Tisch. Sie war leer.

Verwirrt schauten wir sie an.

»Guter Rat ist teuer«, sagte Ranghild und schob die Zuckerdose noch ein Stückchen näher.

»Ach so.« Tjark schaute mich auffordernd an und nun begriff ich ebenfalls. Schnell fingerte ich die 25 Euro aus meiner Hosentasche und steckte sie in die Zuckerdose. Zufrieden legte Ranghild den Deckel darauf.

»Am besten, du erzählst von Anfang an«, sagte sie an mich gewandt. »Denn es geht doch um dich, oder?«

»Ja, ich fürchte, es geht um mich«, sagte ich

und erzählte Ranghild die ganze Geschichte.

Von der Gestalt vor meinem Fenster, den Vorkommnissen in dem Stall, von der Staffelei, dem großen Haus und ich erzählte ihr von meinem Verdacht, dass hinter alldem womöglich der Geist des Dr. Hasselreuther stecken könnte.

»... ich weiß, dass es schwachsinnig klingt«, endete ich, »denn er ist seit über hundert Jahren tot und er war so ein wohltätiger, angesehener Mann ...« Zweifelnd sah ich Ranghild an.

Ihre wässrigen Augen senkten sich in meine. »Manche Tote kehren zurück«, flüsterte sie.

Ein Schauer lief mir über den Rücken. Ranghild war mir unheimlich.

»Es gibt Gerüchte, die hinter vorgehaltener Hand über diesen wohltätigen Mann erzählt werden«, fuhr sie geheimnisvoll wispernd fort.

»Was sind das für Gerüchte?«, fragte ich und strengte mich an, sie zu verstehen.

»Man sagt, dass sein Einsatz für die

Waisenkinder gar nicht so uneigennützig war, wie allgemein behauptet wird. Er soll eine große Schuld auf sich geladen haben und wurde dafür von einem Mädchen, das in seinen Diensten stand, verflucht. Seitdem, so erzählt man, ist er dazu verdammt, nicht leben und nicht sterben zu können. Schlimmer noch, alle sieben Jahre kehrt er zurück, um eine Seele zu sich ins Jenseits zu holen.«

Tjark und ich starrten Ranghild mit offenen Mündern an. Wir brauchten eine Weile, um das Gehörte zu verdauen. Dann redeten wir gleichzeitig. »Was ist das für eine Schuld?«, fragte Tjark. »Wer ist das Mädchen, das ihn verflucht hat?«, fragte ich.

Ranghild hob bedauernd die Schultern. »Tut mir leid. Ich habe euch alles erzählt, was ich über die Sache weiß. Mehr kann ich nicht sagen.«

»Meinen Sie ...«, fragte ich zögernd, denn eigentlich wollte ich die Antwort gar nicht hören. »Meinen Sie, er will diesmal ... meine

Seele holen?« Ich fühlte, wie ich im Innern anfing zu zittern. Tjark sah mich entsetzt an.

Ranghild betrachtete mich, als sähe sie mich auf einmal in einem ganz anderen Licht. Dann nickte sie bedächtig und sagte: »Ja, das könnte durchaus sein.«

Mir wurde schlecht. Jegliche Farbe wich aus meinem Gesicht. Ich musste mich an der Tischkante festhalten, um nicht vom Sofa zu rutschen.

»Na, na, na ...« Ranghild tätschelte aufmunternd meine Hand. »So weit muss es ja nicht kommen.«

»Was kann ich dagegen tun?«

Ranghild dachte einen Moment nach. »Du kannst nur eines tun.«

Ich war ganz Ohr.

»Du musst den Fluch brechen und Hasselreuther zur Hölle schicken.«

»Wenn's weiter nichts ist«, rutschte es Tjark heraus.

Ranghild sah ihn streng an.

»Und wie bricht man den Fluch und schickt ihn zur Hölle?«, piepste ich.

Ranghild rieb sich die Nasenspitze. »Das ist nicht so einfach«, sagte sie. »Genaugenommen weiß ich es nicht.«

Ich sackte förmlich in mich zusammen – dem Tode geweiht. Panisch sah ich Tjark an.

»Es gibt nur eine Person, die weiß, wie man den Fluch bricht.«

»Welche?!«, riefen Tjark und ich gleichzeitig.

»Das Mädchen, das ihn zu Lebzeiten verflucht hat«, antwortete Ranghild und lehnte sich zufrieden in ihrem Stuhl zurück.

Tjark sprach aus, was wir beide dachten: »Aber die ist auch schon über hundert Jahre tot.«

»Das stimmt«, erwiderte Ranghild. »Doch vielleicht finde ich einen Weg.« Wir sahen sie hoffnungsvoll an, da machte sie schon einen Rückzieher.

»Ich kann natürlich nichts versprechen – und etwas mehr kosten würde es auch. Ich wäre

jedoch bereit, mich als Medium zur Verfügung zu stellen. Mehr kann ich nicht tun. Dann liegt es an dem Mädchen, nur sie kann den Kontakt ins Diesseits herstellen.«

Ich wurde ganz aufgeregt. »Sie wollen mit einer Toten reden?«

»Lass das Sie! Nenn mich einfach Ranghild, das tun hier alle.«

»Okay. Du willst mit einer Toten reden? Geht denn das?«

»Wenn der Geist des Mädchens einverstanden ist, sicher. Nur weil der Wandel von Leben zum Tod eintritt, bedeutet das nicht, dass auch unsere Seele zerstört wird. Unter gewissen Umständen können wir weiter miteinander in Kontakt treten.«

»Oh ja, bitte!«, entfuhr es mir. »Bitte Ranghild, versuch es.«

»Langsam, langsam ...«, winkte Ranghild ab. »So etwas geht nicht von jetzt auf gleich. So eine Séance muss gut vorbereitet werden. Kommt morgen Abend, gegen halb zwölf,

wieder, dann werde ich versuchen, einen Kontakt herzustellen. Ach ja, und denkt an das Geld.«

»Wie viel willst du dafür haben?«, fragte Tjark.

»Hundert Euro«, sagte Ranghild knapp und erhob sich von ihrem Stuhl. Wir sahen uns bestürzt an, aber keiner von uns wagte zu verhandeln.

An der Tür drehte ich mich noch einmal um. »Gibt es irgendeinen Ort, an dem ich sicher bin, oder etwas, mit dem ich mich schützen kann?«

»Darauf kann ich dir keine Antwort geben«, sagte Ranghild. »Ich hatte bisher noch nicht das Vergnügen, *ihn* kennenzulernen. Aber es gibt ein paar Faustregeln im Umgang mit Spukerscheinungen.

Am Ort ihres Verbrechens und der unmittelbaren Umgebung sind die Geister am gefährlichsten.

Je weiter es auf Mitternacht zugeht, desto stärker werden sie. Am schwächsten sind sie bei Tageslicht.

Es gibt keinen sicheren Schutz. Um einen Geist, der auf dich fixiert ist, zu vertreiben, musst du ihn vernichten.

Ich fürchte, Hasselreuther würde dir sogar bis nach Hamburg folgen.«

Ich seufzte tief. Ranghild schob mich hinaus in den Garten. »Morgen wissen wir mehr. Solltest du dich in deinem Zimmer unwohl fühlen, stelle einfach ein paar Spiegel auf.«

»Spiegel?«

Ranghild nickte. »Spiegel können die Seelen der Toten verwirren. Deshalb verhängte man früher nach einem Todesfall sämtliche Spiegel im Haus. Die Seele des Verstorbenen würde sonst ihren Weg hinaus nicht finden. Geister mögen keine Spiegel.«

»Hast du deshalb so viele Spiegel? Damit die Geister der Toten dich nicht besuchen?«

Ranghild sah mich spöttisch an. »Hast du geglaubt, sie hängen dort aus reiner Eitelkeit?«



## 7. KAPITEL

»Was hältst du von ihr?«, fragte ich, als wir wieder auf unseren Rädern saßen und Richtung Qual fuhren. »Können wir ihr vertrauen?«

»Schätze, uns bleibt nichts anderes übrig«, erwiderte Tjark. »Ich kenne sonst niemanden, der sich mit solchen Dingen auskennt.«

Er hatte recht. Was blieb uns schon anderes übrig, als Ranghild zu vertrauen.

»Bekommst du die hundert Euro bis morgen zusammen?«

Ich zuckte mit den Schultern. »Das wird schwierig. Ich habe noch dreißig Euro, aber vielleicht kann Joschi mir etwas leihen. Sonst muss ich meine Eltern anpumpen.«

»Von mir kannst du auch zwanzig Euro haben, mehr geht nicht. Jensen hat mir meinen Lohn leider noch nicht ausgezahlt.«

»Nett von dir, danke.«

Eine Weile radelten wir schweigend nebeneinanderher.

»Steht bei euch zufällig noch ein Spiegel herum, den du mir leihen könntest?«, fragte ich dann.

Tjark dachte kurz nach. »Ich glaube, in der Scheune steht einer. Meine Schwester hat ihn auf dem Flohmarkt gekauft. Als sie dann ausgezogen ist, war er für ihr Zimmer in der WG zu groß. Wenn du willst, bringe ich ihn dir morgen vorbei.«

Zuhause war die Familie natürlich längst vom Minigolf zurück. Joschi und meine Mutter ließen an den Klippen einen Drachen steigen, mein Vater saß auf der Veranda und las Zeitung.

Ich murmelte ein kurzes Hallo und lief hinauf in mein Zimmer, um mein Geld zu zählen. Statt dreißig Euro waren es nur dreiundzwanzig. So ein Mist! Wie sollte ich diese verdammten hundert Euro zusammenbekommen?

Ich überlegte einen kurzen Moment, dann fasste ich einen Entschluss. Und ich schwöre, ich bin ein ehrlicher Mensch. Ich habe noch niemals etwas geklaut. Nicht einmal einen Lippenstift oder Wimperntusche. Aber nun, in diesem ganz speziellen Fall, hatte ich beschlossen, Joschi nicht um sein Geld zu bitten. Ich würde mir einfach nehmen, was mir zu den hundert Euro fehlte, und es ihm später wieder zurück in sein Portemonnaie stecken. Joschi hatte nämlich immer Geld.

Die Gelegenheit war günstig. Ein Blick aus

dem Fenster zeigte, dass sein Drachen noch hoch am Himmel stand.

Schnell ging ich rüber in sein Zimmer und durchwühlte seinen Rucksack. Fehlanzeige. Ich suchte weiter und fühlte mich irgendwie schäbig. Jackentaschen. Fehlanzeige. In seinen Hosentaschen befanden sich mindestens fünf Rotzfahnen, aber nicht ein Cent! Wo zum Teufel bewahrte der kleine Stinker sein ganzes Geld auf?

Ich wurde nervös und lief wieder in mein Zimmer, um mich zu vergewissern, dass sein Drachen noch am Himmel zu sehen war. Danach sauste ich zurück und durchsuchte sämtliche Schubladen und Schränke. Nichts. Plötzlich hatte ich eine Eingebung. »Natürlich, das Bett.« Schnell schaute ich unter seinem Kopfkissen nach – und tatsächlich. Da war sein Portemonnaie. Sorgfältig in den Bezug geknöpft. Kurz schoss mir die Frage in den Kopf, weshalb er es so gut versteckte. Er glaubte doch hoffentlich nicht, dass ihn jemand

aus der Familie beklauen würde?

Hastig öffnete ich die Börse. Ich traute meinen Augen nicht. Mein Bruder schleppte wahrhaftig sein gesamtes Kapital mit sich herum. Ich zählte 210 Euro. Ja, ihr habt richtig gelesen. Zweihundertzehn! 190 Euro in Scheinen und 20 in Münzen! Onkel Dagobert hätte seine helle Freude an ihm. Wie schaffte der Kerl es bloß, so viel Geld zusammenzuhalten? Ich zählte 80 Euro ab und schob das Portemonnaie wieder zurück in den Kissenbezug, dann huschte ich in mein Zimmer. Es war das perfekte Timing, denn schon hörte ich Joschi und meine Mutter zurückkommen. Joschi polterte die Treppe rauf und ich sank erleichtert auf mein Bett. Eine Karriere als Einbrecher plante ich definitiv nicht.

Aus dem Garten drang lautes Motorengeräusch herauf. Ich ging ans Fenster und beobachtete, wie Tjark mit dem Traktor und einem

Anhänger die Auffahrt heraufgeknattert kam. Vor dem Haus blieb er stehen. Ich hörte, wie er sich mit meinem Vater unterhielt, und ging hinunter.

Auf der Treppe wurde ich von meinem Bruder überholt. »Tjark ist mit dem Trecker da!«, schrie er, während er mich zur Seite stieß. »Geiles Teil! Da will ich mitfahren!« Mit hochroten Wangen rannte er an mir vorbei – und ich wusste: Nichts konnte ihn aufhalten. Tjark würde für den restlichen Abend Kutscher spielen müssen. Ich trat auf die Veranda.

»Nimmst du mich mit?«

»Klar«, sagte Tjark.

»Papa, willst du auch mit?«

Mein Vater winkte ab. »Vielleicht später.«

»Oh, Mann! Was für ein geiles Teil!« Joschi saß schon auf dem Fahrersitz. »Nun komm schon, Tjark!«

»Gleich«, sagte Tjark. »Ich habe für das Haus noch einen Spiegel auf dem Hänger. Mein Vater schickt ihn.« Ich grinste.

»Wozu brauchen wir noch einen Spiegel?«, wollte mein Vater wissen.

Tjark zuckte mit den Schultern. »Wir räumen gerade den Speicher auf und der Spiegel ist übrig. Mein Vater meint, hier passt er sicher noch hin.«

»Na, dann ...«, murmelte mein Vater. Und falls er Tjarks Vater nach dieser Aktion etwas seltsam fand, ließ er es sich zumindest nicht anmerken.

»Der Spiegel kann zu mir«, sagte ich lässig.

»Okay.« Tjark lud den Spiegel vom Hänger und schleppte ihn hinauf in mein Zimmer. Dort zog er aus seinem Rucksack noch drei weitere Spiegel. Ich war ehrlich gerührt.

»Danke«, flüsterte ich.

Tjark wurde rot. »Sehen wir uns morgen?«, fragte er. »Wir können dann alles Wichtige wegen der Séance bereeden.«

»Morgen Vormittag sind wir auf Fehmarn, aber nachmittags wäre super. Treffen wir uns am Strand an der Treppe, so gegen fünf Uhr?«

»Tjark! Wo bleibst du denn?«, drängelte Joschi. Er war vom Traktor geklettert und stand schon auf der Treppe.

»Dann bis morgen. Ich muss los«, lachte Tjark und sprang die Stufen hinunter.

Ich ging zurück in mein Zimmer und verteilte die Spiegel in jeder Ecke des Zimmers. Wenn's nützt, dachte ich.

Den nächsten Vormittag verbrachten wir auf der Ostseeinsel Fehmarn. Um Joschi ruhigzustellen, besuchten wir als Erstes das Meereszentrum mit seinen über tausend tropischen Meerestieren. Nachdem mein Bruder aber festgestellt hatte, dass er weder zwischen Riesenrochen tauchen noch in einem gelben Mini-U-Boot die Unterwasserwelt erkunden durfte, verlor er schnell das Interesse. Anschließendbummelten wir durch Burg und aßen dort zu Mittag.

Ich selber war dabei nur rein körperlich anwesend. In Gedanken plante ich bereits

meinen nächtlichen Ausbruch. Meine Eltern warfen sich wieder diese speziellen Blicke zu. »Muss Liebe schön sein!«, seufzte meine Mutter. Ich lächelte nur sanft. Wenn sie wüsste.

Mein Plan war es, über das Vordach vor meinem Fenster zu klettern und dann seitlich am Spalier neben der Veranda hinunterzusteigen.

Nachdem wir von Fehmarn zurück waren, legte ich mich auf mein Bett, denn ich war viel zu nervös, um mich mit irgendwelchen Dingen zu beschäftigen. Prompt schlief ich ein! Dabei passiert mir das sonst nie. Ich schlief volle zwei Stunden und wachte erst gegen fünf Uhr auf. Erschrocken starnte ich auf die Uhr. Unmöglich! Ich hatte meine Verabredung mit Tjark verpennt.

Hastig stieg ich in eine neue Jeans und ein frisches T-Shirt, warf mir mein Holzfällerhemd über und sauste los.

Die Sonne versteckte sich grade wieder hinter dunklen Wolken und der Wind war alles andere

als warm. Ich lief schnell die Stufen der Holztreppe zu unserem »Privatstrand« hinunter. Mir war bewusst, dass ich eine gute halbe Stunde zu spät war. Am Fuße der Treppe blieb ich stehen. Die letzten Badegäste waren dabei, ihre Decken und Sonnenschirme zusammenzupacken und sich auf den Rückweg zu ihren Wohnwagen oder Ferienhäusern zu machen. Von Tjark war weit und breit nichts zu sehen. Nur eine einsame Strandmuschel stand noch in der Nähe der Treppe. Ich war enttäuscht und ärgerte mich, dass ich so lange geschlafen hatte. Ich zückte mein Handy und wählte seine Nummer. Da klingelte es in der Strandmuschel, dann tauchte Tjarks Kopf auf.

»Hey Anna!«, rief er. »Ich dachte schon, du hättest mich versetzt.«

»Tut mir leid. Ich bin tief und fest eingeschlafen. Ich hoffe, du bist nicht sauer.« Fröstelnd schlang ich die Arme umeinander.

»Kein Problem. Allerdings dürfte der Latte macchiato, den ich uns besorgt habe,

inzwischen kalt sein.«

Ich musste lachen. »Du musst mit dieser Masche gute Erfahrungen gemacht haben. Zu jedem Treffen bringst du ein Getränk mit. Meinst du, Mädchen lassen sich von so etwas beeindrucken?«

»Klar, die stehen darauf.« Tjark verschwand wieder in der Strandmuschel. »Komm rein, oder liebst du es, im Wind zu stehen?« Ich kroch hinterher.

»Hast du das Geld zusammenbekommen?«

Ich nickte und erzählte, wie ich mir das Geld von Joschi »geliehen« hatte.

Tjark hielt mir den Kaffeebecher unter die Nase. Ich nahm einen Schluck. Er war tatsächlich eiskalt. Angeekelt verzog ich das Gesicht und stellte den Becher beiseite.

»Den nächsten spendiere ich.« Ich machte eine Pause. »Das mit den Spiegeln war übrigens echt nett.« Ich spürte, wie ich rot wurde.

»Habe ich gern getan«, sagte Tjark. Und:

»He, du wirst ja ganz rot.«

»Werde ich nicht«, lachte ich und schlug spielerisch nach ihm.

»Wirst du doch! Deine Wangen leuchten wie Weihnachtskugeln.« Während er das sagte, streckte er seine Hand aus und berührte meine Wange.

Ja, und was dann kam, war nicht geplant. Glaube ich wenigstens – und ich schwöre, ich habe nicht angefangen.

Plötzlich waren Tjarks Augen ganz dicht vor meinen. Sie sind übrigens braun mit goldenen Sprenkeln. Ich spürte seinen Atem und ...

Achtung, Anna! Jetzt kommt es darauf an, dachte ich, und dann dachte ich nichts mehr. Wir küssten uns einfach, ganz sanft und ganz lange. Ich fühlte Tjarks Hand in meinem Nacken. So hatte mich noch kein Junge geküsst. Ehrlich gesagt, hatte mich noch überhaupt kein Junge geküsst. So richtig, meine ich. Es war fantastisch. Ich kann es nur empfehlen.

Langsam sanken wir zu Boden, soweit das in einer Strandmuschel möglich ist. Doch dann passierte es! Eine falsche Bewegung mit meinem Knie und der Becher Kaffee ergoss sich über Tjarks Hose und bildete eine Lache auf dem Boden.

Der romantische Augenblick war vorbei. »So etwas Blödes«, schimpfte ich und versuchte verzweifelt, den Kaffee mit meinem Taschentuch aufzuwischen.

»Halb so schlimm«, sagte Tjark und musste lachen. »Wir kippen die Muschel einfach aus.«

Ich hätte mich ohrfeigen können. Anschließend saßen wir dicht nebeneinander im Sand. Tjark legte zärtlich seinen Arm um mich und ich kuschelte mich eng an ihn. Trotz des kalten Windes war mir ganz warm. Wir hätten sicher noch ein paar Stunden so dagesessen, wäre nicht eine Horde Urlauber an den Strand gekommen, um Beachvolleyball zu spielen.

Also packten wir die Strandmuschel

zusammen und gingen Hand in Hand zurück zu unserem Ferienhaus.

»Ich warte um elf Uhr an der Straße auf dich«, flüsterte Tjark mir ins Ohr. Schon dass er mir ins Ohr flüsterte, war ein aufregendes Gefühl.

Beschwingt und mit roten Wangen ging ich ins Haus. Meine Eltern und Joschi warteten bereits mit dem Abendbrot auf mich. »Anna sieht so frisch aus«, stellte mein Vater fest und zwinkerte meiner Mutter zu. Wenn er mit dem ewigen Zwinkern nicht aufhörte, würde er sicher irgendwann einen Tick bekommen. Joschi hatte das Zwinkern bemerkt und gigelte dämlich drauflos: »Anna ist frisch verliebt!« Jetzt lachten auch meine Eltern. Ich verdrehte bloß die Augen und biss in mein Schwarzbrot.

Anschließend verzog ich mich auf mein Zimmer. Aus allen Spiegeln blickte mir mein eigenes, ernstes Gesicht entgegen und spätestens jetzt spürte ich, dass ich Angst

hatte. Außerdem hatte ich noch immer keinen Plan, wie ich unbemerkt aus dem Haus kommen sollte. Die Kletterpartie über das Vordach verwarf ich nach einem kurzen Blick aus dem Fenster.



## 8. KAPITEL

Manche Dinge laufen einfach glatt, an diesem Abend beispielsweise. Die Sorge, meine Eltern würden bis in die Puppen vor dem Fernseher sitzen, erwies sich als unbegründet. Das Fernsehprogramm war heute Abend mein Verbündeter. Meine Mutter wurde gegen 22.00 Uhr müde und ging ins Bett. Mein Vater folgte ihr zwanzig Minuten später. Die Bahn war frei.

Ich chattete auf MSN mit ein paar Freunden, konnte mich aber nicht wirklich konzentrieren. Je näher es auf 23.00 Uhr ging, desto nervöser wurde ich. Dann war es endlich so weit. Ich zog mir ein schwarzes Kapuzenshirt über, steckte das Geld ein und schlüpfte in meine Windjacke. Leise öffnete ich die Tür zum Flur. Im Haus war alles ruhig. Vorsichtig schlich ich die Treppe hinunter und spazierte dann ganz bequem zur Haustür hinaus.

Mein Rad hatte ich in weiser Voraussicht hinter das Haus geschoben. Ich setzte mich darauf und rollte lautlos die Auffahrt hinunter. Tjark wartete bereits an der Landstraße. Wir begrüßten uns mit einer langen Umarmung und einem Kuss. Am liebsten hätte ich die Séance sausen lassen und wäre mit Tjark an den Strand gegangen. Doch dann kam mir Hasselreuther wieder in den Sinn. Wie er an der Landstraße stand und mich zu sich heranwinkte. An derselben Landstraße, die wir grade entlangfuhren. Unwillkürlich trat ich

fester in die Pedale. »Lass uns etwas schneller fahren!«, rief ich Tjark zu. »Ich habe keine Lust, Hasselreuther noch einmal hier zu begegnen.« Dazu hatte Tjark auch keine Lust und wurde schneller. Bereits eine Viertelstunde später erreichten wir die Weggabelung zum Eulenmoor.

Bei Tag ist das Moor faszinierend, aber bei Nacht ist es unheimlich und wirklich nichts für Angsthasen.

Unsere Fahrradlampen beleuchteten nur ein kurzes Stück des Weges, der vor uns lag. Wir fuhren langsam, sorgfältig darauf bedacht, nicht vom Weg abzukommen. Irgendwo schrie ein Käuzchen. Die Wasserfläche neben uns konnte man nur ahnen, allein das gelegentliche Plätschern und leise Gluckern verriet uns, dass das Moor direkt neben uns war. Ein Schatten glitt lautlos über unsere Köpfe hinweg. Offenbar eine Eule auf nächtlichem Raubzug. Eine letzte Biegung, dann hatten wir unser Ziel endlich erreicht. Wir schoben die Räder über

den Steg, an dem der Torfkahn vertäut lag, und lehnten sie wieder an den Zaun. Ranghild hatte die Vorhänge in ihrem Häuschen zugezogen, gedämpftes Licht drang hinaus in die Dunkelheit. Während wir durch das Moor fuhren, hatte ich mich so sehr auf den Weg konzentriert, dass ich meine Angst überhaupt nicht mehr gespürt hatte. Jetzt war sie wieder da.

Wir klopften an und es wurde sofort geöffnet. »Kommt schnell herein!«, sagte Ranghild und blickte misstrauisch in den dunklen Garten, bevor sie die Tür hinter uns schloss. Ranghild trug ein bodenlanges, violettes Kleid mit weiten Ärmeln. Ihre weißen Haare hatte sie zu einem Turm toupiert. Sie sah recht abgefahren aus und erinnerte mich irgendwie an Marge Simpson. Wir gingen ins Wohnzimmer. Eine Wolke von parfümiertem Rauch hing wie Spinnweben in der Luft. »Habt ihr das Geld?«, fragte Ranghild. Ich nickte und zog die hundert Euro aus meiner Jackentasche.

Ranghild griff danach, zählte die Scheine und deutete auf einen runden Tisch, in dessen Mitte drei schwarze Kerzen standen, die einzige Lichtquelle in diesem Raum.

Tjark und ich setzten uns an den Tisch und beobachteten, wie Ranghild mit einem Stück Kohle einen Kreis um den Tisch und die Stühle zog. Sie bewegte sich im Uhrzeigersinn und murmelte dabei ein paar unverständliche Worte. Anschließend trat sie an uns heran und zeichnete uns mit demselben Stück Kohle ein Pentagramm auf die Stirn. Zu unserem Schutz, wie sie versicherte. Wir sahen uns skeptisch an und Tjark zuckte mit den Schultern. Dann setzte sich Ranghild zu uns an den Tisch. »Seid ihr bereit?«, fragte sie. Wir nickten. Doch ich spürte einen dicken Kloß im Hals.

»Bevor wir anfangen, ein paar Hinweise. Ich habe diesen Raum durch Räucherwerk geschützt. Um den Platz, an dem wir sitzen, habe ich einen magischen Kreis gezogen, wir sind also sicher. Gleich werde ich mich in

Trance versetzen und den Geist des Mädchens anrufen, das Hasselreuther verflucht hat. Wenn sie kann, wird sie hier in diesem magischen Kreis erscheinen und durch mich sprechen. Solltet ihr Fragen an sie haben, ist es sinnvoll, diese Fragen schon jetzt zu formulieren und sie ihr dann zu stellen. Ich selber werde keine Erinnerung an das haben, was ich in Trance gesprochen habe.«

Ich fühlte, wie ich feuchte Hände bekam. Tjark wippte unruhig mit dem Fuß.

Ranghild war mit ihren Hinweisen noch nicht am Ende. »Wenn ich mich in Trance befinde, dürft ihr mich weder ansprechen noch berühren. Es könnte für euch und mich äußerst gefährlich werden! Versprecht mir das!«

Wir versprachen es.

»Gut«, sagte Ranghild, »dann fangen wir jetzt an! Ach, noch etwas! Sollte irgendetwas Unvorhergesehenes geschehen, dann kümmert euch nicht um mich, fasst mich um Himmels willen nicht an, sondern öffnet den magischen

Kreis und lauft, so schnell ihr könnt, aus dem Haus!«

Ich schluckte, mir ging die Sache nun beinah zu weit. Ich warf Tjark bohrende Blicke zu, um seine Aufmerksamkeit auf mich zu lenken. Aber Tjark hatte nur Augen für Ranghild. »Wie öffnet man den magischen Kreis?«, fragte er grade. Ich musste zugeben, dass er der Praktischere von uns beiden war.

»Du rufst: ›Der Kreis ist geöffnet, doch niemals gebrochen!‹ Legt nun eure Hände auf den Tisch und spreizt die Finger. Konzentriert euch auf die Frage, die ihr dem Geist des Mädchens stellen wollt.«

Ranghild entzündete in einer Räucherschale eine harzige Substanz und nahm ein paar tiefe Atemzüge. Dann schloss sie die Augen und stimmte einen monotonen Singsang an.

Eine ganze Weile passierte nichts.

Ich konnte mich nicht auf die Frage konzentrieren, die ich dem Geist stellen wollte. Ich konnte mich nicht einmal mehr an sie

erinnern! Unauffällig schielte ich zu Tjark hinüber. Unsere Blicke trafen sich. Er versuchte ein aufmunterndes Lächeln, was ihm mehr schlecht als recht gelang. Hoffentlich fiel wenigstens ihm eine Frage ein. Ich zwang meine Gedanken zur Ruhe, lauschte auf das Ticken der Standuhr und auf Ranghilds monotonen Gesang. Die Minuten zogen sich wie Kaugummi in die Länge. Plötzlich fingen die Kerzen auf dem Tisch an zu flackern und aus Ranghilds Mund kam ein Stöhnen. Unruhig bewegte sie sich auf ihrem Stuhl hin und her. Schweißperlen traten auf ihre Stirn. »Wer bist du?«, fragte Ranghild plötzlich. »Wer bist du? Ich beschwöre dich! Wenn es deine Kräfte zulassen, zeige dich!«

Eine Weile war sie still. Ihr Atem ging laut und schwer. Dann rief sie: »Oh nein, nein! Geh nicht fort. Wie ist dein Name?« Im nächsten Moment öffnete sie die Augen, das blanke Entsetzen stand darin. »Nein!«, rief sie furchtsam. »Nein!« Ihre Stimme wurde

schriller. »Geh! Fort ... fort! Lass mich in Ruhe. Lass mich! Ich will nicht ... Weiche, Dämon! Weiche!« Ranghild fuchtelte wild mit den Armen und sackte dann kraftlos nach vorn. Für einen Moment lag sie auf dem Tisch wie eine Marionette, deren Fäden gekappt wurden. Es war entsetzlich. Mein Gehirn stand für diesen Augenblick still.

Dann drang ein tiefes Knurren aus Ranghilds Kehle. Langsam hob sie den Kopf vom Tisch. Ihre Augen glühten wie Kohlen. Ich war unfähig, mich zu rühren. Ihr zusammengesunkener Körper richtete sich langsam auf, so als würde man die Hand in eine Kasperlepuppe stecken. Kerzengrade saß Ranghild nun wieder am Tisch. Sie rollte, wie zur Probe, die Schultern und ruckte mit dem Kopf. Dabei ließ sie mich nicht aus den Augen.

Dann öffnete sie den Mund, um etwas zu sagen – aber es war nicht Ranghilds Stimme, die aus ihrem Körper zu uns sprach. Es war eine tiefe, grausame Stimme. Eine Stimme so

schaurig, dass einem das Blut in den Adern gefror. Ranghilds Gesichtszüge verzerrten sich zu einem fremden Gesicht. Ich erkannte es sofort. Schnell warf ich einen Blick auf Tjark, denn obwohl ich höllische Angst verspürte, sorgte ich mich um ihn. Tjark klammerte sich an den Tisch. Er sah aus, als würde er, im wahrsten Sinne des Wortes, einen Geist sehen.

»Ich werde dich vernichten, Anna Steenbuck. Dich und deinen jungen Freund.« Hasselreuther richtete seine glühenden Augen auf Tjark. »Aber nicht sofort! Es wird wohl ein paar quälende Hundert Jahre dauern. Du wirst erleben, was es heißt, nicht leben und nicht sterben zu können. Du wirst meinen Befehlen gehorchen, du wirst dich grämen und quälen.«

Ranghild streckte die Hand über dem Tisch aus und winkte mich mit dem Zeigefinger zu sich heran. Ich fühlte den unwiderstehlichen Drang zu gehorchen, stand auf und beugte mich über den Tisch.

»Beenden wir dein irdisches Leben, damit

deine kleine Seele frei ist, mir zu folgen.«

Kaum hatte Ranghild diesen Satz ausgesprochen, da schnellte ihre Hand nach vorn und packte mich am Hals. Ihre Finger waren knöchern wie die eines Skeletts. Sie drückte mir die Luft ab. Ich brachte keinen Laut heraus.

Dann ging alles ganz schnell. Kaum hatte Ranghild mich berührt, fiel ihr Blick auf das Pentagramm auf meiner Stirn. Sie brüllte auf, als hätte sie sich verbrannt, und ließ mich augenblicklich los. Im selben Moment schrie Tjark: »Der Kreis ist geöffnet, doch niemals gebrochen!«, und zog mich an sich. Ranghild machte noch zwei Schritte um den Tisch herum und brach dann bewusstlos zusammen. Hasselreuthers Geist hatte ihren Körper verlassen. Was nun? Wir waren hin- und hergerissen. »Fasst mich um Himmels willen nicht an«, waren ihre eindringlichen Worte gewesen. »Versprecht es mir. Es ist gefährlich. Sollte etwas Unvorhergesehenes geschehen,

lauft weg.« Einfach wegläufen konnten wir nun doch nicht. Wir wagten aber auch nicht, sie anzufassen. Also hockten wir uns in sicherem Abstand neben sie und sprachen sie immer wieder an. Nachdem das alles nichts nützte, holte ich aus der Küche ein Glas Wasser und schüttete es Ranghild ins Gesicht. Das wirkte! Augenblicklich kam sie zu sich. Verdutzt sah sie uns an. »Was zum Teufel soll das?«

»Tut mir leid«, sagte ich, »aber du warst bewusstlos.«

Schwerfällig stand Ranghild auf und ließ sich auf das Sofa fallen.

»Ist alles in Ordnung?«, fragte Tjark. Ranghild winkte unwirsch ab. »Natürlich ist alles in Ordnung, wenn du es in Ordnung findest, dass ein Dämon von meinem Körper Besitz ergriffen hat.«

»Ein Dämon?«, fragten wir beide wie aus einem Mund.

»Der Geist eines unschuldigen Mädchens war es jedenfalls nicht.«

»Es war Hasselreuther!«, krächzte ich. Meine Kehle war noch ganz rau.

»Dann ist Hasselreuther ein Dämon, auf jeden Fall steht er in der Hierarchie der Geister ganz weit oben«, erklärte Ranghild strikt. »Wenn es stimmt, dass er verflucht wurde, wäre das schon eine Erklärung. Diese Geister sind ganz andere Kaliber als arme, rastlose Seelen ... Wie dem auch sei ... Für einen normalen Geist war er jedenfalls zu stark! Ich konnte die Séance nicht willentlich beenden. Er ist gefährlich.«

Diese Erkenntnis war nicht neu, deshalb waren wir schließlich hier. »Hast du etwas über das Mädchen erfahren?«, fragte ich zaghhaft.

»Natürlich nicht«, blaffte Ranghild mich an. »Oder hattest du den Eindruck, ich hätte nett mit Hasselreuther geplaudert?«

»Du hättest Anna beinahe erwürgt«, sagte Tjark vorwurfsvoll.

»So?«, Ranghild machte nicht den Eindruck, als würde sie das sonderlich erschüttern. »Ich

will mit der Sache nichts mehr zu tun haben«, erklärte sie. »Es ist besser, ihr geht jetzt. Geht! Die Séance ist vorbei.«

Sie drängte uns aus dem Haus und schloss rasch die Tür. Wir hörten, wie sie den Schlüssel zweimal im Schloss umdrehte, und standen schutzlos im dunklen Moor.

Dieses Gefühl war absolut uncool. Wir hatten eine Höllenangst, liefen zu unseren Fahrrädern und jagten durch das Moor, als sei der Leibhaftige hinter uns her. Und in gewisser Weise stimmte das ja auch. Erst als wir wieder an der Landstraße angekommen waren, wagten wir zu reden.

»Das war absolut freaky«, schnaufte Tjark und drosselte langsam das Tempo. »Es war das Verrückteste, was ich jemals gesehen habe.«

»Es wirkte so echt!«, sagte ich. »Leider hat es uns keinen Zentimeter weiter gebracht. Wir sind genauso schlau wie vorher und die hundert Euro sind auch weg.« Ich passte mich

Tjarks Tempo an.

»Ja, die sind weg. Ich glaube kaum, dass Ranghild sie dir wegen nicht erbrachter Leistung zurückgibt.«

»Vielleicht hat sie die Show ja einfach nur inszeniert«, meinte ich. »Für hundert Euro kann man schließlich einiges erwarten.«

Tjark zuckte mit den Schultern. »Die Vorstellung war jedenfalls oscarreif.«

Ich fühlte mich eindeutig wohler bei dem Gedanken, dass Ranghild uns das alles nur vorgespielt hatte, als bei der Vorstellung, die Sache sei »echt« gewesen.

»Wie lange hat die Show gedauert?«, wollte ich wissen.

Tjark sah auf seine Uhr. »Jetzt ist es gleich ein Uhr. Also ungefähr eine halbe Stunde.«

»Netter Stundenlohn«, frotzelte ich und fühlte mich bereits viel besser.

Vor unserer Einfahrt verabschiedeten wir uns lange und gründlich. Wenn ihr versteht, was ich meine. Kurz spürte ich sogar Tjarks kalte

Hand hinten unter meinem T-Shirt. Aber das ging mir heute Abend dann doch zu weit. Ich musste erst einmal meine Gedanken sortieren.



## 9. KAPITEL

Am nächsten Morgen war das Wetter wunderschön. Die Sonne schien und das Wasser der Ostsee leuchtete azurblau.

Meine Familie strahlte mit der Sonne um die Wette und ging mit Sonnenschirm, Decken und dem frisch erstandenen Schlauchboot an den Stand. Ich trottete entspannt hinterher und freute mich auf gemütliches Chilloren am Strand.

und ein Bad im Meer.

Die Geschehnisse von gestern Nacht hatte ich wieder und wieder durchdacht. Und je mehr ich darüber nachdachte, desto sicherer wurde ich, dass Ranghild uns etwas vorgemacht hatte. Von Hasselreuther hatte ich ihr schließlich selbst erzählt und die Stimme verstellen konnte auch jeder. Wenn man es genau betrachtete, hatte sie uns nichts erzählt, was wir nicht selbst schon wussten.

»Ich glaube, sie hat uns ganz schön abgekocht«, murmelte ich zufrieden.

Um meine Lebensgeister zu wecken, entschloss ich mich, sofort schwimmen zu gehen. Zuerst blieb mir die Luft weg, doch einen Moment später fühlte ich das belebende, prickelnde Gefühl des Wassers am ganzen Körper. Mit kräftigen Zügen schwamm ich hinaus auf die Sandbank, ließ mich dort auf dem Rücken im Wasser treiben und reckte mein Gesicht der Sonne entgegen.

Es war ein herrlicher Tag und ich wollte ihn

ohne dunkle Geister genießen. Ich hätte es besser wissen müssen!

Nach einem leichten Mittagessen in der Strandklause, einem schmuddeligen Pommes-Lokal auf der Promenade, ging Joschi mit Mark, einem Jungen, den er kennengelernt hatte, und dessen Eltern mit zu deren Wohnwagen auf dem Campingplatz nebenan. Meine Eltern zogen sich zu einem Mittagsschlafchen zurück.

Ich selber holte meinen Zeichenblock heraus und setzte mich in den Schatten der Veranda. Ich wollte das Moor aus dem Gedächtnis festhalten, stellte aber bald fest, wie schwierig das war. Also nahm ich mir vor, das Eulenmoor noch einmal mit der Kamera zu besuchen.

Mein Handy klingelte und Tjark wollte wissen, ob ich Lust hätte, gemeinsam ein paar Futtersäcke zu einem Reiterhof in der Nähe von Cismar zu bringen und anschließend an einem wirklich privaten Strand zu baden.

Natürlich hatte ich Lust. Wir verabredeten uns in zwanzig Minuten auf dem Hof seiner Eltern. Ich lief hinauf in mein Zimmer, packte meine Strandtasche und zog meinen neuen Bikini unter. Ich war wirklich froh, dass ich ihn noch mitgenommen hatte, denn ich sah darin gar nicht übel aus. Für meine Eltern legte ich einen Zettel auf den Esstisch. Dann schnappte ich mein Rad und sauste los. Fünf Minuten später rollte ich auf den Hof.

Tjark und ein alter Mann waren grade dabei, die letzten Futteräcke auf den Hänger zu laden.

»Hallo Anna!«, winkte Tjark mir zu. »Einen kleinen Moment noch, dann sind wir fertig.«

Ich winkte zurück und stellte mein Rad vor dem Kuhstall ab.

Wenig später waren Tjark und der alte Mann fertig und kamen zu mir herüber.

»Darf ich dir meinen Urgroßvater vorstellen?«, fragte Tjark.

Ich lächelte charmant und schüttelte Tjarks

Urgroßvater die Hand. Er lächelte ebenfalls und sagte etwas in einem Dialekt, von dem ich nur die Worte: »Moin« und »Deern« verstand. Mein Part der Unterhaltung beschränkte sich deshalb auf ein möglichst sympathisches Lächeln.

Während Tjark sich mit seinem Urgroßvater unterhielt, stellte ich mir die Frage, ob ein so alter Mann nicht etwas über die Gerüchte wusste, die sich um Hasselreuther rankten. Vermutlich hatte er sein ganzes Leben in dieser Gegend zugebracht.

Ich stieß Tjark mit dem Ellenbogen an. »Frag deinen Uropa doch mal, ob er etwas über die Gerüchte weiß, die man sich über Hasselreuther erzählt«, schlug ich vor. Der alte Mann war gerade im dunklen Kuhstall verschwunden und wir gingen hinterher.

»Uropa!«, rief Tjark. »Ik hef da mal en Fraag.« Und dann folgte wieder dieser absolut unverständliche Dialekt.

Tjarks Urgroßvater hörte zu, dann legte sich sein Gesicht in tausend Lachfalten. Er hob

abwehrend die Hände. »Nee«, sagte er. »Nee.« Es folgten ein paar unverständliche Worte.

Tjark fragte nach. Sein Uropa antwortete.

Tjark fragte nach. Sein Uropa antwortete noch einmal.

Tjark fragte nach. Ich stieß ihn in die Rippen.

»Was sagt er?«

»Gleich«, wimmelte Tjark mich ab. Aus dem, was sein Urgroßvater erzählte, hörte ich die Worte Kark (Kirche) und Geest (Geist) heraus. Das klang ja recht vielversprechend. Ich wurde ganz kribbelig.

Endlich hob der Uropa zum Abschied die Hand und schlurfte nach hinten in den Stall.

»Erzähl schon!«, drängelte ich.

»Gleich, ich erzähl dir alles während der Fahrt. Steig auf den Traktor.« Also wirklich, Tjark verstand sich darauf, meine Neugier ins Unerträgliche zu steigern. Wir luden mein Rad auf den Hänger, ich kletterte auf den Beifahrersitz und wir knatterten los. Der Wind fuhr mir in die Haare und ich genoss das

Gefühl der Überlegenheit, während ich auf die anderen Verkehrsteilnehmer hinabblickte. Dass sich die Autos hinter uns stauten, interessierte uns nicht die Bohne.

»Los, jetzt erzähl aber. Was hat dein Uropa gesagt?«, fragte ich ungeduldig.

»Mein Uropa hält nichts von Spökenkiekerei, wie er es nennt. Er konnte sich aber erinnern, dass die Leute schon immer, hinter vorgehaltener Hand, schlecht über die Lungenanstalt geredet haben. Von einem Fluch oder von dem Mädchen, das diesen Fluch ausgesprochen haben soll, hat er noch nie etwas gehört. Ich habe ihn trotzdem gefragt, ob er eine Idee hätte, wie wir Näheres über diese Geschichte erfahren könnten. Ob er vielleicht jemanden kennt, der uns darüber etwas erzählen kann ...«

»Und?«, fragte ich.

»Leider nicht. Wir könnten im Stadtarchiv in Oldenburg nachschauen, war das Einzige, was ihm dazu eingefallen ist, dort würde alles

aufbewahrt. Geburts- und Sterbeurkunden. Alte Zeitungsartikel und so, allerdings müssten wir schon genau wissen, nach wem wir suchen. Dann hat er gelacht und gemeint, es würde uns wohl nichts anderes übrig bleiben, als den Friedhofsgeist nach dem Mädchen zu fragen. Nach so vielen Jahren wäre er sicher der Einzige, der uns noch weiterhelfen kann.«

»Den Friedhofsgeist?«

Tjark grinste und bog von der Landstraße in einen schmalen Feldweg. »Ich habe von ihm auch noch nie gehört. Aber mein Uropa sagt, dass jeder alte Friedhof einen Geist hat, der ihn bewacht. Der erste auf dem Friedhof begrabene Mensch wird zum Friedhofsgeist. Seinen Namen findet man in den alten Kirchenbüchern.«

»Das hat dein Opa erzählt?«

Tjark nickte. »Aber er hat dabei gelacht.«

Ich wurde ganz aufgeregt. »Wie befragt man diesen Friedhofsgeist?«

»Ich schätze, man muss ihn rufen«, sagte

Tjark.

»Wollen wir es versuchen?« Ich fand die Idee, den Friedhofsgeist zu befragen, ziemlich gut. Und ich wurde richtig glücklich bei dem Gedanken, einen neuen Ansatz gefunden zu haben. Im Nachhinein gibt mir das allerdings zu denken. Ich meine, ich hatte vor, mit einem Friedhofsgeist zu reden! Hallo?! Dann fiel mir ein, dass wir ja überhaupt nicht wussten, auf welchem Friedhof das Mädchen begraben lag, das Hasselreuther verflucht hatte. Und solange wir das nicht wussten, konnten wir auch nicht den dazugehörigen Geist befragen.

»Der einzige Friedhof, der infrage kommt, ist der Friedhof in Cismar. Dort wurden vor hundert Jahren alle Menschen der umliegenden Dörfer begraben. Und ich nehme an, das Mädchen stammte aus dieser Gegend«, sagte Tjark, als ich ihm von meinen Bedenken erzählte.

»Bitte lass uns dorthin fahren. Wir können uns auf dem Friedhof umsehen und vielleicht

einen Blick in die Kirchenbücher werfen. Dann wüssten wir wenigstens, wer den Job als Friedhofsgeist übernommen hat«, bettelte ich.

»Meinetwegen. Ich muss nur erst die Futtersäcke abladen. Hauke wartet schon darauf.«

Wir knatterten an eingezäunten Weiden vorbei, auf denen Fjordpferde und Haflinger grasten, und rumpelten über eine kopfstein gepflasterte Einfahrt auf den Hof. »Ponyhof Lorenzen« stand auf einem großen Schild. Ich kam mir vor, als wäre ich geradewegs in einer Filmkulisse gelandet. *Ferien auf Immenhof* hieß der uralte, romantische Film, den ich letztens gesehen hatte. Und genauso sah es hier aus. Jemand fegte die Stallgasse und der aufgewirbelte Staub glitzerte wie Goldkonfetti in der Nachmittagssonne. Wehmütig dachte ich an meine eigenen Reitstunden zurück, die nun schon vier Jahre zurücklagen.

Hauke Lorenzen erwartete uns bereits. »Hallo

Tjark! Da hast du ja eine bildhübsche Verstärkung mitgebracht«, begrüßte uns der Bauer.

Tjark grinste verlegen. »Das ist Anna, sie macht im Strandkorb Urlaub. Leider kann ich mir nicht vorstellen, dass sie Lust hat, in den Ferien Säcke zu schleppen, oder, Anna?« Er sah mich spöttisch an.

Ich hob abwehrend die Arme. »Das siehst du völlig richtig. Schon auf der Hinfahrt habe ich mir zwei Dinge geschworen. Erstens: Ich werde in meiner Freizeit nicht joggen, und zweitens: Ich werde keine Futtersäcke abladen. Darum lasst euch nicht aufhalten. Ich mache so lange Urlaub und sehe mich hier um.«

Lorenzen vermietete auf seinem Hof Ferienwohnungen. Und einen kurzen Moment fragte ich mich, warum wir uns ausgerechnet in der Weberei und nicht hier eingemietet hatten. Die Strohballen, die sich in einer leeren Box stapelten, Mistforken und Schubkarre, all das weckte in mir die Sehnsucht, wieder mit

dem Reiten anzufangen.

»Anna?! ... Anna!«, mitten in meine Gedanken streckte Tjark seinen Kopf zur Stalltür herein. »Du kannst rauskommen, wir sind fertig«, lachte er. Gemeinsam traten wir auf den Hof.

»Das ging aber schnell«, staunte ich.

»Wir sind eben ein eingespieltes Team und nicht auf die Hilfe von Touristen angewiesen. Stimmt doch, Hauke?«

Hauke Lorenzen nickte. Dann zückte er sein Portemonnaie und zahlte in bar. Damit war unser Auftrag erledigt und wir machten uns auf nach Cismar.

Dort angekommen parkte Tjark den Traktor nebst Hänger direkt an der Straße. Zielstrebig gingen wir zu dem kleinen, roten Backsteinhaus neben der Kirche. Wir klopften an und traten ein. In einem winzigen Büro saß eine mittelalte, freundlich blickende Frau mit einer Nerd-Brille. Ihr Name war Frau Jührs, wie

ein Schild auf ihrem Schreibtisch verriet.

»Kann ich euch helfen?«, fragte sie freundlich.

»Wir haben eine Bitte und hoffen, dass es nicht zu viele Umstände macht«, holte Tjark aus. »In der Schule beschäftigen wir uns grade mit Genealogie ...« Ich sah ihn ehrfürchtig an.

»Unser Lehrer, Herr Bollmann, sagt, dass das verbreitetste Mittel, etwas über seine Vorfahren in Erfahrung zu bringen, ein Blick in die alten Kirchenbücher sei. Er sagte, wir sollten jeder einmal einen Blick in solch ein Kirchenbuch werfen und den ersten Eintrag mit Jahreszahl herausschreiben. Deshalb wollte ich fragen, ob wir uns so ein Kirchenbuch einmal anschauen dürften. Es gibt hier doch alte Kirchenbücher?«

»Die gibt es«, sagte Frau Jührs und lächelte weiter, was schon mal ein gutes Zeichen war. Sie zögerte dann trotzdem einen Moment. »Okay!«, sagte sie schließlich. »Es ist heute gerade ruhig. Kommt mit mir, ich zeige euch die Kirchenbücher. Sie ging vor uns her in ein

Nebenzimmer, öffnete einen Metallschrank und zog eine lange Schubblende heraus. »Ihr sollt den ersten Eintrag herausschreiben, um zu beweisen, dass ihr wirklich nachgeschaut habt?« Wir nickten eifrig.

Frau Jührs griff ein bestimmtes Buch heraus und legte es vorsichtig auf einen Schreibtisch. Dann öffnete sie eine weitere Schubblende und legte ein paar weiße Baumwollhandschuhe daneben.

»Zieht diese Handschuhe an, bevor ihr euch das Buch anseht«, sagte sie. »Der Schweiß an euren Händen könnte das alte Papier beschädigen.« Nebenan ging die Tür auf und Frau Jührs ließ uns allein. »Seid bitte vorsichtig«, mahnte sie uns beim Hinausgehen.

»Frau Jührs!«, rief Tjark ihr nach. Frau Jührs drehte sich um. »Der erste Eintrag, ist das der ...?«

»Der erste Mensch, der auf diesem Friedhof beerdigt wurde«, vollendete sie den Satz und eilte hinaus.

»Cool!«, sagte ich.

»Willst du blättern?«, fragte Tjark und hielt mir die weißen Baumwollhandschuhe hin. Ich zog sie über und schlug beinahe andächtig das alte Buch auf. Der älteste Eintrag war über zweihundert Jahre alt. Die Tinte war inzwischen braun geworden.

26.11.1798, das Datum konnten wir lesen, mehr nicht.

Die seltsame, schnörkelige Schrift war für uns nicht zu entziffern.

Tjark ging hinüber in Frau Jührs Büro und kehrte kurz darauf mit ihr zurück.

»Mal sehen, ob ich euch helfen kann. Deutsche Kurrentschrift stand demnach nicht auf eurem Stundenplan«, lächelte sie.

»Deutsche Kurrentschrift?«, echoten wir beide ziemlich einfältig.

»Die Schrift unser Urgroßeltern ist auch unter dem Namen Sütterlinschrift bekannt.« Sütterlin, das hatte ich schon einmal gehört. Wir traten zur Seite und Frau Jührs beugte sich

über das Buch.

»Hier steht: Goedeke Hein, geb. am 05. Juli 1740 / verheiratet mit Ulrike Hein, geb. Buchwein / gestorben am 26. November 1798.« Wir bedankten uns und sagten, uns wäre damit sehr geholfen.

»Ja, wollt ihr euch das nicht aufschreiben?«, fragte Frau Jührs erstaunt.

Das war natürlich peinlich. Wir versicherten ihr, wir hätten ein gutes Gedächtnis, bedankten uns und sahen zu, dass wir wieder hinauskamen.

»Den Namen des Friedhofsgeists kennen wir nun«, sagte ich, als wir wieder auf der Straße standen. »Hat dein Opa gesagt, was wir als Nächstes tun müssen?«

Tjark grinste mich an. »Du kriegst nicht genug, oder?«

»Irgendwie müssen wir schließlich vorankommen, nachdem Ranghild so kläglich versagt hat.«

Da Tjarks Urgroßvater leider nicht gesagt

hatte, wie man am besten mit Friedhofsgestirn in Kontakt tritt, waren wir auf unsere eigene Fantasie angewiesen. Um den Geist zu befragen, musste er erst einmal erscheinen. Wir beschlossen, ihn einfach bei seinem Namen zu rufen. Das erschien uns am logischsten. Wir wollten ihn rufen, und zwar am Ort seines Wirkens, also auf dem Friedhof.

»Lass uns gleich hingehen«, sagte ich.

Tjark blinzelte in die Sonne. »Am helllichten Tag? Ich glaube nicht, dass wir da Chancen haben. Außerdem stromern ständig Touristen über den Friedhof.«

»Ich möchte aber auf keinen Fall nachts über den Friedhof schleichen«, sagte ich. Allein der Gedanke daran löste bei mir Beklemmung aus.

»Dann gehen wir abends, gleich nach Sonnenuntergang.«

Das klang schon besser – und vielleicht hatten wir ja Glück.



## 10. KAPITEL

Die Zeit bis zur Dämmerung wollten wir uns an dem versprochenen, wirklich privaten Strand vertreiben. Ich freute mich darauf, mit Tjark allein zu sein. Und ich freute mich auf seine bewundernden Blicke, wenn ich mich in meinem neuen Bikini präsentierte.

Er war wirklich sexy, mit süßem Schleifchen zwischen den Brüsten und einem hohen

Beinausschnitt. Bei der Körbchengröße hatte ich ein wenig geschummelt, aber das würde Tjark ganz sicher nicht herausfinden.

Bester Laune kletterte ich auf den Traktor. Tjark wendete, was mit Hänger gar nicht so einfach war, und wir fuhren die Bäderstraße Richtung Qual zurück.

Plötzlich drosselte er das Tempo und ich sah, dass ich mich von meinen romantischen Gedanken verabschieden konnte.

An einer Haltestelle standen sechs Jugendliche.

»Gib Gas!«, dachte ich beschwörend. »Gib einfach Gas!!« Doch je beschwörender ich dachte, desto langsamer wurde Tjark. Ohne mich zu fragen, steuerte er die Haltestelle an.

Die Gestalten, die da warteten, waren dieselben, mit denen Tjark auf der Beach-Party so ausgelassen gefeiert hatte.

»Haaiii, Tjark!«, quietschten die Mädchen.

»Na, Alter!«, das waren die Jungs.

Ich starrte wie versteinert geradeaus.

»He, wo wollt ihr denn hin?«, fragte Tjark überflüssigerweise.

»Wie sieht es denn aus?«, fragte das Mädchen, das Tjark auf der Beach-Party das Bier in den Mund gespuckt hatte, und schwenkte eine Strandtasche. »Wir wollen zum Strand!«

»Passt ja prima, dahin wollen Anna und ich auch. Steigt ein!«

Es war kaum zu glauben!

War er denn von allen guten Geistern verlassen? Was fiel ihm ein, seine komplette Clique zu unserem romantischen Treffen mitzunehmen?

Ich fühlte, dass ich stocksauer wurde. Dann bemerkte ich den triumphierenden Blick des »Spei-Girls« und nahm mir vor, mir nichts anmerken zulassen. Ich tuckerte ein Lächeln auf mein Gesicht und machte gute Miene zu bösem Spiel. So nennt man das.

Die Truppe warf ihre Decken und Taschen auf den Hänger und kletterte hinterher. Tjark

gab Gas und wir rollten unserem einsamen Strand entgegen.

Kaum waren wir dort angekommen, sprang die Horde johlend herunter. Ich schnappte meine Strandtasche und stapfte wortlos hinterher.

Tjark folgte mir. »Ich hatte keine Ahnung, dass Charlize und die anderen heute auch hierherwollen«, erklärte er beinah entschuldigend.

Ich verkniff mir, ihn darauf hinzuweisen, dass er sie quasi eingeladen hatte.

Der Strand war ein absoluter Traum. Weißer Sand und eine lauschige Bucht. Es hätte so schön sein können.

Jetzt lagerten wir alle auf einem Haufen. Einer der Jungen, der Kralle genannt wurde, zauberte eine iPod-Dockingstation aus seinem Rucksack, um uns dann ununterbrochen mit Hardstyle-Techno zu beglücken.

Während ich meine Jeans und das T-Shirt auszog, bemerkte ich die abschätzenden Blicke

der anderen Mädchen. Charlize trug einen Bikini im Leoparden-Look, da konnte mein neues Badeteil aber locker mithalten.

Die Jungen waren sofort im Wasser.

Ich drehte mich im Sand auf den Bauch und beschloss, dort liegen zu bleiben, bis die Sonne unterging.

Die Mädchen taten so, als sei ich Luft. Sie hatten ihre Strandtücher sternenförmig ausgelegt, sodass sie sich angucken konnten. Ab und zu kicherten sie und sahen zu mir herüber.

Bald langweilten sich die Jungen im Wasser und riefen uns zu, wir sollten doch auch reinkommen.

Charlize und die beiden anderen Mädchen ließen sich nicht lange bitten. Sie stelzten über den Strand und tauchten ihre Füße unter Quieken und Kreischen ins Wasser.

»Oh, Gott, bitte lass Hirn regnen«, stöhnte ich innerlich.

Es dauerte geschlagene sieben Minuten,

bevor sie einmal untergetaucht waren. Ehrlich, ich habe auf die Uhr gesehen!

Kaum waren sie im Wasser, ging das dämmliche Gefummel wieder los. Die blöde Charlize konnte ihre Griffel einfach nicht bei sich behalten. Ständig betatschte sie die Jungs – und am meisten hing sie an Tjark.

Es war einfach nicht zum Aushalten! Ich beschloss, ebenfalls ins Wasser zu gehen. Mit leichtem Hüftschwung schritt ich über den Sand. Ich streckte nicht erst kreischend die Zehen ins Wasser, sondern ging einfach hinein.

Huuu – mir blieb die Luft weg! Das Wasser war noch kälter als heute Morgen, aber ich hatte mich unter Kontrolle und ließ mir nichts anmerken. Als ich dann bis zum Bauch im Wasser stand und alles in mir »umkehren« schrie, stieß ich mich leicht vom Boden ab und ließ mich nach vorn ins Wasser fallen.

Bereits nach den ersten Zügen fühlte ich, dass mit meinem Oberteil etwas nicht stimmte. Es war die Körbchengröße mehr, die mir nun

zum Verhängnis wurde. Bei jedem Schwimmzug, den ich machte, lockerte es sich ein bisschen mehr! Panik ergriff mich. Ich musste schnellstens aus dem Wasser, bevor ein Unglück passierte.

Grade hatte ich den Rückzug angetreten, als Tjark neben mir auftauchte.

»Hiergeblieben, Anna!«, schrie er. »Du willst doch nicht schon wieder raus?!«

Genau das war der Plan, er hatte es erfasst! Doch bevor ich antworten konnte, schob er seine Arme unter mich. Hob mich hoch und warf mich mindestens zwei Meter weit ins Wasser.

Ich flog durch die Luft, ging unter, und als ich wieder auftauchte, fühlte ich, dass ich etwas verloren hatte.

Das Oberteil meines Bikinis! Es hatte sich durch den Wurf komplett gelöst und war weg.

Ich blieb bis zum Kinn unter Wasser und tastete wild um mich.

Nichts! Vielleicht hatte die Strömung es schon

ins Meer gezogen.

»Na, Anna, wie war das? Noch ein Freiflug gefällig?« Schon war Tjark wieder da. Schon umfassten seine Arme meinen Körper. Schon hob er mich an.

Da schlug ich zu! Dummerweise traf ich Tjarks Nase, aus der sofort Blut tropfte.

»Lass das!«, schrie ich. Augenblicklich stoppte Tjark. Er hielt sich die Nase und sah mich wütend an.

»Spinnst du?«, fragte er.

»Es tut mir leid«, stammelte ich. »Es tut mir wirklich leid, aber ... mein Oberteil ist weg.« Oje, war das alles peinlich!

»Was?«, fragte Tjark lauter, als mir lieb war.

»Mein Oberteil ist weg. Ich habe es verloren, als du mich geworfen hast.« Meine Lippen formten die Worte mehr, als dass ich sie aussprach.

Aber Tjark hatte verstanden. Ich schloss es aus seinem breiten Grinsen, mit dem er mich ansah. Dann fing er an zu tauchen.

»Ich glaube, sie hat ihr Oberteil verloren«, hörte ich Charlize süffisant sagen. Die anderen Mädchen lachten.

Die Jungen schwammen heran.

»Ihr könnt bleiben, wo ihr seid!«, rief ich mit spitzer Stimme. »Es gibt nichts zu sehen!« Doch sie ließen sich nicht abschrecken. »Zehn Augen sehen mehr als vier«, schnaufte einer, den sie Ben nannten. Genau das war meine Befürchtung.

Jetzt tauchten sie alle. Ich stand mit vor der Brust verschränkten Armen bis zum Hals im Wasser und fing an zu frieren.

»Hier! Ist es das?« Ben hielt mein Oberteil wie eine Trophäe in die Luft.

»Ja, danke«, stieß ich knapp hervor und riss es ihm blitzschnell aus der Hand.

Dann zog ich es unter Wasser wieder an und stolzierte unter dem Gelächter der Mädchen aus dem Wasser.

Es war schrecklich. Ich wünschte, Aliens würden auftauchen und mich in ihrem

Raumschiff entführen. Aber nichts dergleichen geschah. Ich musste die spöttischen Blicke aushalten, bis der Trupp gegen neun Uhr abends beschloss, nach Hause zu fahren.

Natürlich stellte sich die gewünschte Stimmung zwischen Tjark und mir auch dann nicht mehr ein, als wir schließlich alleine waren. Romantik ade.

Ich wartete einfach darauf, dass es endlich dämmrig wurde und wir zurück zum Friedhof nach Cismar fahren konnten.

Zwischendurch klingelte mein Handy, meine Mutter wollte wissen, wann ich nach Hause käme.

»Ich möchte nicht, dass du spätabends allein herumläufst«, tönte ihre Stimme aus meinem Smartphone. Ich drehte mich ein wenig von Tjark weg.

»Ich bin nicht allein, Mama. Tjark ist bei mir, er bringt mich auch nach Hause. Wir sitzen gerade an einem wirklich tollen Strand ... Es sind eine ganze Menge Leute hier!«, setzte ich

schnell nach, denn am anderen Ende war es bedrohlich still.

»Bist du sicher, dass ihr nicht allein seid an diesem tollen Strand? Es wird bald dunkel.«

Ich verdrehte die Augen. »Natürlich bin ich sicher, Mama. Mach dir keine Sorgen. Wir brechen sowieso gleich auf. Tjark muss noch die Futtersäcke ausliefern. Es wird noch ein bisschen dauern, o.k. ...? Bis halb elf bin ich da. Mach dir keine Sorgen.«

Zum Glück gab sich meine Mutter damit zufrieden. Ich versuchte, nicht darüber nachzudenken, welchen Eindruck dieses Gespräch auf Tjark machte. Charlize' Mutter hätte bestimmt nicht angerufen.

Endlich war es so weit. Die Sonne machte Anstalten unterzugehen. Wir packten die Decken zusammen und machten uns auf den Weg.



## 11. KAPITEL

Der Friedhof lag zwischen hohen Bäumen, direkt hinter einer alten Backsteinkirche, umgeben von einem hohen Zaun, dessen schmiedeeiserne Streben mich an aufgestellte Lanzen erinnerten. Wir traten durch das breite Tor und gingen zielstrebig an den neuen Gräbern vorbei, bis zum hinteren, alten Teil.

Die ältesten Gräber waren hier über

zweihundert Jahre alt. Im Dunst der Abenddämmerung sahen die verwitterten Grabsteine aus, als seien sie zufällig aus einem Würfelbecher gefallen.

Manche Steine standen aufrecht. Andere waren unter der Last ihres Alters einfach umgekippt. Moosflechten machten es schwer, die verschlungenen Buchstaben und Ornamente zu erkennen.

»Und jetzt?«, fragte ich. »Sollen wir jetzt anfangen zu rufen?« Mir kamen inzwischen erhebliche Zweifel am Erfolg dieser Aktion. Es war noch nicht einmal richtig dunkel und im neueren Teil des Friedhofs waren sogar noch Menschen mit Gießkannen unterwegs.

Worüber ich eigentlich ganz froh war, denn ich hatte absolut keinen Bedarf, bei Dunkelheit allein an einem solch unheimlichen Ort zu sein.

Aber, wie gesagt, ich hatte inzwischen erhebliche Zweifel, dass unser Plan umzusetzen war. Wir waren überhaupt nicht vorbereitet. Es schien recht unwahrscheinlich, dass wir nur

den Namen Goedeke Hein zu rufen brauchten – und er erschien, um uns nach unseren Wünschen zu fragen.

Wenn man sich einmal an die alten Geschichten erinnerte, wollten diese Typen immer irgendeinen Lohn für ihre Dienste. Goldstücke zum Beispiel oder eine Seele.

Goldstücke hatte ich nicht. Und meine Seele wollte ich nicht rausrücken.

»Ich glaube, es macht keinen Sinn, hier wie blöde zwischen den Gräbern herumzustehen«, sagte ich deshalb.

»Du sollst hier auch nicht wie blöde herumstehen, sondern den Friedhofsgeist rufen«, erklärte Tjark. »Wo wir schon hier sind, können wir es wenigstens versuchen.«

»Goedeke Hein! Goedeke Hein! Wir rufen dich. Wir brauchen deine Hilfe!«, raunte Tjark mit gedämpfter Stimme, die keine zwei Gräber weit zu hören war. »Goedeke Hein! Goedeke Hein!«, fing er schon wieder an.

Ich musste kichern.

Tjark sah mich böse an. »Dann mach es doch besser!«, zischte er.

»Vielleicht hätten wir ihm ein Geschenk mitbringen sollen, um ihn günstig zu stimmen.« Ich kicherte immer noch. »Ich habe da noch ein altes Milchbrötchen in meiner Tasche.«

»Goedeke Hein! Goedeke Heiein!« Tjark schon wieder.

Ich fühlte, wie das Lachen unaufhaltsam in meine Kehle stieg.

Da bemerkte ich einen unangenehmen Geruch. »Riechst du das?«, fragte ich.

Tjark schnüffelte. »Riecht irgendwie moderig.«

Erst jetzt fiel mir auf, dass es unter den Bäumen bereits dunkel geworden war. Beunruhigt drehte ich mich um. Plötzlich stieß Tjark mich an. »Dahinten«, murmelte er. »Steht da jemand oder bilde ich mir das nur ein?«

Tatsächlich. Ein wenig abseits stand zwischen

zwei Gräbern eine zerlumpte Gestalt. Sie hatte die Kapuze tief ins Gesicht gezogen und hielt in der Hand eine altmodische Laterne.

»Ihr habt mich gerufen!?«, knarrte eine tiefe, rostige Stimme.

Also ich nicht! Ich konnte meinen Fluchtempuls kaum unterdrücken.

Tjark legte seine Hand auf meinen Arm. »Stell deine Frage«, flüsterte er.

Wie bitte? Was?

»Nun mach schon«, drängte Tjark. Er musste Nerven wie Drahtseile haben. »Frag jetzt!«, Tjark boxte mich schmerhaft in die Seite.

Ich räusperte mich. »Entschuldigen Sie die Störung. Es geht um den Fluch bezüglich des Dr. Hasselreuther.«

Tjark verdrehte die Augen. »Frag schneller«, murmelte er.

»Bitte, können Sie uns sagen, wer das Mädchen ist, das Dr. Hasselreuther verflucht hat? Vielleicht liegt sie hier irgendwo ...« Ich verstummte.

Unbeweglich stand der Friedhofsgeist da.  
Bildete ich es mir ein oder versteckte sich unter  
der Kapuze ein Totenschädel?

Ich schauerte. Das Licht seiner Laterne  
flackerte, als er uns damit winkte, ihm zu  
folgen.

Er bewegte sich schnell zwischen den  
Gräbern und wäre seine Laterne nicht gewesen,  
hätten wir ihn längst aus den Augen verloren.  
Vor einem unscheinbaren Grabstein blieb er  
schließlich stehen. Er stellte seine Laterne ab  
und war verschwunden.

Bildeten wir uns das alles nur ein oder  
geschah es wirklich? Ich meine, meine Freunde  
und ich hatten uns einmal eingebildet, einen  
gruseligen Zwerg zu sehen. Wir waren uns alle  
sicher gewesen, ihn ganz genau zu sehen.  
Kollektive Einbildung nennt man so etwas,  
glaube ich.

Tjark knuffte mich noch einmal und zögernd  
trat ich näher. Im Schein der Laterne  
versuchten wir, die Inschrift auf dem Grabstein

zu entziffern.

*Hier ruht Henrike Geest. Geboren am  
17.08.1867,  
gestorben am 28.02.1884.*

*Vom Leben zum Tode gekommen weit vor  
ihrer Zeit*

»Das muss sie sein«, flüsterte ich.

»Schau dir das an!« Mein Blick fiel auf ein matt glänzendes Medaillon, das an einer feingliedrigen Kette über dem Grabstein hing – so, als sollte es gefunden werden. Ich streckte die Hand aus und nahm es fast andächtig an mich.

In seinem Innern war die vergilbte Fotografie eines jungen, hübschen Mädchens.

Ich war wie elektrisiert. Jetzt hatte Henrike auch noch ein Gesicht bekommen.

Das konnte kein Zufall sein. Jemand hatte beschlossen, dass ich diejenige sein sollte, die Henrikes Geschichte erfuhr.

Ich schloss das Medaillon in meine Faust und drückte es an mich. Es war ein besonderer Moment und tief in meinem Innern versprach ich Henrike, dass ich herausbekommen würde, was damals passiert war. »Ich werde herausbekommen, was mit dir geschehen ist«, flüsterte ich. Das war ein Versprechen.

»Zeig mal her«, sagte Tjark. Wiederstrebend gab ich das Medaillon aus der Hand. Tjark klappte es auf und schnalzte mit der Zunge. »Gar nicht übel. Heißt sie tatsächlich Geest?« Ich sah ihn irritiert an. »Geest bedeutet auf Plattdeutsch Geist, ist das nicht seltsam?«

Ein Windhauch strich über die Gräber. Ich bekam eine Gänsehaut.

»Lass uns gehen«, sagte ich leise. Nach ein paar Metern drehte ich mich noch einmal um. »Danke, Herr Goedeke Hein!«, rief ich halblaut. Das Licht auf Henrikes Grab flackerte.

Inzwischen war es richtig dunkel geworden. Außer uns war keine Menschenseele auf dem Friedhof unterwegs. Hier und dort leuchtete ein

rotes Grablicht. Der Geruch von feuchter Erde lag schwer in der Luft. Erschrocken zuckte ich vor einem lebensgroßen Engel zurück, der das Grab einer wohlhabenden Familie bewachte.

Tjark schien sich auf dem Friedhof auszukennen, hoffte ich wenigstens. Unbeirrbar marschierte er voran und ich hatte alle Mühe, mit seinen langen Beinen Schritt zu halten. Trotzdem schien der Weg kein Ende zu nehmen. Bei unserer Ankunft war mir überhaupt nicht aufgefallen, wie weitläufig dieser Friedhof war.

»Ist es noch weit bis zum Ausgang?«, fragte ich.

»Nein, wir müssten gleich da sein.«

Wir müssten? Bildete ich es mir ein oder klang Tjarks Stimme besorgt?

»Da! Da ist der Ausgang.« Jetzt klang er eindeutig erleichtert.

Im nächsten Moment dann der Schreck. Das schmiedeeiserne Tor war zu.

»Shit!«, fluchte Tjark. Und damit sprach er

mir aus der Seele. Ich hatte absolut keine Lust, hier die ganze Nacht zu verbringen. Auf einem Friedhof, der einen eigenen Geist besaß. Denn was wussten wir schon von Goedeke Hein? Vielleicht bekam er nachts Appetit auf Menschenfleisch?

Natürlich war das Tor verschlossen. Sosehr wir auch daran rüttelten, es ließ sich nicht öffnen. Bestürzt sahen wir uns an.

»Es gibt noch einen weiteren Ausgang, am anderen Ende des Friedhofs«, erklärte Tjark.

»Aber dann müssen wir noch einmal zurückgehen!«, jammerte ich.

»So sieht es aus«, sagte Tjark knapp.

»Das macht keinen Sinn, das Tor dort ist sicher auch verschlossen«, brauste ich auf.

»Kann sein, aber genau wissen wir es erst, wenn wir nachgesehen haben. Oder willst du hier die ganze Nacht stehen bleiben?«, Tjarks Stimme klang ungeduldig. Jetzt zickten wir uns auch noch an. Dabei wünschte ich mir eigentlich, er würde mich nur einmal kurz in

den Arm nehmen. Stattdessen drehte er sich um und stapfte mit riesen Schritten zurück über den Friedhof. Eilig lief ich ihm nach. Mir war gerade der schreckliche Gedanke gekommen, Hasselreuther könnte hier ebenfalls begraben liegen.

Als ich das Tjark erzählte, stöhnte er auf. »Musst du jetzt auch noch mit diesem blöden Hasselreuther anfangen? Aber zu deiner Beruhigung: Sein Grab werden wir sicher leicht erkennen.«

»Woran denn?«, fragte ich ängstlich.

»An dem schiefen Grabstein darauf. Die Grabsteine stehen nur deshalb schief, weil die Toten darunter keine Ruhe finden und nachts ihre Gräber verlassen.«

Eisfinger liefen mir über den Rücken. Es war gemein von Tjark, mir noch mehr Angst zu machen. Den Mann fürs Leben hatte ich sicher noch nicht gefunden.

»Na, dann dürfte ja bald eine Menge los sein, bei den vielen schiefen Grabsteinen, die hier so

herumstehen«, gab ich schnippisch zurück. Und siehe da, nach dieser Antwort fühlte ich mich sofort besser.

»Sieh mal!« Ich stieß Tjark an. »Was ist das dahinten für ein Haus?« Hoffnung keimte in mir auf.

»Das ist die Friedhofskapelle. Da finden die Trauerfeiern statt und da stehen auch die Särge mit den Toten.«

Ich kannte mich mit Beerdigungen nicht aus, aber unser ständiges Gerede über Gräber und Tote zehrte langsam gehörig an meinen Nerven.

»Ich will hier endlich weg!«, jammerte ich erneut.

Da sahen wir in der Kapelle ein Licht. Es war nicht richtig hell, sondern eher wie der flackernde Schein einer Kerze. Hinter den bunten Fenstern schien es auf und ab zu gehen. Mal blieb es stehen, dann bewegte es sich wieder.

»Was ist das?«, flüsterte ich.

»Ich will es gar nicht wissen«, murmelte Tjark und zog mich an der Hand mit sich fort.

»Der zweite Ausgang ist gleich hinter der Kapelle.«

Er hatte recht. Gleich hinter der Kapelle befand sich der ersehnte Ausgang. Doch was soll ich euch sagen? Er war ebenfalls verschlossen. Nun war ich wirklich den Tränen nahe. Es musste doch einen Ausweg aus diesem Labyrinth von Gräbern geben!

»Vielleicht können wir irgendwie über den Zaun klettern«, sagte ich zaghaft. »Kennst du Räuberleiter?«

»Na klar«, antwortete Tjark. »Aber der Zaun ist dafür zu hoch. Außerdem hat er diese Spitzen.« Verzweifelt schaute ich mich um. Neben der Kapelle, direkt am Zaun, stand der Anhänger von einem Traktor. Das war die Rettung.

»Da steht ein Anhänger, direkt vor dem Zaun!«, rief ich aufgeregt. »Wenn wir daraufklettern, könnten wir es über den Zaun

schaffen, ohne aufgespießt zu werden.«

Wir liefen zu dem Anhänger und hatten ihn gerade erreicht, als wir ein scheußliches Knarren hörten. Das Knarren kam von der Tür der Friedhofskapelle.

Wie erstarrt blieben wir stehen. Langsam, ganz langsam, öffnete sie sich einen Spaltbreit. Wir hörten ein Stöhnen, dann öffnete sich die Tür ganz. Eine graue Gestalt schwebte heraus, klapperte mit einer Eisenkette und starrte uns an.

Das war zu viel für meine strapazierten Nerven. Ich konnte das Kreischen nicht unterdrücken.

»Iiiiih!«, schrie ich.

»Uaaaaah!« Das war die Gestalt, die schrie. Und gleich darauf: »Was zum Teufel treibt ihr denn hier!?« Das klang sehr menschlich. Ich öffnete die Augen – vor uns stand ein langer, dünner Mann in grauem Kittel.

»Wollt ihr mich zu Tode erschrecken?«

Diese Frage konnte ich locker zurückgeben.

»Es tut uns leid«, sagte Tjark versöhnlich.  
»Wir wurden hier eingeschlossen. Eigentlich sollten wir längst zu Hause sein.«

»So, eingeschlossen«, grunzte der Mann.  
»Da ging euch der Mors vermutlich auf Grundeis, was?« Zufrieden sah er uns an. »Ihr habt Glück, dass ich heute noch in der Kapelle zu tun hatte. Sonst hätten ihr die Nacht hier verbringen müssen. Und am nächsten Morgen hätte man kein Haar mehr von euch gefunden.« Er grinste böse, suchte den passenden Schlüssel an seinem Bund und schloss endlich das Tor auf.

Wir bedankten uns artig und liefen an der Straße zurück zu unserem Traktor, der vor dem Haupteingang treu und brav auf uns wartete. Auf dem Rückweg nach Qual sprachen wir beide nur wenig. Wir mussten das Erlebte erst einmal verdauen.

Tjark brachte mich bis vor die Haustür und nahm mich dort endlich in die Arme.

»Es war meine Schuld«, sagte ich leise. »Ich

bringe dich in die unmöglichsten Situationen. Allmählich frage ich mich, weshalb du das alles mitmachst.«

»Weshalb ich das alles mitmache?« Tjark sah mich an und im Schein der Laterne konnte ich sehen, dass er lächelte.

»Ja, warum mache ich das mit? Weil es megacool ist, würde ich sagen. Ich habe noch nie so spannende Ferien erlebt.«

Ich war ein wenig enttäuscht.

»Vielleicht liegt es aber auch daran, dass ich dich ein klitzekleines bisschen mag. Aber wirklich nur ein klitzekleines bisschen«, setzte er nach.

Jetzt lächelte ich ebenfalls.

Insgeheim hatte ich gehofft, die Familie läge bereits in tiefem Schlummer, wenn ich nach Hause käme. Aber sie saß in kompletter Besetzung vor dem Fernseher und schaute die XXL-Ausgabe einer Promi-Folge von »Wer wird Millionär«.

Die Miene meiner Mutter war vorwurfsvoll.

»Hast du schon einmal auf die Uhr geschaut, Anna? Ich konnte dich nicht einmal über das Handy erreichen.« Schnell schaute ich auf das Display. Tatsächlich, es war aus.

Die steile Falte zwischen ihren Augenbrauen zeigte mir, dass sie sich Sorgen gemacht hatte.

Anders als mein Vater und mein Bruder. Die rätselten, ob ein berühmtes Gemälde von Vincent van Gogh »Die Birnenpflücker«, »Die Unkrautjäter«, »Die Kartoffelesser« oder »Die Traubenernte« hieß.

Mein Vater tendierte zu »Die Birnenpflücker«, Joschi zu »Die Unkrautjäter«. Ich wusste, dass es »Die Kartoffelesser« heißt – und wo ich grade beim Thema war, spürte ich, dass ich Hunger hatte.

»Tut mir leid, Mams«, sagte ich. »Ich habe vergessen noch einmal anzurufen, aber zuerst waren wir am Strand und dann sind wir beim Abladen der Futtersäcke auf Peters Pferdehof aufgehalten worden.«

Meine Mutter zog misstrauisch die Augenbrauen hoch.

»Mach dir nicht immer so viel Sorgen«, lachte ich und gab ihr einen Kuss. Eigentlich hätte ich dabei rot bis unter die Haarwurzeln werden müssen.

Dann röstete ich mir noch eine Scheibe Toast und schlug zwei Eier in die Pfanne. Nach dem Essen verzog ich mich sofort auf mein Zimmer. Ich war auf einmal unheimlich müde.

Bevor ich einschlief, schaute ich mir noch einmal das Medaillon an. Es war golden und mit winzigen Ranken verziert. Ich öffnete es erneut und sah mir Henrike genau an. Sie hatte ein herzförmiges, freundliches Gesicht mit hellen Augen und schaute erwartungsvoll in die Kamera. Ihr Haar war zu Zöpfen geflochten und an den Seiten zu Schnecken aufgerollt, was ihr ein bäuerliches Aussehen verlieh.

»Ich werde herausfinden, was mit dir passiert ist«, versprach ich dem Foto. »Morgen schauen wir im Stadtarchiv nach.« Dann

hängte ich das Medaillon über einen der vielen Spiegel, die noch immer in meinem Zimmer standen, und legte mich ins Bett.

Bevor ich einschlief, hörte ich das Haus wieder atmen. Ich träumte von Friedhöfen, Geistern und Zombies und wachte ein paarmal schweißgebadet auf.



## 12. KAPITEL

Der nächste Morgen war für das Recherchieren in staubigen Stadtarchiven wie gemacht. Es regnete wieder einmal und graue Wolken zogen vom Meer her über das Land.

Ich beeilte mich mit dem Frühstück. Der Rest der Familie plante einen Tagesausflug nach Kopenhagen. Von Puttgarden fuhren die Fähren im Stundentakt hinüber ins Königreich

Dänemark und Joschi war wie immer ganz aus dem Häuschen. Er wollte unbedingt die Wachablösung vor Schloss Amalienborg ansehen. Und er wollte die Gardesoldaten der Königin, die, genau wie in England, in diesen putzigen kleinen Häuschen standen und sich nicht rühren durften, zum Lachen bringen.

»Wie wäre es, wenn du ihnen einen Apfel auf das Bajonett spießt?«, schlug mein Vater vor. »Ich habe gehört, sie haben da so einen bestimmten Schwung, wenn sie losmarschieren, dass er von alleine wieder abfällt.«

Joschi strahlte. »Und sie dürfen sich ganz bestimmt nicht bewegen?«, fragte er begeistert.

»Bei Strafe nicht. Sie dürfen nicht einmal die Miene verziehen«, bestätigte mein Vater vergnügt.

»Super, dann könnte man ja ...«

Mir fielen tausend Dinge ein, die mein Bruder nun bestimmt an den wehrlosen Soldaten

ausprobieren würde, und ich gratulierte mir zu meinem Entschluss, hierzubleiben. Unter keinen Umständen wollte ich bei der Verhaftung meiner Familie dabei sein.

Ich ging hoch auf mein Zimmer und verabredete mich für elf Uhr an der Bushaltestelle im Ort, um gemeinsam mit Tjark ins Stadtarchiv nach Oldenburg zu fahren.

Während die Familie unter viel Getöse aufbrach, um das kleine Königreich in einem Handstreich zu übernehmen, packte ich etwas Geld, mein Handy und einen Notizblock in meinen Rucksack, zog Chucks und Regenjacke über und machte mich auf den Weg zur Haltestelle, direkt gegenüber der Bäckerei. Diesmal wählte ich nicht den Weg an der Landstraße, sondern lief über den Deich am Wasser entlang. Heute Vormittag waren nur wenige Menschen unterwegs. Die Urlauber, die sich trotzdem hinausgewagt hatten, blieben hinter ihren Regenschirmen oder unter ihren Kapuzen verborgen und boten dem immer

stärker werdenden Ostwind und den schwarzen Regenwolken trotzig die Stirn.

War das Meer gestern noch azurblau, schäumte und toste es heute bleigrau gegen den Strand. Die Gischt wurde vom Wind bis auf den Deich getragen.

Ich hatte meine Kapuze genauso tief ins Gesicht gezogen wie die anderen Urlauber und vermutlich sah ich genauso »panne« aus wie Onkel Kurt aus Wanne-Eickel. In Hamburg wäre ich so nie herumgelaufen, aber hier musste ich nicht befürchten, von irgendwem erkannt zu werden.

Der Weg über den Deich führte mich hinter dem Grundstück der Lungenheilanstalt vorbei. Die Patienten mussten damals einen tollen Ausblick auf die Ostsee gehabt haben. Zwischen zwei hohen Sträuchern konnte ich einen Blick auf das Gebäude mit seiner geschwungenen Freitreppe werfen, auf der ich vor ein paar Tagen fast den Tod gefunden hätte.

Zu gerne hätte ich mir an diesem Ort glückliche Mütter und Waisenkinder vorgestellt, die hier von ihrer schweren Krankheit geheilt wurden. Doch sosehr ich mich auch anstrengte, diese Bilder wollten sich einfach nicht einstellen. Die blinden Fenster starrten geradezu feindselig zu mir herüber und das große Haus wirkte wie ein Ungeheuer auf dem Sprung. Ich konnte mich kaum losreißen. Das Böse, das von diesem Haus ausging, übte eine ungeheure Faszination auf mich aus. Für einen Moment glaubte ich sogar, eine Bewegung hinter den Fenstern zu sehen. Ich kniff meine Augen zusammen und fixierte das Haus. Doch wie genau ich auch hinsah, es ließ sich keine Bewegung mehr ausmachen. Ein Blick auf die Uhr sagte mir dann, dass ich mich nun aber beeilen musste, wenn ich den Bus nach Oldenburg nicht verpassen wollte. Ich trennte mich von dem Anblick des Hauses und sauste los.

Kurz bevor ich die Bushaltestelle erreichte,

nahm ich meine Kapuze ab und wuschelte einmal meine Haare durch. Es regnete zwar noch immer Bindfäden, aber Tjark sollte mich unter keinen Umständen mit diesem Ding auf dem Kopf sehen. Dann bog ich schwungvoll um die Ecke der Bäckerei.

Tjark war schon da – und ratet einmal, was er auf dem Kopf hatte? Richtig! Eine Kapuze. So ein kleines, hässliches Ding, das sich im Kragen einer Windjacke verstauen ließ. Er hatte sie nicht nur über den Kopf gezogen, nein, er hatte sie auch noch unter dem Hals zugebunden, sodass nur noch sein Gesicht herausguckte. Er sah aus wie ein Schlumpf und es schien ihn nicht einmal zu stören. »Hi«, sagte er und gab mir zur Begrüßung einen Kuss auf die Nase. Ich bin sicher, er wollte meinen Mund treffen, aber seine Kapuze machte ihm einen Strich durch die Rechnung, weil sie ihm über die Augen rutschte.

»Hi«, antwortete ich und wischte mir das Wasser vom Gesicht, das er bei seinem Kuss

auf meiner Nase abgeladen hatte.

»Das war knapp«, sagte Tjark. »Ich habe gedacht, du schaffst es nicht mehr rechtzeitig.« In dem Moment bremste der Bus an der Haltestelle.

»So ein Schietwetter«, begrüßte uns der Fahrer, als wir unsere Fahrscheine lösten.

Ich musste grinsen. Er hatte recht. Schietwetter war genau das richtige Wort. Wir setzten uns in die letzte Bank. Die Fenster waren beschlagen und ich wischte einen Fleck frei, um hinaussehen zu können. Es war ein typischer Regionalbus. Er steuerte sämtliche Dörfer an, die irgendwie in Richtung Oldenburg lagen.

Ich schaute aus dem Fenster und sah die verschwommenen Umrisse von Bäumen und Häusern. Kleine Abzweigungen an der Landstraße führten zu unsichtbaren Gehöften oder noch kleineren Dörfern.

Die Fahrt in die Kreisstadt dauerte gut eine Dreiviertelstunde. Dann hielt der Bus endlich

vor dem Postamt am Markt. Wir stiegen aus und sahen uns um.

Oldenburg hatte einen schönen Marktplatz und heute war jede Menge los, denn es war Markttag. Neben den üblichen Ständen, die Produkte aus der Region anboten, hatten auch Schmuckverkäufer und der Landfrauenverein ihre Stände aufgebaut. Leider regnete es unablässig und die Verkäufer mussten ihre Ware mit durchsichtigen Planen schützen. Sie schauten allesamt griesgrämig drein, was bei diesem Wetter und der überschaubaren Zahl an Marktbesuchern verständlich war.

Das Stadtarchiv war erfreulicherweise im Rathaus auf der gegenüberliegenden Seite untergebracht und machte mit seinem alten Fachwerk einen ehrwürdig gediegenen Eindruck.

Wir öffneten die schwere Eichtür und traten ein. In dem Gebäude war es sehr still und es roch nach Linoleum und Bohnerwachs.

In unserer Schule riecht es genauso.

Ein Pförtner saß in einem kleinen Kabäuschen hinter einer Glasscheibe und biss herhaft in sein Wurstbrot.

»Guten Tag«, sagte Tjark und trat vor die Scheibe. Der Pförtner schluckte hastig und sah uns wegen der Störung böse an.

»Wir möchten einen Blick ins Stadtarchiv werfen«, sagte Tjark.

»So, ins Stadtarchiv«, brummte der Mann. »Und was wollt ihr dort finden?«

»Wir suchen jemanden, der 1884 gestorben ist«, erklärte ich.

»So, ihr sucht eine bestimmte Person«, sagte der Pförtner.

Ich nickte. »Und Zeitungsartikel über die ehemalige Lungenheilanstalt in Qual suchen wir auch«, fügte ich hinzu.

»Das sind zwei verschiedene Stellen«, bemerkte der Mann und blickte uns so vorwurfsvoll an, als müsse er sich persönlich auf die Suche begeben.

»Also, Informationen über eine bestimmte Person findet ihr in den sogenannten Personenstandsunterlagen. Da müsst ihr hoch in den ersten Stock.« Wir nickten.  
»Zeitungsaufsteller findet ihr da, wo auch die Stadtchronik zu finden ist. Das ist oben unter dem Dach im dritten Stock.«

»Danke«, sagten wir beide und standen bereits an der breiten Treppe, die nach oben führte.

»Nee, nee!«, rief der Pförtner uns nach. »Da ist jetzt zu. Um zwölf ist Mittagspause. Die machen erst um vierzehn Uhr wieder auf.«

Tjark und ich sahen uns an. »Och nee«, sagte ich. Der Mann lächelte zufrieden und biss wieder in seine Wurststulle.

»Lässt sich nicht ändern«, sagte Tjark, praktisch wie immer. »Was hältst du davon, wenn ich dich zum Essen bei Antonio einlade?«

»Antonio?«, fragte ich.

»Der beste Italiener in ganz Oldenburg.«

»Der beste Italiener?«, echte ich. »Dann

muss ich ihn unbedingt kennenlernen.« War wirklich nett von Tjark, mich zum Essen einzuladen.

Tjark führte mich einmal quer durch Oldenburg. Wir liefen durch malerische, verwinkelte Gassen, die in diesem alten Teil der Stadt noch kopfstein gepflastert waren. Die schmalen Häuser standen direkt an der Straße. Sie hatten keine Vorgärten, wie man es aus so vielen norddeutschen Städten entlang der Küste kennt. Dafür stand vor beinah jedem Haus ein alter Rosenstock. Es sah einfach malerisch aus und erfreute mein Künstlerherz.

Das Restaurant »La Passione« machte bei diesem Wetter einen traurigen Eindruck. Unablässig tropfte es von der großen Buche auf die Tische und übereinandergestapelten Stühle.

Antonio, ein kleiner Italiener mit grauem Haar und einem riesigen Schnurrbart, stand unter der Markise und blickte missmutig auf die Pfützen, die sich auf den Tischen gebildet

hatten.

Als er uns kommen sah, hellte sich seine Miene auf. »Signore Tjark!«, rief er erfreut mit einem Zwinkern.

»Und wie immer in Begleitung einer schönen, jungen Signorina.« Er lächelte breit. »Du musst achtgeben, dieser junge Mann hat Schlag bei den Frauen.«

Tjark verdrehte die Augen und ich versuchte ein Lächeln. Innerlich war ich jedoch sofort auf den Barrikaden. Wer weiß, mit wem er hier letzte Woche gespeist hatte. Vielleicht mit dieser scheußlichen Charlize. Mir war klar, dass ich mein Essen auf jeden Fall selbst zahlen würde.

Antonio führte uns zu einem Tisch am Fenster. Er zündete die Kerze auf unserem Tisch an und reichte uns die Karte. Außer uns war noch ein Ehepaar anwesend, das auf das Essen wartete.

Mir ging die schöne, junge Signorina nicht aus dem Kopf. Vielleicht war das auch so eine

Masche von Tjark, genauso wie die Cola und der Latte macchiato, von denen er glaubte, Mädchen stehen auf so etwas. Und wer auf Cola steht, steht auch auf Pizza. So einfach ist das. So kriegt man sie alle rum.

»Wann warst du denn zuletzt hier?«, fragte ich zuckersüß.

»Ach, das ist schon eine Weile her«, sagte Tjark arglos.

Na, wenigstens das.

»Und mit wem warst du da?« Das klang schon verfänglicher.

»Mit einem Kumpel«, sagte Tjark und blätterte in der Speisekarte. Das hatte aus Antonios Mund aber ganz anders geklungen.

»So, mit einem Kumpel«, sagte ich. Jetzt hatte er sich aber in Schwierigkeiten gebracht. Lügen konnte ich nicht ausstehen.

»Hast du dir schon etwas ausgesucht?«, fragte er mich.

»Was? Ja, natürlich, ich nehme die fünfzehn«, sagte ich schnell. Meine Gedanken

kreisten noch um die dreiste Lüge, die er mir eben aufgetischt hatte.

Antonio trat zu uns an den Tisch, um unsere Bestellung aufzunehmen.

»Wir hätten gern die Nummer fünfzehn und die dreiundzwanzig«, bestellte Tjark. »Dazu bitte zwei Cola.«

»Die fünfzehn – Spaghetti in Spinat-Käsesoße und die dreiundzwanzig – Pizza Quattro-Formaggi, dazu zwei Cola«, wiederholte Antonio.

Ich horchte auf. Was hatte ich bestellt? Spaghetti in Spinatsauce? Das wollte ich überhaupt nicht haben. Sofort fiel mir ein Artikel in der Bravo ein. Nicht dass ich sie lesen würde, aber meine Freundin ... egal. Da stand unter Tipps für das erste Date: »Wenn du von einem tollen Typen zum Essen eingeladen wirst, gibt es zwei Dinge, die du niemals bestellen solltest: Spaghetti, weil die niemand wirklich elegant essen kann, und Spinat, weil der zwischen den Zähnen klebt.« Na klasse!

Das Essen kam und es schmeckte wirklich prima. Ich wickelte die Spaghetti auf meine Gabel wie eine echte Italienerin und bemühte mich, während des Essens so wenig wie möglich zu sprechen. Damit man den Spinat zwischen meinen Zähnen nicht sah. Anschließend verschwand ich auf dem Klo und spülte mir ordentlich den Mund aus. Im Spiegel kontrollierte ich danach meine Zähne. Alles bestens.

Als Tjark für uns beide zahlen wollte, war es mir eine Genugtuung zu sagen: »Einzelne Rechnungen, bitte.«

Tjarks erstaunten Blick ignorierte ich.

Leider musste ich ihn später um das Busgeld für die Rückfahrt anpumpen. Und da ärgerte ich mich schon ein bisschen, dass ich mich nicht hatte einladen lassen. Aber frau hat schließlich ihre Prinzipien.

Nach dem Essen war noch immer eine halbe Stunde Zeit, bis das Stadtarchiv wieder öffnete.

AlsobummeltenwirdurchOldenburgundschauteunsdieLädenan.

Es war reiner Zufall, dass ich in den Zeitschriftenladen ging, um nachzuschauen, ob die neue »InStyle« schon raus war.

Ich schaute mich gerade um, als mich die Überschrift der örtlichen Tageszeitung geradezu ansprang: **Tod im Eulenmoor**, stand in fetten, schwarzen Lettern auf der Titelseite. Ich trat näher heran und das erste Wort, das mir in die Augen fiel, war »Ranghild«. Mit zitternden Fingern öffnete ich mein Portemonnaie und kaufte die Zeitung.

Tjark, der vor der Tür gewartet hatte, sah mir sofort an, dass etwas nicht stimmte.

»Ist dir nicht gut? Du siehst aus, als würdest du gleich umkippen.«

Wortlos hielt ich ihm die Zeitung hin.

Tjark wurde erst rot, dann blass. »Das kann doch nicht wahr sein«, stammelte er. Wir ließen uns auf den Rand des nächsten Blumenkübels fallen und lasen den Artikel.

Tragischer Unfall im Eulenmoor. Ranghild M. (74), besser bekannt als Ranghild vom Eulenmoor, wurde gestern Morgen tot unter ihrem Torfkahn im Moor aufgefunden. Spaziergänger hatten die Leiche der Frau entdeckt und unverzüglich die Polizei informiert. Der herbeigerufene Notarzt konnte nur noch ihren Tod feststellen. Die Polizei schließt ein Fremdverschulden weitgehend aus und vermutet einen Unfall. Frau M. sei vermutlich bei dem Versuch, Wasserwurzeln zu sammeln, tödlich verunglückt teilte ein Sprecher der Polizei mit ...

»Sie wurde gestern Morgen gefunden, dann muss sie in der Nacht gestorben sein, als wir bei ihr waren«, murmelte ich.

»Meinst du, ihr Tod hat etwas mit der Séance zu tun?«

»Ich hoffe nicht«, sagte Tjark. »Aber es sieht verdammt danach aus.«

Ich fuhr mir nervös durch die Haare. »Hasselreuther hat sich eine Seele geholt.« Tjark sah mich entsetzt an.

»Wir müssen unbedingt ins Moor. Wir müssen uns dort umsehen, vielleicht hat die

Polizei etwas übersehen«, fuhr ich fort.

»Was soll sie übersehen haben? Ranghild ist tot«, sagte Tjark. »Wir können ihr nicht mehr helfen.«

»Oh, mein Gott«, stammelte ich. »Ranghild ist tot und es ist unsere Schuld.«

Tjark packte mich an den Schultern und drehte mich zu sich herum. Er sah mir ernst in die Augen.

»Es ist nicht unsere Schuld«, sagte er eindringlich. »Wenn, dann ist es Hasselreuthers Schuld, oder ihre eigene. Schließlich hat sie als Medium gearbeitet und sollte wissen, wie man sich schützt. Außerdem, mal ehrlich – wir haben beide nicht daran geglaubt.«

»Ich schon ...«, schniefte ich.

»Du auch nicht«, sagte Tjark. »Wir haben beide geglaubt, sie zieht eine Show ab.«

»Ja, aber erst nachher. Die Séance wirkte so echt.« Ich brach in lautes Schluchzen aus.

Die wenigen Passanten, die bei diesem Wetter unterwegs waren, sahen uns neugierig

an.

Tjark rückte zu mir herüber und nahm mich in den Arm. »He«, sagte er. »Im Grunde wissen wir nichts. Im Grunde könnte die Polizei recht haben und es war ganz einfach ein Unfall. Vielleicht ist sie tatsächlich beim Sammeln von irgendwelchen Wasserwurzeln über Bord gefallen. Nur weil wir so besessen von diesem Fluch sind, glauben wir, der Geist des Dr. Hasselreuther hätte sie in den Tod getrieben. Wenn du das jemandem erzählen würdest, würdest du schnell in eine Zwangsjacke gesteckt.«

»Was sollen wir jetzt tun?«, fragte ich tapfer und schluckte die nächsten heranrollenden Tränen hinunter.

»Wir müssen zuerst herausfinden, was es mit diesem Fluch wirklich auf sich hat. Vielleicht klärt sich dadurch auch Ranghilds Tod auf.«

Dass Tjark auf meine Frage nicht einfach sagte: »Wir können nichts tun«, sondern weiter an der Aufklärung des Fluchs arbeiten wollte,

wecke meinen Kampfgeist. Ich wischte mir mit dem Ärmel die letzten Tränen aus dem Gesicht und stand auf.

»Gut, dann lass uns endlich damit anfangen. Das Stadtarchiv schließt schon bald wieder.«



## 13. KAPITEL

Das Stadtarchiv war ein voller Erfolg. In den Personenstandsunterlagen, wie es in Bürokratendeutsch heißt, wurden wir fündig.

Wir erfuhren, dass Henrike aus einer Bauernfamilie stammte, die ihren Hof in Wördemark hatte, einem Ort ca. zehn km südlich von Oldenburg. Dass sie das vierte von neun Geschwistern war und dass sie mit

fünfzehn Jahren eine Stelle als Pflegerin in der Lungenheilanstalt in Qual antrat. Der letzte Eintrag berichtete von ihrem Tod. Sie war 1884 bei einem schweren Brand, in ebendieser Anstalt, ums Leben gekommen.

Wir waren erschüttert, wussten nun aber, wonach wir in den Zeitungsarchiven suchen mussten.

Wir stiefelten in den dritten Stock und wurden dort von einem freundlichen Mitarbeiter des Archivs bei unserer Suche unterstützt. Es fand sich tatsächlich ein Artikel über diesen Brand im Oldenburger Boten. Da die gedruckte Sütterlinschrift für uns schwer zu entziffern war, las der Mitarbeiter des Archivs uns den Artikel vor. Ich gebe hier den ungefähren Inhalt wieder, so wie er mir in Erinnerung geblieben ist.

Am Abend des 28.02.1884 war es im Armenflügel der Lungenheilanstalt in Qual zu einem verheerenden Brand gekommen, bei dem fünf Kinder und die Pflegerin Henrike

Geest ihr Leben verloren. Die Polizei ging, aufgrund der Aussage des Leiters der Klinik, Herrn Dr. Hasselreuther, davon aus, dass der unsachgemäße Umgang mit der Öllampe durch die Pflegerin zu diesem Unglück führte.

Tjark und ich sahen uns an. Hatte Henrike Hasselreuther deshalb verflucht, weil er ihr den Brand und damit den Tod von fünf Kindern in die Schuhe schob?

Wir baten um Ausdrucke der Unterlagen, die wir eingesehen hatten, und verließen das Archiv.

Inzwischen war Wind aufgekommen und hatte die Regenwolken vertrieben. An der Küste wechselt das Wetter schnell.

Der Bus Richtung Qual fuhr in zehn Minuten. Wir hatten also noch genügend Zeit, einen Zwischenstopp im Eulenmoor einzulegen, ohne allzu spät nach Hause zu kommen. Meine Mutter wurde allmählich empfindlich, was mein langes Ausbleiben am Abend betraf. Ich durfte es also ein paar Tage nicht übertreiben, bis sie

sich wieder beruhigt hatte.

Es war halb fünf, als wir das Eulenmoor erreichten. Der Plan war, Eindrücke zu sammeln und Ranghilds Fährte von ihrem Haus an aufzunehmen. Ich wollte mich in den Ort ihres Verschwindens einfühlen, sehen, ob ich etwas wahrnehmen konnte, was anderen verborgen blieb.

Der Weg zu ihrem Haus kam mir länger vor als damals, was sicher daran lag, dass wir heute zu Fuß unterwegs waren. Der Regen tropfte, trotz Sonnenschein, noch immer von den Bäumen und selbst auf den vermeintlich sicheren Wegen quoll bei jedem Schritt Wasser unter unseren Füßen hervor.

Als wir Ranghilds Haus endlich erreichten, staunten wir nicht schlecht. Ein Pferdefuhrwerk parkte vor dem Haus und ein Mann und eine Frau waren gerade dabei, Kartons aus dem Haus zu tragen.

»Was sucht ihr hier?«, fuhr uns die Frau

unfreundlich an.

Blitzschnell beschloss ich, die Ahnungslose zu spielen, und hoffte, dass Tjark mitziehen würde.

»Wir wollen Ranghild besuchen«, sagte ich.

»Liebeszauber, oder was?«, schnaubte der Mann, während er einen Karton auf den Wagen hievte.

»Die ist tot«, sagte die Frau knapp. «Lest ihr keine Zeitung?«

»Tot? Wie ist das passiert?« Meine Stimme zitterte schon wieder.

»Sie ist in ihrem geliebten Moor ertrunken«, brummte der Mann. »Sie wollte ja nicht weg. Man konnte reden, was man wollte. ›Mich trägt man hier mit den Füßen voran heraus‹, sagte sie immer. ›Ich gehöre ins Moor.‹ Das hat sie jetzt davon. Ist mit ihrem verdammten Kahn gekentert und ertrunken.«

Tjark und ich hörten schweigend zu.

»Oder die Geister haben sie geholt«, murmelte die Frau.

»Sind Sie mit ihr verwandt?«, fragte ich.

»Sie war die Schwester meines verstorbenen Mannes. Jetzt bleibt alles an mir hängen. Die Beerdigung und den ganzen Tinnef hier aus dem Haus zu schaffen«, schimpfte sie. »An die dreißig Spiegel hatte sie im Haus und dann noch die ganzen wertlosen Ketten und löchrigen Steine, die sie gesammelt hat.« Sie griff in einen Karton und holte ein ganzes Knäuel Ketten heraus. Korallenketten, Steine an Lederbändern, Halbedelsteine auf Armbänder gezogen. »Tinnef!«, schimpfte die Frau weiter.

»Ich finde sie schön«, sagte ich. Die Frau sah mich an und auf einmal wurde ihr Blick mild.

»Klar, so ein junges Ding. Such dir ein paar Teile aus. Ich schenke sie dir.«

»Wirklich?«, fragte ich.

Sie nickte.

»Danke!« Ich öffnete den Karton und schaute hinein. Ich wusste genau, wonach ich suchte. Ich suchte einen Hexenstein. Das war ein Stein mit einem natürlichen Loch in der Mitte. Wenn

man durch das Loch hindurchblickte, konnte man unsichtbare Wesen wie Hexen und Geister sehen. Ich wühlte in dem Karton, bis ich fand, was ich suchte. Da lag er. Es war ein hellbrauner, flacher Stein mit goldenen Einschlüssen. Ranghild hatte ihn auf ein Lederband gezogen. Als ich diesen Stein ansah, wusste ich, dass er etwas Besonderes war. Er zog mich magisch an. Es war ein seltsames Gefühl, als wäre er mein Stein und hätte in diesem Karton auf mich gewartet.

Ich hängte ihn mir um den Hals. »Ich nehme das hier«, sagte ich zu der Frau. Die schaute mich nur kurz an. »Ist das alles? Mehr hast du nicht gefunden?«

Ich versicherte ihr, ich sei mit dem Stein mehr als zufrieden.

Dann gingen Tjark und ich hinunter zum Bootssteg, wo diesmal kein Kahn lag.

»Hat die Polizei den Kahn beschlagnahmt?«, rief Tjark dem Mann zu, der grade auf den Kutschbock geklettert war.

»Nee, der liegt noch im Moor, an der Stelle, wo man sie gefunden hat.«

»Wo ist diese Stelle? Wir möchten uns gern von Ranghild verabschieden.« Bei Tjarks Worten fühlte ich sofort, wie mir die Tränen in die Augen stiegen.

»Ihr müsst euch rechts halten und dem Weg ins Moor folgen. Der Kahn liegt im Röhricht. Ihr könnt ihn gar nicht verfehlen.«

Wir bedankten uns und schlugen den angegebenen Weg ein. Er führte an einem lichten Birkenwäldchen vorbei, bis rechts ein dunkler Moorsee auftauchte, an dessen Ufer meterhohes Schilf und Rohrkolben standen.

Im ersten Moment fiel uns nichts Ungewöhnliches auf. Doch dann entdeckte Tjark den Kahn. Er lag kieloben, halb verdeckt im Schilf.

Betreten standen wir am Ufer und blickten auf den Kahn.

»Er ist so breit«, murmelte ich.

»Er hatte kaum Tiefgang«, sagte Tjark »Das

wäre in diesen flachen Gewässern auch hinderlich.«

»Weshalb ist er bloß gekentert?«

Tjark zuckte mit den Schultern. »Ranghild hätte ihn mit ihrem Gewicht sicher nicht zum Kentern bringen können. Aber vielleicht war er schwer beladen.«

»Blödsinn!«, sagte ich schroffer als beabsichtigt. »Stell dir die Situation doch einmal vor. Ranghild war nach der Séance verwirrt. Sie war ohnmächtig. Erinnerst du dich?« Tjark nickte. »Sie sagte, ein Dämon oder etwas Ähnliches hätte von ihrem Körper Besitz ergriffen. Sie wollte mit der Sache nichts mehr zu tun haben. Sie hatte Angst, deshalb hat sie uns nach Hause geschickt. Stimmt's?«

Tjark nickte wieder.

»Da kann mir doch keiner erzählen, Ranghild hätte anschließend, mitten in der Nacht, eine Spritztour mit ihrem Kahn unternommen, um ein paar Wasserwurzeln oder so ein Zeug zu sammeln. Das wäre doch wirklich bescheuert.«

Ich hatte mich richtig in Rage geredet.

»Ich will dir sagen, was tatsächlich geschehen ist.«

»So?«, Tjark zog spöttisch die Augenbrauen hoch.

»Ja«, antwortete ich. Und dann war ich plötzlich verwirrt. Ich hatte tatsächlich das Gefühl, ich wüsste, was passiert war. Ich sah alles ganz klar vor mir. So klar, als sei ich dabei gewesen.

Der Abend vor zwei Tagen, der Vollmond, die Séance, das Antlitz Hasselreuthers, Ranghild, die erschrocken war, weil sie keine Macht über den Dämon hatte, wie sie es nannte. Ich tauchte wieder in die Szene ein.

Nachdem wir gegangen waren, hatte Ranghild angefangen aufzuräumen. Dann musste etwas passiert sein, das sie in Angst versetzt hatte. In Todesangst. Ohne das Licht zu löschen und ohne die Tür zu verschließen, war sie aus dem Haus gerannt. Was immer es war, musste ihr gefolgt sein, und es hatte sich

dabei auf zwei oder vier Beinen fortbewegt, denn Ranghild hatte gehofft, auf dem Wasser vor ihm sicher zu sein.

Das alles schilderte ich Tjark, der mich stumm ansah.

»Sie floh mit dem Kahn bis an diesen Ort und versuchte, sich im Schilf zu verstecken. Vermutlich hatte sie geglaubt, ihren Verfolger abgeschüttelt zu haben.«

»... aber das war ein Irrtum«, vollendete Tjark meinen Satz. »Richtig«, bestätigte ich.

»Ihr Verfolger hatte sie nicht aus den Augen verloren. Er brachte ihren Kahn zum Kentern und zog sie unter Wasser.«

Eine Gänsehaut huschte über meinen Körper. Plötzlich hatte ich das Gefühl, beobachtet zu werden. Nervös schaute ich mich um, konnte aber nichts Ungewöhnliches entdecken. Einem Impuls folgend, griff ich nach dem Hexenstein, den ich mir um den Hals gehängt hatte, und schaute durch das runde Loch in seiner Mitte.

In der frühen Abendsonne bildeten sich

dünne Nebelschleier über dem schwarzen Wasser. Und dann sah ich ihn. Er stand mitten im See und starrte zu uns herüber.

Schnell nahm ich den Stein vom Auge.

»Was hast du?«, fragte Tjark.

Stumm reichte ich ihm den Hexenstein.

Tjark sah durch den Stein und wurde blass.

»Hasselreuther!«, keuchte er. »Er winkt mich heran.«

»Sieh ihn nicht zu lange an«, sagte ich.

Doch Tjark reagierte nicht. Wie hypnotisiert starrte er auf den See.

»Gib mir den Stein!« Ich nahm ihm den Stein aus der Hand.

Tjark sah mich ungläubig an. »War er das wirklich? Oh Scheiße ...« Er fuhr sich mit der Hand durchs Gesicht. »Er hat mich herangewinkt und es fühlte sich so an, als müsste ich gehorchen.«

»Mich winkt er auch dauernd heran. Ich glaube, er hat nur Macht über dich, wenn du ihn ansiehst.«

»Ist er noch da?« Tjak war ganz aus dem Häuschen. »Gib mir noch mal den Stein.« Ich legte den Stein in seine Hand und Tjark sah noch einmal durch das Loch.

»Er ist weg.«

»Gott sei Dank«, sagte ich.

»Hast du gesehen, wie er da mitten im See, im Wasser, stand? Wie ist er dahin gekommen? Ob er direkt aus der Hölle, durch das Moor ...?« Tjark konnte sich kaum beruhigen.

»Keine Ahnung! Aber du siehst, ich hatte recht. Mit dem Stein – und damit, dass ›Etwas‹ Ranghild gejagt hat. Ob es Hasselreuther selbst war oder jemand, den er geschickt hat, wissen wir nicht.«

Tjark sah mich bewundernd an. »Du bist unglaublich, Anna. Woher weißt du das alles? Ich glaube, du hast das zweite Gesicht!«

Das zweite Gesicht? Ich fühlte mich geschmeichelt. Das klang verlockend. Mysteriös. Ich glaube nicht, das Charlize das zweite Gesicht hat. Allerdings glaube ich auch

nicht, dass man, wenn man schon mit der Gabe ausgerüstet war, auf Hexensteine angewiesen ist.

»Meine Großmutter ...«, sagte ich deshalb geheimnisvoll. »Manchmal vererbt sich so etwas ...« Das war natürlich völliger Blödsinn. Meine Oma fährt Taxi in Hamburg und hält von Geistern genauso wenig wie von betrunkenen Fahrgästen, aber das brauchte Tjark ja nicht zu wissen.

Wir verabschiedeten uns in Gedanken von Ranghild und machten uns auf den Heimweg. Ich wollte noch vor Einbruch der Dunkelheit zu Hause sein – und das hatte verschiedene Gründe.



## 14. KAPITEL

»Hast du eigentlich keine Angst?«, fragte Tjark, als wir an der Haltestelle standen und auf den Bus warteten.

Ich zuckte mit den Schultern. »Manchmal ja, meistens nicht«, antwortete ich wahrheitsgemäß. »Es ist alles so unwirklich. Ich meine, wenn Hasselreuther mir so einfach etwas antun könnte, hätte er es doch bestimmt

schon getan. Und jetzt, wo er sich eine Seele geholt hat – vielleicht lässt er mich nun in Ruhe.«

»Du bist ungeheuer mutig, kleine Hexe«, säuselte Tjark und nahm mich im Bushäuschen in die Arme. Er drückte mich ganz fest an sich, sah mir tief in die Augen – und diesmal kippte kein Kaffeebecher um. Diesmal störte keine Charlize unsere Zweisamkeit. Diesmal küssten wir uns ganz ausgiebig, ganz lange. Ich schwebte auf Wolke sieben. Tjark war kein Sabbermaul, wie der Freund meiner Freundin Cleo, die beim Küssen immer einen Krampf im Unterkiefer bekommt.

Ich bekam keinen Krampf, dafür war es mit Tjark viel zu schön und außerdem war der Bus ausnahmsweise pünktlich. Und weil es so schön war, machten wir in der Auffahrt vom Ferienhaus noch ein bisschen weiter. Doch dann huschte mein Vater mit dem Grill vorbei und ich bemerkte, dass meine Familie von ihrem Ausflug nach Kopenhagen schon zurück

war. Hoffentlich hatte er nichts von unserer Knutscherei mitbekommen! Ich verabschiedete mich von Tjark – und mein Vater blinzelte mir vielsagend zu.

»Rate mal, was uns beinah passiert ist«, rief Joschi, als wir uns auf der Treppe begegneten.

»Was?«, fragte ich kurz angebunden.

»Wir wurden beinahe totgetrampelt!«

»Von einer Herde Kühe?«

»Quatsch! Von der Garde der Königin!«

Joschi strahlte vor Stolz.

»Ihr alle drei?«, fragte ich ungläubig.

»Nee, nur Papa und ich. Wir haben Grimassen geschnitten, um die Wache in dem Häuschen zum Lachen zu bringen. Die kriegen nämlich richtig Ärger, wenn sie lachen.«

»Papa hat auch Grimassen geschnitten?«

»Nee, nur ich. Papa wollte mich fotografieren und dabei haben wir beide nicht gemerkt, dass die Wachablösung kam. Das waren so ungefähr hundert Mann ...«

Ich zeigte ihm einen Vogel.

»Doch, das stimmt, frag Papa!«, schrie Joschi. »Wir standen genau in ihrer Laufbahn und haben sie nicht bemerkt. Erst als der Hauptmann geschrien hat. Die wären nicht aus dem Weg gegangen, die hätten uns glatt über den Haufen gerannt!«

So ähnlich hatte ich mir das vorgestellt. Gut, dass ich nicht dabei gewesen war. Meine Mutter war zufrieden, dass ich zum gemeinsamen Grillen zu Hause war, und erkundigte sich, was ich während ihrer Abwesenheit erlebt hatte.

Ich erzählte ihr nur oberflächlich von unserem Tag in Oldenburg und dass Tjark mich zum Essen eingeladen hatte. Von Ranghild und unserem Besuch im Moor erzählte ich nichts, obwohl ich es gern getan hätte.

Es war so abgesprochen. Wir hatten vereinbart, unseren Eltern nichts von Hasselreuther, Ranghild und Henrike zu erzählen. Wir mussten das Ding alleine

durchziehen, wie Tjark es ausdrückte.

In der nächsten Nacht konnte ich nicht schlafen. Ich hörte das Haus wieder atmen und ich wusste nicht, wie es weitergehen sollte. Jetzt, wo Ranghild uns keinen Rat mehr geben konnte. Jetzt, wo sie tot war.

Tot! Wegen uns. Tjark konnte sagen, was er wollte. Ohne uns ... ohne dass wir Hasselreuther auf ihre Fährte geführt hätten, wäre Ranghild noch am Leben.

Es war unsere verdammte Pflicht, sie zu rächen. Aber wie ...? Wie ...?

Plötzlich hatte ich das Gefühl, beobachtet zu werden. Ich war nicht mehr allein im Zimmer und eine Gänsehaut kroch über meinen Rücken. Ich stützte mich auf meine Unterarme und sah mich im Zimmer um. Am Fußende meines Bettes war ein seltsames Licht. Es grizzelte, wie bei einer Bildstörung, und es hatte die Umrisse eines Menschen.

Obwohl ich ein mulmiges Gefühl im Magen

hatte, zog mich dieses Licht magisch an. Ich wollte es unbedingt berühren. Also krabbelte ich ans Fußende meines Bettes, um hineinzufassen. Gleichzeitig warnte mich eine Stimme in meinem Kopf. *Tu's nicht. Das ist reine Energie. Wenn du da hineinfasst, bist du vielleicht tot und niemand weiß, was mit dir geschehen ist.*

Genau das dachte ich, während ich meine Hand nach der Erscheinung ausstreckte.

Ich fühlte ein Kribbeln, das durch meine Hand bis hinauf in meinen Arm lief. Aber ich fühlte keinen Schmerz. Kaum hatte ich die Erscheinung berührt, klärte sich das Bild: Vor meinem Bett stand ein Mädchen in altmodischer Schwesterntracht und schaute aus dem Fenster.

Für einen Moment stand mein Gehirn still. Dann nahm es die Arbeit wieder auf.

Henrike, schoss es mir durch den Kopf. Wie war das möglich? Hatten wir ihren Geist aus seinem Grab befreit? Mir wurde ganz flau im

Magen. Es war eine Sache, zu recherchieren, und eine völlig andere, einem leibhaftigen Geist gegenüberzustehen. Was, wenn sie sich nun rächen wollte? Vielleicht wollte sie mich holen! Vielleicht wollte sie aber auch nur ihr Medaillon zurück und würde dann wieder verschwinden. Sicher, so musste es sein!

Oooh, ich hätte es niemals nehmen dürfen! Manche Fehler macht man nur ein Mal. Hoffentlich war das nicht so ein Fehler.

»Suchst du dein Medaillon?«, fragte ich mit piepsiger Stimme.

Das Mädchen drehte den Kopf und lächelte. Es war ein Albtraum! Denn tatsächlich lächelte nur die eine Hälfte ihres Gesichts. Die andere war grausam von Brandnarben entstellt. Sogar die Haare auf ihrer rechten Kopfhälfte fehlten. Es war furchtbar, sie auch nur anzuschauen. Ich schnappte nach Luft.

Als hätte Henrike meine Gedanken gelesen, drehte sie den Kopf wieder zum Fenster, sodass ich sie im Profil mit ihrer heilen

Gesichtshälften sehen konnte. Mein Herz schlug bis zum Hals. Trotzdem sprach ich sie an.

»Weshalb bist du hier?«

Wieder lächelte Henrike und erneut wandte sie mir ihr ganzes Gesicht zu. Doch diesmal war ich vorbereitet, ich erschrak nicht mehr.

Sie faltete die Hände und verbeugte sich leicht. Offensichtlich konnte sie nicht sprechen. Vielleicht wegen ihrer Verbrennungen, aber vielleicht sprachen Geister generell nicht.

Dann sah Henrike sich suchend im Zimmer um. Ich hatte keine Ahnung, wonach sie suchte. Schließlich drehte sie sich wieder zu mir, machte mit der Hand eine schaukelnde Bewegung und zuckte anschließend mit der Schulter. Dabei lächelte sie wieder.

Jetzt verstand ich! Sie suchte den Schaukelstuhl und hatte einen kleinen Scherz gemacht. Das Mädchen wurde mir augenblicklich sympathisch.

»Dann hast du damals in dem Schaukelstuhl gesessen und mich beobachtet?« Es war eher

eine Feststellung als eine Frage.

Henrike nickte.

»Wenn du wieder in dem Schaukelstuhl sitzen möchtest, musst du rüber zu meinem Bruder gehen. Er steht jetzt in seinem Zimmer«, sagte ich und versuchte ein Lachen.

Henrike hob erschrocken die Hände.

»Kannst du nicht sprechen?«, fragte ich.

Sie zeigte auf ihren Mund und wackelte mit dem Zeigefinger hin und her.

»Ist es wegen der Verletzung?«

Henrike schüttelte den Kopf und winkte mir, ihr zu folgen.

An der Tür blieb sie stehen, so als hätte sie meine Unschlüssigkeit gespürt. Sie drehte sich um und hob bittend die Hände.

In diesem Moment wusste ich: Wollte ich meine Versprechen, die ich gegeben hatte, einlösen, musste ich ihr folgen.

Ich sprang in meine Jeans, schlüpfte in die Turnschuhe und tippte eine kurze SMS an Tjark.

*Habe Henrike getroffen und folge ihr.*

Henrike wartete. Als ich fertig war, ging sie einfach durch die geschlossene Tür und ich beeilte mich, ihr zu folgen.

Selbstverständlich musste ich die Tür öffnen. Obwohl ich, ich gebe es zu, probehalber meine Hand dagegendrückte, um zu sehen, ob ich vielleicht ebenfalls hindurchschlüpfen konnte.

Henrike schwebte vor mir die Treppe hinunter und hinaus in den Garten. Ich bemühte mich, keine Geräusche zu machen. Nicht auszudenken, wenn meine Eltern wach würden.

Alles ging gut. Lautlos trat ich hinaus auf die Veranda. Wusste ich eigentlich, was ich hier tat?

Henrike saß auf der Schaukel zwischen den Apfelbäumen. Als ich sie erreicht hatte, stand sie auf und schwebte Richtung Steilküste. An den Klippen blieb sie einen Moment stehen und schaute über das silbrig glänzende Meer. Ich trat neben sie und für einen Moment konnte ich

ihre Sehnsucht spüren. Ihre Sehnsucht nach Frieden und Freiheit.

Sie schwebte weiter über den Deich und näherte sich dem Gelände der Lungenheilanstalt. Nun stand ich schon zum zweiten Mal innerhalb von vierundzwanzig Stunden an dieser Stelle. Am Morgen hatte ich noch durch die Büsche gelinst, jetzt war ich mit einem Geist hier.

Henrike schwebte über den Zaun. Für mich war die Sache nicht ganz so einfach. Immer wieder rutschten meine Füße von den eisernen Stäben, die das Grundstück einzäunten.

Endlich sah sich das Geistermädchen nach mir um. Sie kam zurück und bog ohne Umstände zwei dieser stabilen Eisenstäbe auseinander. Nun konnte ich mühelos hindurchschlüpfen. Schnell folgte ich ihr über den Rasen, bis zur großen Freitreppe. Mir fiel wieder der herabgefallene Dachziegel ein und ich fragte mich erneut, was ich hier eigentlich zu suchen hatte.

Henrike stand auf der Terrasse und wartete auf mich. Dann öffnete sie eine der bodentiefen Türen und schwebte hinein. Augenblicklich fing mein Herz an zu klopfen. Sollte ich tatsächlich dieses unheimliche Haus betreten? Bei Nacht? Niemand wusste, wo ich war. Und was war mit Hasselreuther?

Tausende Gedanken schossen mir durch den Kopf – und hätte Henrike nicht in diesem Moment ihre Hand nach mir ausgestreckt und mich mit ihrem zerstörten Gesicht so flehentlich angesehen, wäre ich sicher umgekehrt. Doch so tat ich den entscheidenden Schritt. Und trat einen Schritt tiefer in dieses Abenteuer, von dem es von nun an kein Zurück mehr geben konnte.



## 15. KAPITEL

Henrike schwebte zielstrebig durch den Saal mit dem imposanten Kronleuchter. Hinaus in ein genauso imposantes Treppenhaus, eine Marmortreppe hinauf, in den ersten Stock. Der Luxus vergangener Jahre begleitete uns bei jedem Schritt. Doch bei all dem Prunk konnte ich auch Krankheit und Tod riechen. Der Geruch drang aus jeder Ritze des alten

Mauerwerks und raubte mir fast den Atem.

Auf der Galerie im ersten Stock blieb ich stehen. Ein Lufthauch strich mir wie ein federleichter Schleier über das Gesicht. Dann hörte ich Kinderstimmen. Wispernde Stimmen, genau wie damals im vermeintlichen Stall. Ich konnte nicht verstehen, was die Stimmen riefen. Sie schwollen an, vermischten sich zu Wortfetzen, von denen ich nur die Worte *Rike! Rike!* verstand. Und *Wer sss das?* Sie hingen im Raum und hallten nach.

»Was sind das für Stimmen?«, fragte ich.

Henrike sah mich an und lächelte ihr geheimnisvolles Lächeln. Sie machte mir ein Zeichen, ihr zu folgen, und öffnete eine schwere Eichtür.

Wir kamen in den Flur mit den vielen Fenstern, die alle auf die Ostsee hinausblickten. Von dort führte sie mich eine kleine Treppe nach unten, rechts herum und erneut eine Treppe nach oben. Inzwischen hatte ich den Überblick verloren. Wir mussten uns in einem

anderen Flügel der Anstalt befinden. Dass ich überhaupt etwas von meiner Umgebung ausmachen konnte, lag ausschließlich an dem Leuchten, das Henrike umgab. Mir war deshalb sehr daran gelegen, den Anschluss nicht zu verlieren.

Schließlich durchquerten wir einen weiteren Korridor und stiegen eine steile, eiserne Wendeltreppe nach oben. Die Treppe endete in einem Schlafsaal, direkt unter dem Dach. Hier war die Luft stickig. Außer einem runden Fenster am Ende des Raumes gab es keine Belüftung. An den Wänden reihte sich ein Bettgestell an das nächste.

Ich ahnte, dass Henrike mich in ihren Schlafsaal geführt hatte. Zielstrebig schwebte sie zu einem Bett, das ein wenig abseits in einer Ecke stand. Wie froh musste sie über dieses kitzekleine Stück Privatsphäre gewesen sein.

Mühelos schob sie das Bettgestell zur Seite und kniete sich hin. Mich forderte sie auf,

dasselbe zu tun.

Ihre Hände glitten suchend über den Boden. Ich versuchte zu helfen, wirbelte aber nur jahrhundertealten Staub auf und musste niesen. Wer mich einmal niesen gehört hat, weiß, dass das Trompeten eines Elefanten nichts dagegen ist.

Entsprechend erschrocken sah mich Henrike an – und legte einen Finger vor den Mund. Dann tasteten ihre Hände weiter über den Boden, bis sie fand, wonach sie suchte. Ein loses Brett. Sie hob es heraus und deutete auf die schmale Öffnung im Boden, dann rutschte sie zur Seite. Irgendetwas musste drinnen versteckt sein und es schien mein Part, es herauszuholen. Nun gehört es nicht zu meinen Lieblingsbeschäftigungen, meine Hände in unbekannte schwarze Löcher zu stecken. Trotzdem nahm ich all meinen Mut zusammen und griff tastend unter die Dielen.

Zuerst fühlte ich nichts, dann stießen meine Finger gegen etwas, das sich wie raues

Zeitungspapier anfühlte. Ich zog es heraus und war überrascht, ein verblichenes Heft in den Händen zu halten. Es war in einem recht guten Zustand, obwohl Mäuse ihre Spuren hinterlassen hatten. Die Seiten waren angefressen und den Flecken nach zu urteilen, hatten die kleinen Nager nicht davor zurückgeschreckt, das Papier als Toilette zu benutzen.

Henrike sah das Heft entsetzt an.

»Ist es das, was du mir zeigen wolltest?«

Sie nickte.

Ich hielt es ihr hin, aber sie machte eine ablehnende Bewegung und zeigte auf mich. Ich hatte verstanden. »Das ist dein Tagebuch und du willst, dass ich es lese.« Henrike nickte erneut.

»Es sieht an manchen Stellen recht mitgenommen aus«, sagte ich bedauernd. Sofort bereute ich meine Worte, denn Henrike schlug die Hände vor das Gesicht.

»Das meiste kann man sicher noch lesen«,

versuchte ich sie zu beruhigen. Henrike strich traurig über ihr Tagebuch.

Plötzlich waren die Kinderstimmen wieder da. Sie riefen durcheinander, doch diesmal klangen ihre Stimmen ängstlich. *Oh, Rike, nein! Rike! Pass auf!*

Henrike stand auf und sah sich nervös nach allen Seiten um. Auf einmal hatte sie es furchtbar eilig. Sie machte mir wilde Zeichen mitzukommen. Irgendetwas musste passiert sein!

Hasselreuther kam mir in den Sinn.

Ich lief Henrike nach. In halsbrecherischer Geschwindigkeit schwebte sie die eiserne Wendeltreppe hinunter. Ich hatte Mühe, ihr zu folgen. Je weiter sie sich von mir entfernte, desto dunkler wurde es um mich herum. Wir hatten den ersten Korridor erreicht. Nun musste ich beinah rennen, um den Anschluss nicht zu verlieren. Es ging die schmale Treppe hinab und hinauf und endlich fand ich mich in dem Flur mit den vielen Fenstern wieder. Jetzt

konnte ich mich wieder orientieren.

Plötzlich blieb Henrike stehen und lauschte. Dann schwebte sie zu mir zurück.

»Du hast aber ein ganz schönes Tempo drauf«, keuchte ich. »Fast hätte ...«, ich hielt mitten im Satz inne. Henrike sah mich verzweifelt an, als wollte sie mich für das, was nun kam, um Entschuldigung bitten.

Dann gab sie mir einen Stoß vor die Brust, dass mir Hören und Sehen verging. Ich wurde quer durch den Korridor in die nächste Ecke geschleudert. Dumpf schlug ich auf und blieb gekrümmt hinter einem monströsen Rollstuhl liegen.

Mein Kopf dröhnte und mein linker Knöchel fühlte sich ganz und gar nicht in Ordnung an.

Henrike schwebte blitzschnell ans Ende des Flurs und wollte ihn eben verlassen, als sie aus dem Nichts heraus angegriffen wurde. Abwehrend streckte sie die Arme aus, wand sich verzweifelt hin und her, so als würde sie sich gegen etwas Unsichtbares wehren. Dann

griff sie sich an den Hals und verblasste vor meinen Augen.

Ich war allein. Im ersten Moment wagte ich nicht, mich zu rühren, und lauschte angestrengt. Alles war still.

Mühsam zog ich mich an dem altägyptischen Rollstuhl hoch, um auf die Beine zu kommen. Ein stechender Schmerz schoss in meinen Knöchel. Egal! Ich musste hier raus.

Humpelnd hangelte ich mich an den Fensterbrettern den dunklen Flur entlang. Brandgeruch stieg mir in die Nase. Ich öffnete die schwere Tür und stand direkt an der Marmortreppe, die zurück in den Saal mit dem riesigen Kronleuchter führte.

Es war eine schmerzhafte Angelegenheit, mit meinem verletzten Knöchel die Treppe hinunterzukommen. Aber Angst verleiht bekanntlich Flügel und so schaffte ich es trotz allem in einem beachtlichen Tempo.

Die Tür, durch die wir eingetreten waren, stand noch immer weit offen. Erleichtert hinkte

ich der Freiheit entgegen. Mein Ziel war so nah! Da spürte ich im Rücken einen modrigen Luftzug und mit einem Knall schlug die Tür vor meiner Nase zu. Ihr könnt euch mein Entsetzen nicht vorstellen.

Verzweifelt versuchte ich, die Tür zu öffnen. Vergeblich. Ich rüttelte an der Klinke und hinkte zur nächsten Tür. Ohne Erfolg. Ich war in der Anstalt eingeschlossen!

Zu allem Überfluss wurde der Brandgeruch immer penetranter, dann hörte ich es knistern und knacken.

Erschrocken fuhr ich herum. Der Raum hinter mir stand in hellen Flammen. Ich sollte genau wie Henrike umkommen.

Das Feuer breitete sich unglaublich schnell aus. Der Boden brannte, die Treppe stand in Flammen und selbst auf dem Kronleuchter zündelte es.

Panisch suchte ich nach etwas, womit ich die Scheiben einschlagen konnte. Doch der Raum war leer.

Das Feuer kam immer näher, ich fühlte seine unglaubliche Hitze. Warum zum Teufel brannte dieser Raum wie Zunder?

Jetzt fingen auch die Vorhänge Feuer. Wenn nicht gleich ein Wunder geschah, würde ich hier verbrennen. Ich trommelte mit den Fäusten gegen die heißen Scheiben, ich schrie! Unter keinen Umständen wollte ich Hasselreuthers Opfer werden!

Mein Wunder kam in Gestalt der Freiwilligen Feuerwehr von Qual.

Ich hörte Sirenen, sah Blaulicht. Feuerwehrmänner in Schutzkleidung, mit Helm und Atemmasken und allem, was dazugehört. Sie standen plötzlich vor dem Fenster und sie hatten Werkzeug dabei, mit dem sie die Tür aufbrechen konnten. Ich wurde ins Freie gezogen, konnte endlich wieder tief Luft holen.

Einer der Männer war so begeistert, dass er mich fest in seine Arme schloss und durch seine Atemmaske immer wieder etwas

murmelte, das wie »Fucking shit, Anna ...« oder so ähnlich klang. Dann klopfte er mir ungelenk auf den Rücken.

Ich fühlte mich sehr unbehaglich. Ich kannte den Mann schließlich nicht und er kam mir entschieden zu nah.

Tja, damals wusste ich noch nicht, dass Tjark bei der Freiwilligen Feuerwehr war. Das bemerkte ich erst, als ich mich energisch aus seinen Armen befreit hatte und er den Helm abnahm. »Na so was ..., Tjark!«, stammelte ich. Es war mir außerordentlich peinlich.

Dann nahmen die Dinge ihren Lauf. Was als Nächstes kam, war einfach nur noch unangenehm.

Nachdem mich der Notarzt untersucht hatte und keine gravierenden Schäden außer einem geprellten Knöchel feststellen konnte, bestand der pingelige Einsatzleiter darauf, meine Personalien festzustellen und meine Eltern zu informieren.

Nun, die hatten es ja nicht weit und waren  
binnen weniger Minuten vor Ort.

An dem Hemd, das mein Vater verkehrt  
herum, also wie eine Zwangsjacke, angezogen  
hatte, erkannte ich, wie sehr sie sich beeilt  
hatten. Und dass sie sich so beeilt hatten,  
zeigte wiederum, in welch großer Sorge sie um  
mich waren.

Das Schlimme an der Sache ist: Wenn meine  
Mutter sich Sorgen macht, wird sie laut. Sie  
fängt an zu schreien. Schlimmer noch: Sie  
fängt an zu schreien und zu keifen, was  
wiederum meinen Vater aufstachelt, bis er  
ebenfalls brüllt.

Und genau das passierte jetzt. Ihr könnt euch  
den Tanz sicher vorstellen.

Sie brüllten mich an: *Was mir einfiele. Und  
ob ich noch alle Tassen im Schrank hätte, bei  
Nacht und Nebel die Anstalt abzufackeln.*

Sie brüllten so lange, bis sich der Notarzt  
ruhig, aber bestimmt einschaltete und erklärte,  
dass ich jetzt Ruhe bräuchte! Meinen Eltern

könnte ein leichtes Beruhigungsmittel ebenfalls nicht schaden, fügte er hinzu. Damit drückte er ihnen ein paar Pillen in die Hand, dann gingen wir nach Hause.

Es war bereits halb vier. Ich war unheimlich müde, aber meine Eltern bestanden darauf, dass wir uns gemeinsam an den Tisch setzten und eine Tasse Tee zusammen tranken. Dabei sollte ich ihnen noch einmal ganz genau erklären, was ich zu nächtlicher Stunde in dieser Anstalt zu suchen hatte und vor allem wie es dabei zu diesem verheerenden Brand kommen konnte. Das sei schließlich aus versicherungstechnischen Gründen nicht ganz unwichtig, meinte mein Vater.

Es war schlimm. Ich konnte ihnen unmöglich die Wahrheit sagen. Also log ich. Ich glaube, ich habe noch nie in meinem Leben so viel gelogen wie in diesem Urlaub.

Nein, ich sei nicht mit Tjark verabredet gewesen.

Ich hätte nicht schlafen können, erzählte ich. Ich sei hinaus ans Meer und zufällig an diesem faszinierenden Haus vorbeigekommen. Aus Neugierde sei ich durch den Zaun gestiegen und auf das Grundstück gelangt. Eigentlich wollte ich nur von außen gucken, aber dann sah ich, dass eine Tür auf war.

»Hast du denn keine Angst gehabt, dass dort eine Horde Penner lagern könnte?«, wollte mein Vater wissen. »Oder Junkies oder Kriminelle?«

»Wir sind hier doch in Qual, Papa«, antwortete ich mit unschuldigem Augenaufschlag. »Und nicht in Hamburg.«

Was ich dann in dem Haus gemacht hätte? Nichts, ich hätte mich nur umgesehen.

Wie es zu dem Brand gekommen sei? Wahrheitsgemäß erklärte ich, dass ich es nicht wüsste und dass ich mit dem Brand nichts zu tun gehabt hätte. Ich hätte Rauch gerochen und festgestellt, dass die Tür zugeschlagen war. Dass ich in Panik geriet, als ich feststellte,

dass die Tür sich nicht mehr öffnen ließ. Dass ich weglauen wollte, dabei umgeknickt sei und mir den Knöchel verstaucht hätte. Dass die Flammen mir den Weg abgeschnitten hätten und dass dann Gott sei Dank die Feuerwehr kam.

»Mein armes Mäuschen«, sagte meine Mutter, nachdem ich mit meinem Bericht zu Ende war.

Papa verdrehte zwar die Augen, aber ich wusste, dass ich gewonnen hatte. Mir wurde verziehen.

Am nächsten Tag wurde ich auf das Angenehmste versorgt. Papa spannte zwischen den Apfelbäumen eine Hängematte für mich auf und ich brauchte nichts weiter zu tun, als darin zu liegen, mich zu schonen und, dank Smartphone, mit ein paar Freunden zu chatten. Meinem Knöchel ging es schnell besser, nachdem ich die Salbe draufgeschmiert hatte, die meine Mutter aus der Dr.-Hasselreuther-

Apotheke besorgt hatte. Aber es ging noch lange nicht so gut, als dass ich damit hätte herumlaufen können.

Deshalb wurde ich mit einer großen Schiffsglocke ausgerüstet. Die brauchte ich bloß zu läuten, um einen dienstbaren Geist herbeizurufen. Ein-, zweimal erschienen meine Eltern, dann schickten sie Joschi. Das war allerdings nicht ganz so schick, denn beim fünften Mal versuchte er tatsächlich, mich aus der Hängematte zu kippen.

Das Tagebuch hatte ich im Bund meiner Jeans, unter meinem T-Shirt versteckt und ich brannte darauf, darin zu lesen. Gestern Nacht war ich nur noch in der Lage gewesen, einen kurzen Blick hineinzuwerfen. Dabei hatte ich festgestellt, dass auch Henrike in dieser unleserlichen alten Schrift geschrieben hatte. Also zog ich mir das Alphabet in Sütterlinschrift auf mein Handy und konnte es kaum erwarten, mit dem Lesen zu beginnen,

als Tjark mit dem Rad angesaust kam ...

»Hi, Anna!«, begrüßte er mich. Dann sah er sich kurz nach links und rechts um und gab mir einen schnellen Kuss.

»Du ahnst nicht, welche Sorgen ich mir gemacht habe, als deine SMS mitten in der Nacht ankam.« Er schlug sich mit der Hand vor die Stirn. »Ist schon irgendwie abgefahren, oder? Du schreibst: Habe Henrike getroffen und folge ihr. Kein anderer hätte diese SMS merkwürdig gefunden. Aber weißt du, was in mir vorging? Du hast geschrieben, du folgst einem Geist.«

Er hatte sich tatsächlich Sorgen um mich gemacht. Mir wurde warm ums Herz.

»Ich bin froh, dass ich dir geschrieben habe«, sagte ich. »Schätze, du hast mir das Leben gerettet. Woher wusstest du, wo ich bin?«

»Na ja, das war nicht besonders schwer. Wohin sollte Henrike dich sonst führen? Du hattest Glück, dass ich so neugierig bin. Einen

echten Geist wollte ich mir nicht entgehen lassen.«

Ach, so war das!

»Als ich die Anstalt erreicht hatte, sah ich schon von der Straße aus den Feuerschein. Ich bin sofort zur Wache gefahren und habe von unterwegs die Kollegen alarmiert. Ich bin nämlich schon seit fünf Jahren Mitglied der Freiwilligen Feuerwehr.« Tjark strahlte.

Ich sah ihn beeindruckt an. »Da hatte ich wohl mal wieder mehr Glück als Versand.«

»Und deine Eltern? Was hast du ihnen erzählt?«

»Nichts, ich habe gelogen – und ich bin nicht besonders stolz darauf«, antwortete ich.

»Was ist mit Henrike? Geht die Sache mit dem Feuer auf ihr Konto?«

Da erzählte ich Tjark alles, was sich in der Nacht zugetragen hatte. Ich erzählte von Henrikes zerstörtem Gesicht, von den Kinderstimmen, von dem Schlafsaal unter dem Dach. Und ich erzählte, wie Henrike

angegriffen wurde. Dass die Flammen auf Hasselreuthers Konto gingen, war uns beiden klar.

Als Tjark von Henrikes Tagebuch hörte, bekam er glänzende Augen. »Das ist irgendwie so, als hättest du eine Schatzkarte gefunden«, sagte er. »Hast du es hier?« Ich nickte. »Zeig her!«

Wiederstrebend zog ich es unter meinem T-Shirt hervor. Ich wollte es nicht aus der Hand geben, bevor ich es selber gelesen hatte. Da es aber Tjarks Verdienst war, dass ich es überhaupt noch lesen konnte, machte ich eine Ausnahme.

»Hier, es ist in keinem besonders guten Zustand. Sei vorsichtig damit.«

»Sie schreibt auch in dieser blöden, alten Schrift«, stellte Tjark fest.

»Ich habe mir das Alphabet runtergeladen. So können wir es entziffern.«

Tjark hob mich aus der Hängematte und den Rest des Nachmittags saßen wir im Schatten

der Apfelbäume und brachten uns das Lesen der Sütterlinschrift bei.

Gerade als wir gelernt hatten, Henrikes Schrift zu entziffern, bekam Tjark einen Anruf von einem Kumpel, der ihn daran erinnerte, dass sie zum Beachball verabredet waren. Nur ungern legte Tjark das Heft aus der Hand. »Pass gut darauf auf«, sagte er. »Damit ich morgen noch etwas zu lesen habe.« Dann machte er sich auf den Weg zu seinem Beachballmatch.

Mir war es recht. Endlich hatte ich das Tagebuch für mich. Ich schlug es auf und tauchte ein in Henrikes Welt.



## 16. KAPITEL

1. März 1883

*Mit bangem Herzen habe ich heute meinen Dienst in der Lungenheilanstalt in Qual angetreten. Ich war noch nie von zu Hause fort.*

*Oberschwester Mathilda, eine strenge, dicke Frau, hat mir meine Schlafstelle zugewiesen. Es ist Unsinn zu glauben, Dicke seien gemütlich.*

*Schwester Mathilda hat Haare auf den Zähnen und ich fürchte, man kann ihr nichts recht machen.*

*Als ich die vielen Betten in dem Schlafsaal gesehen habe, empfand ich im ersten Moment eine Beklemmung. Dann beschloss ich, das Beste daraus zu machen. Gott sei Dank ist mein Bett das letzte in der Reihe und so muss ich wenigstens auf der einen Seite in kein fremdes Gesicht sehen.*

*Der Abschied von Eltern und Geschwistern war tränenreich. Aber ich kann nun mit gutem Gewissen behaupten, meinen Teil zum Familienunterhalt beizutragen. Ich werde meinen Lohn regelmäßig nach Hause schicken. Dann kann Mama endlich wieder das Laudanum gegen ihre Schmerzen kaufen. Diese Medizin ist wirklich ein Segen.*

Ich runzelte die Stirn. Laudanum, das sagte mir irgendetwas. Aber als Segen hatte ich es nicht abgespeichert. Herr Pohlmann, unser Bio-

Lehrer, hatte uns davon erzählt. Tja, und hätte ich damals zugehört, anstatt unter dem Tisch SMS zu verschicken, wäre ich jetzt schlauer. Zum Glück ließen sich solche Wissenslücken schnell schließen. Ich zückte mein Handy und googelte nach Laudanum.

Bingo! Irgendetwas bleibt eben doch immer hängen. Mein Gefühl hatte mich nicht getäuscht. Dieses Mittel war alles andere als ein Segen. Laudanum war ein opiumhaltiges Zeug, das die Frauen damals gegen jedes Gebrechen zu sich nahmen. Wollten sie dann mit der Einnahme aufhören, stellten sich Entzugserscheinungen ein. Es ging ihnen richtig dreckig, wie einem Drogenjunkie auf Entzug. Zittern, Bauchkrämpfe und der ganze Mist. Die Frauen glaubten, es läge daran, weil sie das Laudanum nicht nähmen. Dabei hatte das Zeug sie bereits abhängig gemacht. Ein Teufelskreis.

2. März 1883

Heute hat mich Doris in der Anstalt herumgeführt und mich mit den Patienten bekannt gemacht. Sie ist in meinem Alter und Pflegerin, genau wie ich. Ich war wie geblendet von der herrlichen Pracht im Innern der Räume. Funkelnde Kristalllüster, Marmortreppen und vergoldete Wasserhähne. Manchmal musste ich mich in den Arm zwicken, um mich zu vergewissern, dass ich nicht träume. Ich habe so etwas noch nie gesehen. Beinah noch einschüchternder als das ganze Drumherum sind jedoch die Patienten. Es sind Professoren, Barone, Freifrauen und sogar eine waschechte Prinzessin haben wir hier. Sie kommt aus dem Süden und sieht sehr schön und vergeistigt aus. Doch all der Reichtum nützt ihnen nichts, denn sie sind hier, weil sie krank sind und auf Heilung hoffen. Da stimmt es, was Großmutter sagt. Geld allein macht nicht glücklich. Obwohl es ganz kolossal beruhigt, wie mein Vater dann immer meint.

23. März 1883

*Ich bin so müde, dass ich mich kaum noch auf den Beinen halten kann. Mein Arbeitstag hat vierzehn Stunden und manchmal arbeite ich rund um die Uhr. »Mit der Zeit gewöhnt man sich daran«, sagt Doris. Sie ist mir zu einer guten Freundin geworden und sie hat mit einem anderen Mädchen das Bett getauscht, sodass wir jetzt nebeneinanderliegen.*

*Ich würde ihr so gerne glauben, doch im Moment zweifle ich. Es ist nicht so, dass ich schwere Arbeit scheue. Es ist die Art der Arbeit. Ich habe nicht das Gefühl, wirklich helfen zu können. Heute sind wieder zwei Patienten gestorben. Ich musste ihnen die Wangen mit Gras ausstopfen, damit ihre Gesichter nicht so eingefallen aussehen, wenn ihre Verwandten sie für die Beerdigung abholen.*

*Es ist immer das Gleiche. Sie ringen nach Luft. Sie spucken Blut. Sie siechen dahin. Die Schwindssucht ist eine furchtbare Krankheit.*

*Man kann zusehen, wie das Leben die Kranken verlässt. Sie rutschen in sich zusammen, werden immer weniger, bis ihr Lebensfunke erlischt. Ich habe das Gefühl, Gevatter Tod sieht mir immer über die Schulter, wenn ich nach ihnen sehe. – Manche sind noch so jung*

...

**27. März 1883**

*Ich freue mich schon auf den Sonntag. Da habe ich am Nachmittag frei. Es ist meine erste freie Zeit, seit ich die Stelle angetreten habe.*

*Ich werde an den Strand gehen, mir eine windgeschützte Stelle suchen und niederschreiben, was sich in den letzten Tagen zugetragen hat. Bin Gustav unendlich dankbar, dass er mir Lesen und Schreiben beigebracht hat.*

Es folgten ein paar unleserliche Seiten.

**19. April 1883**

Wurde heute zum ersten Mal Dr. Hasselreuther vorgestellt. Die Oberschwester sagt, er sei einer der bedeutendsten Ärzte unserer Zeit. Ich kann ihm trotzdem nichts abgewinnen. Er ist ein jähzorniger, kalter Mensch. Ein paar Tage zuvor habe ich gesehen, wie er ein Küchenmädchen mit seinem Spazierstock prügelte. Er schlug ihr mehrmals so heftig auf den Kopf, dass die Kopfhaut platzte. Die Oberschwester hat die Wunde versorgt. Trotzdem kam es zu einer Entzündung. Das Mädchen hat Fieber bekommen und konnte zwei Wochen ihren Dienst nicht verrichten. Der Doktor hat ihren Lohn für den ganzen Monat einbehalten und sie ohne Zeugnis entlassen.

3. Mai 1883

Nun haben wir schon Mai! Wonnemonat! Alles grünt und blüht. Wir können in den Krankenzimmern die Fenster weit öffnen, die Patienten auf den Balkon schieben oder mit

denjenigen, denen es besser geht, im Garten spazieren fahren. Ich hatte wieder einen freien Nachmittag und konnte sogar mit meiner Familie in den Mai tanzen, denn mein Dienst begann erst um sechs Uhr morgens. Es war herrlich, herrlich, herrlich! Ach, wie ich sie vermisste! Als ich auf den Hof kam, kamen alle herbeigelaufen. Der Vater, der Bruder, die Schwestern und sogar Elsbeth, unsere mürrische, alte Magd. Meine Mutter schloss mich mit mehligem Händen in die Arme. Sie hatte mir zu Ehren extra gebacken.

11. Mai 1883

Ich glaube, ich habe mich getäuscht, als ich Dr. Hasselreuther für einen herzlosen Menschen hielt. Habe erst jetzt erfahren, dass die Weberei auf dem Nachbargrundstück zur Anstalt gehört. Der Doktor hat sie errichten lassen, um dort Waisenkinder zu beschäftigen. Er nimmt sie auf, macht sie gesund und gibt ihnen in der Weberei Arbeit. Es spricht

durchaus für ihn, dass er seine Wohltätigkeit nicht an die große Glocke hängt.

Waisenkinder sind die Ärmsten unter den Armen, sagt Schwester Mathilda, die konnten sich ihre Mütter schließlich nicht aussuchen. Aber man muss aufpassen wie ein Schießhund, dass sie nicht auf die schiefe Bahn geraten. Die Unterschicht hat einen verdorbenen Charakter, sagt die Oberschwester, und das vererbt sich. Deshalb muss man den Kindern beizeiten Zucht und Ordnung beibringen.

26. Mai 1883

Ich habe eine neue Aufgabe. Ich kümmere mich jetzt um die Waisenkinder. Ich wiege und vermesse sie bei ihrer Ankunft und versorge ihre Wunden. Schwester Mathilda sagt, ich soll sie streng anfassen. Ich bin schon streng, aber schlagen mag ich nicht. Obwohl sie von ihrer Art recht abstoßend sind. Wenn sie miteinander reden, tun sie das mit Worten, dass mir die Ohren rot werden. Sogar die

*Kleinen.*

*Trotzdem schlage ich sie nicht. Sie sehen so elend aus, und manche haben schlimmen Husten. Man merkt, dass sie aus der Stadt kommen. Der Dreck, der an ihnen klebt wie Pech, ist noch das geringste Übel. Fast alle von ihnen haben Krätze, juckende Hautausschläge und sind bis zum Skelett abgemagert. Manche haben gebuckelte Rücken oder das schlenkernde Krummbein. Das kommt vom vielen Stehen in der Fabrik, meint Doris. Wenn ein Kind von seinem fünften Lebensjahr an bis zu fünfzehn Stunden am Tag bei der Arbeit stehen muss, verformen sich seine weichen Knochen.*

*31. Mai 1883*

*Ich versuche, immer freundlich zu den Kindern zu sein. Aber Hans, der Aufseher in der Kinderbaracke, kann sie nicht ausstehen. Er lässt keine Gelegenheit aus, sie zu triezzen. Er tritt die Kinder, wenn sie morgens nicht aus*

dem Bett kommen, und manchmal schlägt er sie mit einem Lederriemen.

Gestern habe ich gehört, wie Dr. Hasselreuther ihn ermahnt hat, als er einen Jungen blutig schlug.

»Wenn du ihn kaputt machst, Hans, musst du ihn mir ersetzen. Das ist wertvolles Material«, hat er gesagt.

Das Wort Material gab mir zu denken. Es klingt nicht menschlich.

4. Juni 1883

Morgens um fünf bringe ich den Kindern ihr Frühstück. Es gibt Haferschleim und eine halbe Zwiebel. Wie wilde Tiere stürzen sie an den Tisch. Sie essen nicht, sie fressen. Tief über den Napf gebeugt löffeln sie ihren Brei und lassen dabei ihren Tischnachbarn nicht aus den Augen.

Da ist der Hans dann einmal zu etwas nütze. Er steht mit einem Knüppel am Tisch und passt auf, dass die Großen den Kleinen nicht das

*Essen wegnehmen.*

*Um halb sechs beginnt für die Kinder die Arbeit in der Weberei. Die kleinen kriechen unter die Webstühle, um gerissene Fäden zu verknoten. Die großen bedienen den Webstuhl. Sie arbeiten den ganzen Tag. Abends geht es für eine Stunde in die Schule. Meist schlafen die Kinder ein, vor allem die Kleineren. Dann setzt es Kopfnüsse und Backpfeifen.*

*Schwester Mathilda meint, die Kinder müssten sich hier fühlen wie im Himmel. Jeden Tag Essen, Arbeit und ein Dach über dem Kopf. Ich frage mich, wie dann wohl die Hölle aussieht.*



## 17. KAPITEL

Ich war wieder zurück in die Hängematte geklettert und obwohl es anstrengend war, die fremde Schrift zu entziffern, konnte ich nicht aufhören zu lesen.

*23. Juni 1883*

*Es ist schrecklich heiß in den letzten Tagen. Doris und ich haben uns im Garten ein*

*Plätzchen zum Schlafen gesucht. Unter dem Dach hat man das Gefühl zu ersticken. Es ist nicht zum Aushalten.*

**28. Juni 1883**

*Dr. Hasselreuther interessiert sich wirklich sehr für die Kinder. Er hat zehn von ihnen ausgewählt und angeordnet, dass diese Kinder täglich zwei Extramahlzeiten erhalten sollen. Außerdem werden sie einmal in der Woche von ihm gewogen und untersucht. Und bekommen zur Belohnung einen Becher süße Milch. Sie haben schon richtige Pausbacken bekommen und strotzen nur so vor Gesundheit.*

Die nächsten Seiten waren absolut unleserlich, verdammte Mäuse!

**21. Juli 1883**

*... Kinder dazugekommen. Möchte wissen, wo die noch unterkommen sollen. Es teilen sich schon vier Kinder ein Bett. Das wäre dem*

*Raummangel nur dienlich und spart im Winter einen Ofen, meint Mathilda.*

**3. August 1883**

*Etwas Schlimmes ist geschehen. Sieben der zehn Kinder, die Dr. Hasselreuther regelmäßig untersucht und die vor Gesundheit nur so strotzten, sind erkrankt. Sie zeigen die Symptome von Fleckfieber oder Typhus, wie Dr. Hasselreuther die Krankheit nennt. Der Doktor hat einen Flügel der Anstalt räumen lassen, in dem er nun ausschließlich die Kinder behandelt. Ich verrichte meinen Dienst jetzt ebenfalls dort, weil die Kinder Zutrauen zu mir gefasst haben. Ich kühle ihre heißen Gesichter, rede ihnen gut zu und gebe ihnen gewissenhaft die Medikamente, die Dr. Hasselreuther angeordnet hat, aber die ganze Behandlung will nicht so recht anschlagen.*

**20. August 1883**

*Es ist ein Trauerspiel. Vier der sieben*

*kranken Kinder sind gestorben. Trotz des guten Essens und der Medizin ...*

*Der Doktor hat nun zwei neue Gruppen zusammengestellt. Die Kinder der einen Gruppe bekommen gutes Essen und werden aufgepäppelt, die anderen nicht. Ich weiß nicht, was er damit bezwecken will ...*

Unleserliche Seiten.

*25. September 1883*

*... kaum noch zur Ruhe. Wieder sind Kinder an Typhus erkrankt. Wieder haben wir unser Bestes gegeben. Wieder haben wir den Kampf verloren. Was machen wir bloß falsch? – Ich verfluche unsere Hilflosigkeit!*

Die Einträge wurden weniger, so als hätte Henrike ihr Tagebuch vergessen. Hier ein Eintrag im Oktober, dann einer im Dezember, in dem sie von Weihnachten auf dem Hof ihrer Eltern berichtet. Der nächste Eintrag, der sich

mit den Kindern beschäftigt, stammte aus dem Januar 1884.

### 16. Januar 1884

*Kinder kommen, Kinder sterben. Von den ersten zwanzig Kindern, die Dr. Hasselreuther in Gruppen geteilt und regelmäßig untersucht hat, ist nach einem halben Jahr keins mehr am Leben. Wie kann das sein?*

*Es macht mich krank, dem Sterben zuzusehen.*

*Noch etwas ... Ich weiß nicht, was mit den toten Kindern geschieht. Immer wenn eins stirbt, holt der Hans es ab und schafft es weg.*

### 18. Januar 1884

*Der Doktor hat neue Gruppen zusammengestellt. Und es sind neue Waisen eingetroffen.*

### 29. Januar 1884

*Ich kann nicht mehr länger wegschauen.*

*Irgendetwas stimmt nicht! Zwar meint die Oberschwester, die Kinder wären auch in der Stadt gestorben. Typhus sei eben die Krankheit der Unterschicht, aber ich habe da Zweifel.*

*Die Kinder haben Angst. Neulich hörte ich, wie ein älterer Junge zu einem kleinen Mädchen sagte: »Wenn du nicht spurst, dann holt dich Dr. Hasselreuther!«*

*Wenn ich die Kinder zur wöchentlichen Untersuchung bringe, sind sie unruhig. Sie wollen partout nicht mitgehen. Manchmal muss ich Hans dazuholen, so störrisch sind sie. Gerda, ein kleines Mädchen, weinte so heftig, dass ich sie auf den Arm nehmen und ins Labor tragen musste!*

*»So schlimm ist es doch nicht«, versuchte ich sie zu beruhigen. »Der Doktor beißt doch nicht.«*

*Da sah mich das Mädchen mit ihren uralten Augen an und sagte: »Wenn er doch bloß beißen würde, Rieke. Der Doktor macht uns tot.« Es durchfuhr mich wie ein glühendes*

*Eisen. Das Allerschlimmste daran: Ich wusste, dass das kleine Mädchen recht hatte. Ich habe es die ganze Zeit geahnt, aber aus Feigheit habe ich mir verboten, diesen Gedanken zu Ende zu denken.*

**17. Januar 1884**

*Irgendetwas muss geschehen, aber was? Was? – Ich werde das Tagebuch verstecken. Niemand darf wissen, welchen Verdacht ich hege. Ich fühle mich elend. Matt. ... werde Beweise finden und dann mache ich eine Anzeige.*

**1. Februar 1884**

*Habe mich in den letzten Tagen häufig im Labor aufgehalten. Muss aber aufpassen, dass der Doktor keinen Verdacht schöpft. Es kommt mir zugute, dass die Kinder immer bockiger werden. Der Doktor ist froh, wenn ich während der Untersuchung im Raum bleibe. Die Kinder sind dann zugänglicher. An der Untersuchung*

*kann ich nichts Auffälliges feststellen. Und die Milch, welche die Kinder im Anschluss zur Belohnung bekommen, ist ein kluger Schachzug, um sie zu bestechen.*

### *5. Februar 1884*

*... der Doktor vertritt die Ansicht, dass die Ursache des Typhus und der Tuberkulose außerhalb des menschlichen Körpers liegt. Er vermutet die Ansteckungsfähigkeit dieser Krankheit ...*

### *7. Februar 1884*

*Habe mich wieder im Labor umgeschaut, glaube aber inzwischen nicht, dass hier die Ursache für die vielen Todesfälle zu finden ist. ... Die meiste Zeit sitzt der Doktor über sein Mikroskop gebeugt und macht sich Notizen. Vielleicht sollte ich einmal einen Blick in seine Bücher werfen.*

*Er scheint fieberhaft nach einem Heilmittel gegen die Krankheit zu suchen, die die Kinder*

befällt.

12. Februar 1884

*Ich bin ganz durcheinander. Wenn es stimmt, was der Doktor vermutet, und die Krankheit kommt von außerhalb in die Körper der Kinder, habe ich vielleicht eine schreckliche Entdeckung gemacht. Doch der Reihe nach ...*

*Gestern Vormittag ließ mir Dr. Hasselreuther ausrichten, ich solle die Kinder in einer halben Stunde zu ihm bringen. Da sich Doris aber nicht sicher war, ob er die Kinder in seinem Sprechzimmer oder in seinem Labor zu sehen wünschte, ging ich zu ihm, um nachzufragen. Dabei machte ich eine seltsame Beobachtung.*

*Die Tür zu seinem Labor war nur angelehnt. Ich wollte grade anklopfen und eintreten, als ich Stimmen hörte. Leise schob ich die Tür einen Spaltbreit auf.*

*Der Doktor stand an seinem Labortisch und zog aus einer Flasche schmutziges, trübes Wasser auf eine Pipette. »Hast du das Wasser*

von da geholt, wie ich es dir aufgetragen habe?« – »Ja, Herr Doktor, direkt aus dem Rinnstein.« Hans stand neben dem Doktor und drehte mir den Rücken zu. »Dann wollen wir mal sehen«, sagte Dr. Hasselreuther und gab ein paar Tropfen davon unter sein Mikroskop. Er beugte sich darüber und sagte eine Weile nichts. Dann richtete er sich mit zufriedenem Gesicht auf. »Gut gemacht, Hans. Meine Arbeit steht kurz vor dem Durchbruch. Wenn mir dieser Beweis gelingt, wird man gar nicht anders können, als mir den Vorsitz in der Gesellschaft für Innere Medizin anzutragen. Bring mir die Becher.«

Ich habe zwar nicht begriffen, wie, aber nun weiß ich, dass es das Wasser ist, welches die Kinder so krank macht. Das schmutzige Wasser, das der Doktor ihnen in die Milch gibt. In die Milch, die die Kinder so gerne trinken.

»Geh und sage Henrike, dass sie jetzt die Kinder bringen soll.«

*Die Stimme des Doktors brachte mich zurück in die Wirklichkeit. Ich hatte keine Zeit mehr, mich zu verstecken. Hans riss die Tür auf und rannte direkt in mich hinein.*

*Ich fragte schnell, wohin ich die Kinder bringen solle, dabei stellte ich mich so unbefangen wie möglich. Hans hätte mir diese Schauspielerei sicher abgenommen, aber der Doktor sah mich misstrauisch an.*

*Ich holte die Kinder aus der Weberei ab. Dabei überlegte ich fieberhaft, wie ich es verhindern könnte, dass sie von der vergifteten Milch trinken.*

*»Hört zu«, sagte ich zu ihnen. »Ich möchte, dass ihr heute nicht von der Milch trinkt, die der Doktor euch zur Belohnung gibt. Habt ihr verstanden?« Ich wusste, was für ein großes Opfer das für sie bedeutete. Wie konnte ich von ihnen verlangen, nicht von der süßen Milch zu trinken? Ich sah in ihren Gesichtern, dass sie nicht verstanden.*

*»Bitte«, sagte ich deshalb noch einmal*

*eindringlich. »Trinkt nicht von der Milch. Sie macht euch krank. Versprecht es mir!« Sie blickten zu Boden und ich wusste, genauso gut konnte ich einen Verhungernden auffordern, sein letztes Stück Brot wegzuwerfen.*

*Im Labor erwartete uns Dr. Hasselreuther. Er sah die Kinder streng an. Er lächelt nie. Dann fing er an, sie der Reihe nach zu untersuchen. Er hörte ihre Lungen ab, sah ihnen in den Hals, prüfte ihre Reflexe und zu guter Letzt nahm er ihnen Blut aus der Armbeuge ab. Auf dem Schreibtisch stand die Milch.*

*Ich konnte es nicht mit meinem Gewissen vereinbaren. Ich durfte nicht zulassen, dass sie von der Milch tranken.*

*Die Untersuchung war beendet. Der Doktor machte sich umständlich Notizen. Dann sah er auf. »Das habt ihr gut gemacht«, sagte er. »Und weil ihr alle so brav wart, bekommt ihr zur Belohnung wie immer euer Glas Milch.«*

*Die Augen der Kinder glänzten. Manche warfen mir verstohlene Blicke zu. Der Doktor*

forderte mich auf, das Tablett zu bringen. Ich wusste keinen anderen Ausweg. Ich nahm das Tablett mit der Milch, drehte mich mit Schwung herum und geriet aus dem Gleichgewicht. Das Tablett rutschte mir aus den Händen. Die Kinder schrien enttäuscht auf.

Ich entschuldigte mich. Versprach, neue Milch zu holen und für den Schaden aufzukommen. Während ich am Boden kniete und die Scherben einsammelte, fühlte ich die Blicke des Doktors in meinem Nacken. Ängstlich sah ich auf. Sein Blick war hasserfüllt. Sein Gesicht zu einer Maske erstarrt. Er hatte mich durchschaut.

Ich beugte mich wieder tief über die Scherben. Plötzlich traf mich ein heftiger Schlag auf den Kopf, dann noch einer und noch einer. Mir wurde schwarz vor Augen.

Als ich zu mir kam, war es dunkel. Ich lag in unserem Schlafsaal in meinem Bett. Mein Kopf war bandagiert und brummte, als hätte sich dort ein Schwarm Hornissen eingenistet.

*Irgendwann kam Doris und brachte mir eine Lampe. Ich fragte sie, was mit den Kindern sei. Da sagte sie, ich dürfe mir keine Vorwürfe machen. Der Doktor hätte dafür gesorgt, dass sie neue Milch bekämen.*

*Am nächsten Tag konnte ich nicht arbeiten.*

**25. Februar 1884**

*Drei der fünf Kinder sind krank. Bauchschmerzen, hohes Fieber, roter Hautausschlag auf der Brust. Typhus!*

*Ich kann nicht länger warten. Ich gehe zum Ortsvorsteher.*

**26. Februar 1884**

*Habe heute vergeblich versucht, beim Ortsvorsteher vorzusprechen. Der Gemeindediener hat mich fortgeschickt. Ich soll morgen wiederkommen. Wenigstens hat er mich noch gefragt, in welcher Angelegenheit ich den Vorsteher sprechen möchte. Habe morgen nicht frei. Weiß nicht, wie ich aus der*

*Anstalt kommen soll.*

*27. Februar 1884*

*Alles läuft schief!!*

*Ich habe es tatsächlich geschafft, unbemerkt die Anstalt zu verlassen. Doris hat meine Arbeit übernommen. Bin ihr sehr dankbar.*

*In der Amtsstube ließ mich der Gemeindediener eine gute Zeit warten, bevor ich vorsprechen durfte. Der Gemeindevorsteher saß gewichtig hinter seinem Schreibtisch und sah auf seine goldene Taschenuhr, um mir zu zeigen, dass seine Zeit begrenzt sei. Als ob unsereiner nicht auch zu tun hätte. Ich versuche, den genauen Wortlaut des Gesprächs aus meiner Erinnerung wiederzugeben. Es war scheußlich.*

*»Fräulein Henrike Geest, nehme ich an?«, waren seine ersten Worte an mich. Ich bejahte.*

*»In welcher Angelegenheit bist du hier?« Der Vorsteher klang kurz angebunden, aber nicht unfreundlich. Ich knickste und trat näher an*

*seinen Schreibtisch heran.*

*»Es geht um Doktor Hasselreuther«, sagte ich und berichtete von den vielen erkrankten Kindern, den Todesfällen und von meinem Verdacht.*

*»Wenn ich dich richtig verstehe, glaubst du, der allgemein anerkannte, hoch geachtete Doktor Hasselreuther würde ihm anvertraute Kinder für Experimente missbrauchen, die sie krank machen und schließlich zu ihrem Tode führen?« Die Stimme des Gemeindevorstehers wurde zu Ende hin immer lauter. »Und diese Annahme beruht auf einer einzigen Beobachtung, die du aus dem Verborgenen heraus gemacht hast! Auf einer Beobachtung, von der du nicht einmal weißt, was genau du beobachtet hast? Unterbrich mich ruhig, wenn ich etwas falsch verstanden habe.« Er klang jetzt beinah böse.*

*»Das sind schwere Anschuldigungen!« Mir rutschte das Herz in die Hose. »Weißt du denn überhaupt, was du beobachtest hast? Was war*

das für eine Flüssigkeit, die der Doktor in die Milch geträufelt hat?« Ich senkte den Kopf und biss mir auf die Lippen. »Und dann besitzt du die Impertinenz, hierherzukommen, um gegen dieses geachtete und verdiente Mitglied unserer Gesellschaft Anklage zu erheben? Weißt du, dass auf üble Nachrede Gefängnis steht?« Mir wurden die Knie weich. »Aber ...«, setzte ich an. »Aber ...« Der Vorsteher fiel mir ins Wort. »Ich könnte es Dr. Hasselreuther nicht verübeln, wenn er dich deswegen anzeigen würde.« Ich wurde blass. Man wollte mir nicht glauben, was hatte ich erwartet?

»Da ich dein Anliegen aber durchaus ernst nehme und da mir an einer Aufklärung gelegen ist, fragen wir doch den, der es am besten wissen muss. Doktor Hasselreuther persönlich. Doktor, wären Sie so gut, das Fräulein von Ihrem furchtbaren Verdacht zu befreien?«

Mir stand das Herz still. Hinter einer Tür trat die hagere Gestalt Doktor Hasselreuthers hervor. Er lächelte, aber seine Augen waren

*eiskalt.*

*»Gewiss, mein Lieber. Obwohl ich diesem Mädchen sicher keine Rechenschaft schuldig bin. Die Flüssigkeit war ein Stärkungsmittel, ein eigens von mir entwickeltes Mittel zur Kräftigung des Körpers. Ich verabreiche dieses Mittel auch meinen wohlhabenden Patienten, die an Tuberkulose erkrankt sind. Sie sprechen ausgezeichnet darauf an.«*

*Der Vorsteher sah mich auffordernd an. »Reicht dir diese Erklärung, zu der Doktor Hasselreuther ganz bestimmt nicht gezwungen war?«*

*Was sollte ich sagen? Ich nickte also stumm. Ich wollte nur weg. Aber da fragte der Vorsteher, ob der Doktor vielleicht Anzeige gegen mich erstatten wolle.*

*Der Doktor hob abwehrend die Hände. »Nein, nein! Es zeugt doch auch von einem guten Charakter, dass sie sich um die Kinder sorgt. Auch wenn sie in ihrem Eifer über das Ziel weit hinausgeschossen ist. Kommen Sie,*

*Fräulein!« Das galt mir. »Ich nehme Sie in meiner Kutsche mit zurück nach Qual. Wenn mich nicht alles täuscht, sieht es gefährlich nach einem Unwetter aus.«*

*Er nahm mich am Arm und führte mich hinaus. Ich war wie versteinert. In der Kutsche drückte ich mich in eine Ecke. Wir sprachen kein Wort, aber die ganze Zeit fühlte ich den brennenden Blick des Doktors auf mich gerichtet.*

*Als wir endlich vor der Anstalt vorfuhren, hielt mich nichts mehr. Noch bevor die Kutsche zum Stehen kam, sprang ich hinaus.*

*»Henrike!«, rief mir der Doktor nach. »Kennst du das Gedicht von Lütt Matten, dem Haas?«*

*Ich stand wie vom Donner gerührt. Dann straffte ich meine Schultern, raffte meine Röcke und stieg hocherhobenen Hauptes die Stufen empor.*

*Ich habe Angst. Ich kann nicht länger hierbleiben. Ständig geht mir der letzte Satz des Doktors durch den Kopf. »Kennst du das Gedicht von Lütt Matten, dem Haas?«*

*Natürlich kenne ich es. Das Gedicht von dem dummen, unvorsichtigen Hasen, der vom Fuchs überlistet und totgebissen wird.*

*Die letzte Strophe geht so:*

*Lütt Matten geev Poot  
De Voss beet en doot  
Un sett sick in Schatten  
Verspies de lütt Matten,  
de Kreih, de kreeg een  
von der achtersten Been.*

*Ich will nicht enden wie Lütt Matten, deshalb packe ich heimlich meine Sachen und fahre morgen nach Hause. Vielleicht kann ich von außen mehr bewegen. Das Geld für die Kutsche habe ich schon bereitgelegt. Doris hat mir versprochen, sich um die Kinder zu kümmern*

*und mir von Zeit zu Zeit einen Brief zu schreiben. Ich habe ihr von meinem Verdacht erzählt, aber sie mochte mir nicht glauben. Nun muss ich mich beeilen! Gleich beginnt meine Nachtwache – bei fünf todkranken Kindern.*



## 18. KAPITEL

Das war der letzte Eintrag. Ich legte das Heft aus der Hand. Während ich Henrikes Aufzeichnungen gelesen hatte, war es fast dunkel geworden. Kühl strich der salzige Wind über mein heißes Gesicht. Eine Fledermaus flog vorbei. Meine Gedanken waren bei Henrike.

In dieser Nacht musste das Unglück passiert sein. Während ihrer Nachtwache. Sie war bei

einem Brand ums Leben gekommen. Einem Brand, den Hasselreuther gelegt hatte?

»Anna, Essen! Anna!!« Joschi kam herangetrampelt. Schnell versteckte ich das Tagebuch unter meinem T-Shirt.

»Hast du die ganze Zeit hier herumgelegen?«

»Ja, stell dir vor«, gab ich ein wenig pampig zurück. »Ich kann eben nicht so munter herumspringen wie du.«

Joschi sah mich mürrisch an. »Du sollst essen kommen.« Er drehte sich um und wollte wieder gehen.

»Vielleicht hilfst du mir aus der Hängematte!?, rief ich ihn genervt zurück.

»Vielleicht, vielleicht aber auch nicht. Das hättest du dir vorher überlegen sollen. Bevor du so pampige Antworten gibst«, erklärte mein reizender Bruder. »Wenn du mich richtig freundlich bittest, werde ich mir die Sache noch einmal überlegen.«

»Vergiss es«, knurrte ich und ließ mich seitlich aus der Hängematte rollen.

Joschi zuckte mit den Schultern und trollte sich Richtung Haus. »Das kann noch dauern, bis Anna kommt«, hörte ich ihn krähen.

Ich rappelte mich vom Boden auf und belastete probehalber meinen linken Fuß. Es tat weniger weh als erwartet. Die Salbe, die meine Mutter besorgt hatte, schien wirklich zu wirken. Vorsichtig machte ich die ersten Schritte. Es funktionierte. Nicht dass ich so einen Marathon laufen konnte, aber ich kam voran.

Vom Haus her lief mir mein Vater entgegen. »Na?«, fragte er. »Geht es? Oder soll ich dich stützen? Oder vielleicht sogar tragen?«

Wenn er schon fragte. »Tragen wäre okay«, sagte ich und konnte ein Grinsen nicht unterdrücken.

»Tragen«, echote mein Vater. »Natürlich, weshalb frage ich auch so dumm?« Er ächzte gewaltig, als er mich auf den Arm nahm und ins Haus trug.

Im Wohnzimmer ließ mein Vater mich schwungvoll auf das Sofa plumpsen. Als meine

Mutter sah, dass ich getragen wurde, machte sie ein besorgtes Gesicht. »So schlimm, Anna? Kannst du nicht auftreten? Morgen gehen wir zum Arzt, vielleicht ist doch etwas gebrochen.«

Ich sah meinen Vater an und grinste ein bisschen.

»Na ja ...«, sagte ich.

»Ich würde sagen, sie hat die Situation einfach schamlos ausgenutzt«, erklärte mein Vater.

Da musste auch meine Mutter grinsen.

Später rief Tjark an. Ich humpelte zum Telefonieren hinauf in mein Zimmer und erzählte ihm von den Tagebucheinträgen. Zuerst war er ganz still. »Das klingt ja gruselig«, meinte er dann. »Ich würde es gern selbst einmal lesen. Was hältst du davon, wenn ich gleich vorbeikomme?«

Ich sah auf die Uhr, es war fast zehn. Irgendwie war ich müde und hatte ehrlich gesagt keine Lust auf Gesellschaft. Ich wollte

mit meinen Gedanken allein sein.

Deshalb sagte ich: »Heute Abend ist es nicht so günstig. Ich bin müde und mein Fuß tut ziemlich weh. Wie wäre es morgen? Vielleicht können wir wieder einmal segeln, damit ich nicht aus der Übung komme? Ich übernehme das Segeln und du liest.«

Ich hörte, dass Tjark enttäuscht war. »Okay«, sagte er. »Dann segeln wir morgen. Aber vorher habe ich noch eine Verabredung zum Beachball, sie wollen Revanche. Ich gebe dir morgen Bescheid, wann genau ich dich abhole.«

Ich war tatsächlich müde. Also verstautete ich das Tagebuch in meinem Koffer, schaltete das Licht aus und legte mich ins Bett. Die Dunkelheit umfing mich wie ein achtarmiger Krake. Ich lauschte hinein. Das Haus atmete wieder. »Henrike?«, flüsterte ich. »Henrike?« Alles blieb still und dunkel. Aber plötzlich huschte ein Schatten an meinem Bett vorbei. Dann noch einer und noch einer.

Sie verschwanden in dem großen Spiegel, den Tjark mir gebracht hatte. War der Spiegel nicht dazu da, Geister zu bannen? Mit klopfendem Herzen setzte ich mich auf. Einen Moment lang war nichts zu sehen. Dann zischten zwei weitere Schatten an mir vorbei. Sie waren grau, klein und schnell. Und sie verschwanden definitiv in dem Spiegel. Ich stieg aus dem Bett, um nachzusehen. Angst hatte ich keine, dazu waren die Schatten zu klein und ich hatte bereits zu viel erlebt. Vorsichtig tastete ich die Oberfläche des Spiegels ab. Sie fühlte sich kühl und glatt an. Keine Spur davon, dass gerade etwas darin verschwunden war.

Ich kroch wieder zurück in mein Bett. Mit allen Sinnen lauschte ich in die Dunkelheit. Da hörte ich ein Rauschen. Es klang wie die Brandung des Meeres. Es rauschte und in dem Rauschen waren Stimmen. Kinderstimmen, die sich vermischten und sich wie in einem Kanon überlagerten. Sie waren nur schwer zu

verstehen. Und obwohl ich mich sehr anstrengte, verstand ich nur einzelne Worte. Worte wie »mitkommen«, »zeigen dir« und »bitte«. Dann rückte das Rauschen erneut in den Vordergrund. Das letzte Wort, das ich verstehen konnte, war »tot«. Schlagartig wurde es still. Sosehr ich auch meine Ohren anstrengte, ich konnte nichts mehr hören. »Kinder?«, fragte ich vorsichtig. Sie antworteten nicht.

Ich lag auf dem Rücken und starrte zur Decke. Was hatten sie gesagt? Zeigen dir ... mitkommen ... bitte ... tot.

Natürlich verstand ich, was sie von mir wollten. Sie wollten mir etwas zeigen und ich sollte mitkommen. Soviel war klar. Aber um ehrlich zu sein, ich wollte nicht mehr mitkommen. Ich hatte Schiss und allmählich die Schnauze voll. Ich konnte die Welt nicht retten. Und das Wort tot ... Das stand vielleicht für das, was ich bald sein würde, wenn ich ihnen doch folgte. Ich zog mir die Decke über

den Kopf.

Am nächsten Morgen war mir klar, dass ich mich nicht einfach aus dem Staub machen konnte.

Unser Urlaub war bald vorbei und wir würden wieder zurück nach Hamburg fahren. Es wäre so einfach, sich feige zu verdrücken, aber konnte ich das mit meinem Gewissen vereinbaren? Die Antwort war eindeutig – nein! Ich zog den Koffer unter meinem Bett hervor und holte die Skizze heraus, die ich kurz nach unserer Ankunft gemacht hatte. SOS stand da. Save our souls. Oder auf Deutsch: Rette unsere Seelen! Sie zählten auf mich. Ich musste noch einmal in die Anstalt zurückkehren, aber ich würde nicht allein gehen.

Meinem Fuß ging es schon wieder deutlich besser. Ich konnte ihn beinah wieder richtig belasten. Zum Reiten wollte ich dennoch nicht mitkommen. Das war es, was meine Mutter für heute plante, denn Joschi wollte unterhalten

werden. Das Wetter war zurzeit nicht so bombig, dass man sich am Strand aufhalten konnte. Und sein neuer Freund war gestern Vormittag abgereist, soweit ich das mitbekommen hatte. Ab morgen sollte das Wetter wieder viel besser werden, aber heute war es bewölkt.

Mama hatte deshalb vorgeschlagen, reiten zu gehen. Sie war früher selbst geritten und hatte im Supermarkt einen Prospekt mitgenommen, der Ferien auf dem Reiterhof anpries. Ich glaube, es war sogar der Hof von Hauke Lorenzen, bei dem wir die Futtersäcke abgeliefert hatten. In dem Prospekt wurden auch Tagesritte angeboten. Mein Vater und ich waren nicht begeistert. Papa wollte sich lieber einen faulen Tag machen und ich stellte mir einen Tag mit Tjark auf dem Boot hundertmal interessanter vor als einen Tag auf dem Pferderücken neben Mama und Joschi.

»Vielleicht kannst du uns hinfahren und wieder abholen, Bernd?«, schlug meine Mutter

vor. »Du brauchst ja nicht die ganze Zeit auf dem Pferdehof zu warten. Ich rufe dich an, wenn wir vom Ausritt zurück sind.«

Mein Vater legte die Zeitung beiseite. »Natürlich, Schatz. Als euer Chauffeur bin ich wie immer abrufbereit.«

»Komm doch auch mit, Anna!«, rief Joschi von der Veranda her. »Dann kannst du sehen, welches Pferd ich mir aussuche. Ich will auf jeden Fall ein cooles – und kein Pony.«

Ich erklärte ihm, dass es auch größere Ponys gibt. »Die Pferde, die von den Indianern geritten werden, sind auch Ponys«, sagte ich.

Aber Joschi hörte gar nicht mehr zu. Er war damit beschäftigt, sich aus einem Stock, den er gefunden hatte, eine Reitgerte zu schnitzen.

Tjark wollte sich melden, wenn er Zeit zum Segeln hätte. Bisher herrschte jedoch Funkstille, also beschloss ich, doch mitzufahren. Es war sinnlos, hier herumzuhocken, zu grübeln und auf Tjarks Anruf zu warten. Vielleicht konnte ich sogar die

Pferde für Joschi und meine Mutter aussuchen. Schließlich war ich selber drei Jahre geritten und hatte es bis zum kleinen Hufeisen gebracht.

Wenig später saßen wir im Auto und fuhren los. Unser Ziel war tatsächlich der Hof von Hauke Lorenzen. Bei meinem letzten Besuch war der Hof fast menschenleer gewesen, heute herrschte dagegen reges Treiben. Es fand ein Springreitturnier statt und außerdem war Hoffest. Die Besucher standen dicht gedrängt an den Verkaufsständen, an denen Reiterzubehör, aber auch Kunsthhandwerk, Kaffee und Kuchen angeboten wurde.

»Hoffentlich finden bei all dem Trubel überhaupt noch Ausritte statt«, sorgte sich meine Mutter.

»Ich will aber unbedingt«, maulte Joschi schon einmal probehalber.

Meine Mutter ging in das Büro, um sich zu erkundigen, und kam strahlend wieder heraus.

»Alles klar!«, rief sie schon von Weitem. »Es finden nur keine Tagesritte statt. Der längste Ausritt dauert zwei Stunden. Den habe ich gebucht. Wir sollen an die Koppel hinter dem Haus kommen. Dort erwartet uns eine junge Dame namens Christine und dort können wir auch ein Pferd aussuchen.«

»Ich werde euch beraten«, bot ich an.

»Das brauchst du nicht, ich suche mir mein Pferd alleine aus«, sagte Joschi bestimmt. »Hättest ja mitreiten können, aber jetzt wollen wir dich nicht mehr dabeihaben.« Joschi und meine Mutter verschwanden im Gedränge.

Dann eben nicht. Ich schlenderte mit meinem Vater über den Hof. In der Stallgasse versorgten die Reiter ihre Pferde und auf der Koppel neben dem Turnierplatz ritten sich schon ein paar Teilnehmer warm. Überall standen Zuschauer.

Ich warf einen flüchtigen Blick auf den Vorbereitungsplatz. Ich blinzelte. Im ersten Moment glaubte ich, meine Augen würden mir

einen Streich spielen. Da standen doch tatsächlich zwei Typen vor dem Gatter, von denen der eine aussah wie Tjark und der andere wie Kralle, der Hardstyle-Technofreak.

»Augenblick, ich glaube, da ist Tjark«, sagte ich zu meinem Vater. »Was macht der denn hier ...?«

»Ist er dir schon Rechenschaft schuldig?«, fragte mein Vater lachend.

Ich antwortete nicht, sondern ließ ihn einfach stehen und drängte mich durch die Besucher. Zielstrebig ging ich auf die beiden zu. Kralle entdeckte mich als Erster und stieß Tjark an. Der sah in meine Richtung – und stellt euch vor, er wollte fliehen! Für einen kurzen Moment checkte er die Fluchtmöglichkeiten. Die tendierten allerdings gegen null, denn ich hatte sie fast erreicht. Also besann er sich eines Besseren.

»Hi, Anna!«, rief er, und es gelang ihm, seiner Stimme einen erfreuten Klang zu geben.

»Naaaa«, sagte ich gedehnt. »Was machst du

denn hier? Ich dachte, du spielst heute Vormittag Beachball?« Im selben Moment merkte ich, wie oberbescheuert das klang. Als wäre ich so eine Trulla, die mit dem Nudelholz hinter der Tür steht.

»Ja, äääh, wollte ich ja auch«, rechtfertigte sich Tjark prompt. »Aber die beiden Arschbacken haben uns sitzen lassen ... nicht, Kralle?«

»Äh, ja ...«, bestätigte der unbeholfen.

In diesem Moment fiel ein Schatten auf mich. Hoch zu Ross, im Turnierdress (blaue Jacke, weiße Hose, glänzende Stiefel, die blonden Haare zum Pferdeschwanz gebunden) sah Charlize von der anderen Seite des Zaunes auf mich herab.

»Verlangt dein Urlaubsflirt Rechenschaft?«, fragte sie süßlich.

»Quatsch«, sagte Tjark schnell.

Leider hatte Charlize recht. Was ich hier tat, war absolut uncool, aber das wusste ich ja längst selbst.

»Trotzdem schön, dass wir uns hier treffen«, säuselte ich, dann spitzte ich die Lippen und küsste ihn direkt auf den Mund. Ich konnte es mir erlauben, schließlich hatten wir schon einmal geknutscht.

Irgendwie hatte der Kuss nicht die erhoffte Wirkung. Tjark sah mich irritiert an und mir schoss sofort die Röte ins Gesicht. Bei Charlize verfehlte er die gewünschte Wirkung glücklicherweise nicht. Wütend riss sie die Zügel herum und ritt hocherhobenen Hauptes davon. Aus den Augenwinkeln sah ich, wie Tjark Kralle zublinzelte. Dann legte er mir seinen Arm um die Schultern und führte mich von dem Vorbereitungsplatz weg.

»Bist du mit deinen Eltern da?«, fragte er.

»Ja, meine Mutter und Joschi wollen unbedingt reiten. Sie sind hinter dem Haus, um sich die Pferde auszusuchen.«

»Die teilt ihnen Christine sicher zu. Sind die beiden gute Reiter?«

Ich zuckte mit den Schultern. »Meine Mutter

ist früher geritten und Joschi wurde beim Ponyreiten dreimal im Kreis geführt.«

»Oha, klingt nach Anfängern, da kriegen sie bestimmt die beiden Fjordpferde Tjorven und Max«, lachte Tjark. »Reitest du auch?«

Ich nickte. »Ich bin ein paar Jahre geritten.« Das kleine Hufeisen erwähnte ich nicht, das war dann doch zu billig.

»Und du?«

Tjark grinste. »Dieser Hof ist mein zweites Zuhause. Ich reite, seit ich drei Jahre alt bin.«

»Respekt«, sagte ich. »Gibt es eigentlich auch Dinge, die du nicht kannst? Reiten, Segeln, Traktorfahren ...«

»Wenige«, sagte Tjark unbescheiden. »Ich bin übrigens mit dem Boot hier. Es liegt am Strand von Hohn. Eigentlich wollte ich dich damit heute Nachmittag abholen. Du weißt schon, damit du segeln kannst, während ich das Tagebuch lese. Jetzt hast du es wohl nicht dabei, oder?«

Ich schüttelte den Kopf. Einen Moment war

Tjark still, dann fragte er: »Hast du nicht auch Lust zu reiten? Wir könnten mit den Pferden am Strand entlang nach Qual reiten, das Buch holen und wieder zurückkommen. Es ist ja nicht weit. Dann steigen wir in Hohn in mein Boot und du segelst uns zurück nach Hause, während ich in dem Tagebuch lese.« Tjark war begeistert von seiner Idee. Und sie klang durchaus verlockend.

»Ich muss meinen Vater fragen, ob er mir Geld für das Reiten gibt.«

Tjark winkte ab. »Das mit dem Geld kannst du vergessen. Ich frage Hauke. Der gibt uns bestimmt zwei Pferde. Er weiß ja, dass ich gut auf sie aufpasse.«

Genauso machten wir es. Ich sagte meinem Vater Bescheid, dass er leider ohne mich zurückfahren müsste, weil ich mit Tjark ausreiten und dann von Hohn mit dem Boot zurücksegeln wollte. Papa sah mich zwar verständnislos an, war aber einverstanden. Ich

glaube, er war froh, dass er mich nicht wie Joschi die ganze Zeit unterhalten musste. Bestimmt hatte er sich unseren Urlaub nicht so anstrengend und ein bisschen sonniger vorgestellt. Mit vielen faulen Tagen am Strand. Na, das sollte ihm für das nächste Mal eine Lehre sein!

Tjark hatte inzwischen mit Hauke gesprochen und führte mich um den Stall herum zu einer Koppel, auf der mindestens zwanzig Pferde verschiedener Rassen standen.

»Such dir eins aus!«, sagte Tjark lässig.

Das war cool. »Kann ich wirklich jedes haben?«

»Auf die Hannoveraner würde ich vielleicht verzichten«, meinte er nur.

Das waren wirklich Riesen. So richtige Polizeipferde. Dann entdeckte ich weit hinten auf der Koppel zwei gefleckte Pferde. Braun-weiß und schwarz-weiß waren sie. Sie erinnerten mich sofort an meine Besuche bei den Karl-May-Festspielen in Bad Segeberg.

Letztes Jahr war ich als Aufpasserin für Joschi und seine Freunde mitgefahren. Joschi hatte seinen Kindergeburtstag an den Kalkberg verlegt und fünf Freunde eingeladen. Es gab den »Ölprinz«. Von der Handlung habe ich allerdings kaum etwas mitbekommen, denn meine Mutter und ich waren die ganze Zeit damit beschäftigt, aufzupassen, dass sich Joschis Gäste mit den gekauften Tomahawks nicht die Köpfe einschlugen. Ein paar Beulen gab es trotzdem, obwohl die Dinger nur aus Gummi waren.

»Was ist mit den beiden Gefleckten dort hinten?«, fragte ich.

»Das sind Pintos«, sagte Tjark. »Sie wurden früher von den Indianern geritten. Hauke hält sie als Westernpferde. Bist du schon einmal Western geritten?«

»Nee, aber das kriege ich schon hin«, sagte ich zuversichtlich. Das Reiten liegt bei mir zwar schon ein paar Jahre zurück, aber wie sagt meine Mutter immer: »Reiten verlernt man

nicht, genauso wenig, wie man das Radfahren wieder verlernt.«

»Okay, nehmen wir die beiden Pintos.« Tjark ging mit zwei Halftern auf die Koppel und kam mit den beiden Pferden wieder zurück. »Darf ich vorstellen? Das sind Mary-Lou und Tokker. Wen möchtest du reiten?«

Ich entschied mich für Mary-Lou. Sie machte den zahmeren Eindruck. Ihre Grundfarbe war weiß und sie hatte viele braune Flecken, lustig über den ganzen Körper verteilt. Tokker war schwarz und hatte große weiße Flecken, wie eine Kuh.

Wir führten sie in Richtung Stallgasse, um sie zu satteln, und kamen genau in dem Moment an meiner Mutter und Joschi vorbei, als sie gemeinsam mit zwei weiteren Reitern zu ihrem Ausritt aufbrechen wollten. Christine gab noch letzte Instruktionen, dann sollte es losgehen.

Tjark hatte recht gehabt. Mama und Joschi saßen beide auf Fjordpferden.

»Wir reiten auch aus!« Ich konnte es mir

nicht verkneifen, Joschi auf mich aufmerksam zu machen. Und ich hatte mich nicht verrechnet.

Sobald er sah, welches Pferd ich hatte, wurde er fuchsteufelswild. So wild, dass Christine ihm in die Zügel greifen musste.

»Wieso hast du ein Indianerpferd, Anna!?«, brüllte er. »Oh männo, immer willst du das Bessere!«

»Und ich bekomme es auch«, flüsterte ich ihm im Vorbeigehen zu.

Da gab es kein Halten mehr. »Oooh nee!«, schrie Joschi. »Wieso kriegt Anna immer die besseren Sachen? Wieso darf sie ein cooles Indianerpferd reiten und ich sitze auf diesem Dickmops!!?!!«

»Joschua!«, hörte ich die strenge Stimme meiner Mutter. »Entweder hörst du sofort auf zu schreien oder du steigst augenblicklich ab, verstanden? Du machst mit deinem dämlichen Gebrüll sämtliche Pferde scheu.«

Ich sah grinsend über die Schulter und

machte Mary-Lou neben Tokker fest. Wir putzten die Pferde, trensten sie auf und sattelten sie. Es war tatsächlich so, wie meine Mutter gesagt hatte. Die Arbeit ging mir noch so von der Hand, als hätte ich nie mit dem Reiten aufgehört.



## 19. KAPITEL

Dann war es endlich so weit. Im Schritt ging es über den Hof weiter Richtung Reitweg, der hinter dem Haus lag. Tjark ließ die Pferde zuerst weiter im Schritt gehen und trabte dann an. Es ging prima! Es fühlte sich an, als wäre ich nie von einem Pferd abgestiegen. Mary-Lou reagierte auf die leisesten Zeichen und ich war stolz auf mich.

Der Weg führte uns unter Bäumen sanft bergab hinunter ans Meer.

Die Pferde liebten den Strand. Nachdem sie sich erst einmal an den sandigen Untergrund gewöhnt hatten, merkte man ihnen an, wie sehr es ihnen gefiel, durch die auflaufenden Wellen zu trotten. Besonders Mary-Lou wollte immer weiter ins Wasser hinein. »Sie scheint zu glauben, sie ist ein Seepferd«, rief ich Tjark vergnügt zu. Ich genoss es, wieder im Sattel zu sitzen. Nach einer Weile trabten wir wieder an. Das Wasser spritzte unter den Pferdehufen zu allen Seiten. Tjark hatte die Führung übernommen und drehte sich zu mir um. »Der Strand ist frei!«, rief er über die Schulter. »Traust du dir zu, ein Stück zu galoppieren?« Klar traute ich mir das zu. Galopp war leichter als Trab.

Tokker fing an zu galoppieren und Mary-Lou folgte, ohne dass ich ihr eine Hilfe gegeben hätte. Wir flogen nur so über den Strand. Marys Mähne flog mit meinen Haaren um die

Wette. Ich war glückselig.

Nach einer Weile fielen wir wieder in den Trab oder den Jog, wie man beim Westernreiten sagt.

»Gefällt es dir?«, fragte Tjark und ließ mich aufschließen.

»Und wie!«, antwortete ich. »Ich könnte noch Stunden so weiterreiten. Es ist ein herrlich freies Gefühl.«

»Das stimmt«, sagte Tjark. »Leider sind wir schon fast da.«

Tatsächlich ragte vor uns bereits die Steilküste auf. »Schade, die Strecke kam mir so unheimlich kurz vor«, sagte ich bedauernd.

Tjark sah mich lachend an. »Das liegt daran, dass Qual in einer Bucht liegt. Wenn man direkt am Wasser entlangreitet, kürzt man ein ganzes Stück ab. Der Weg über Land ist beinahe doppelt so lang.«

Wir ritten im Schritt nebeneinanderher. Tjark streckte mir seine Hand entgegen und ich legte meine Hand in seine. Hand in Hand ritten wir

weiter.

Jetzt schien mir ein guter Zeitpunkt, mit einer Frage herauszurücken, die mir schon lange auf der Seele brannte.

»Bist du sehr gut mit Charlize befreundet?«

Tjark grinste. »Eifersüchtig?«

Ich runzelte die Stirn und er lenkte sofort ein.

»Ich kenne Charlize schon mein halbes Leben, sie ist ein guter Kumpel.«

Aha. Und was sollte mir das nun sagen?

»Nur Kumpel oder mehr?«, hakte ich deshalb nach.

»Also doch eifersüchtig?«

»Quatsch, ich möchte aber wissen, welche Rolle sie für dich spielt. Ich meine, irgendwie taucht sie immer wieder auf.«

»Das lässt sich auf dem Land nicht vermeiden. Die Auswahl an Gleichaltrigen ist nun einmal begrenzt. Wir sind zusammen aufgewachsen. Waren gemeinsam im Kindergarten, in der Grundschule. Unsere Eltern kennen sich. Das verbindet eben. Aber

das heißt nicht, dass wir auch untereinander heiraten.« Tjark lachte.

»Heiraten«, sagte ich mürrisch. »Wer denkt denn jetzt schon ans Heiraten?«

Tjark tat, als dächte er nach. »Nein!«, sagte er dann noch einmal wie zur Bestätigung. »Nein, Charlize ist einfach nur ein Kumpel. Mehr nicht!« Innerlich atmete ich auf.

»Ein sexy Kumpel«, fügte er dann hinzu. Ich sagte nichts.

»Aber nicht so sexy wie du!«, setzte er noch einen drauf.

Ich musste grinsen und ließ Mary-Lou antraben. »Spinner!«, rief ich.

Tjark brachte sein Pferd neben meines. »Im Ernst«, sagte er. »Du bist wirklich etwas Besonderes.« Mir glühten die Ohren. »Du bist mutig, unerschrocken ...«

»Gut aussehend ...«, fiel ich ihm ins Wort.

»... genau, gut aussehend und verdammt cool. Mit niemandem sonst könnte man so eine abgefahrene Geschichte erleben außer mit dir,

Anna Steenbuck. Ich mag dich unheimlich gerne.«

Das war ja fast eine Liebeserklärung, oder? Ich strahlte. Tjark beugte sich zu mir herüber und küsste mich ganz zart und ausdauernd. Ich musste aufpassen, nicht seitlich von Mary-Lous Rücken zu rutschen.

Schmetterlinge tanzten in meinem Bauch. Was wohl meine Freundinnen zu Hause sagen würden, wenn ich ihnen von Tjark erzählte? Ach was – erzählen! Er musste mich unbedingt in Hamburg besuchen, damit ich ihn ihnen vorstellen konnte.

Als wir zum Ferienhaus kamen, saß mein Vater auf der Veranda und las Zeitung.

»Ah, hoch zu Ross! So ist es richtig. Bindet die beiden Zosser hier fest, damit sie nicht vor euch im Stall ankommen.« Mein Vater war wieder einmal in Bestform.

»Wie heißt es so schön?«, fuhr er unbeirrt fort – und dann rezitierte er: »Mein Pferd, das

ist ein kluges Tier! Wenn ich mal fall, dann läuft es. Komm ich nach Haus, steht's schon im Stall.« Er lachte herzlich. Und ich konnte mich mal wieder gründlich fremdschämen.

Während Tjark die Pferde grasen ließ, lief ich nach oben und holte das Tagebuch. Anschließend machten wir uns auf den Rückweg, auf demselben Weg, den wir gekommen waren. Die ganze Zeit quengelte Tjark nach dem Tagebuch; Tokker würde den Weg auch blind finden, und wenn wir Schritt ritten, könnte er gemütlich in dem Tagebuch schmökern. Doch ich blieb hart. Gemütlich und schmökern passte ohnehin nicht zu diesem Tagebuch.

Auf dem Hof versorgten wir zuerst die Pferde und brachten sie anschließend auf die Koppel. Dann nahmen wir den Bus nach Hohn, um mit Tjarks Boot, das dort am Anleger auf uns wartete, zurück nach Qual zu segeln.

Die Sonne lugte inzwischen hier und da

zwischen den Wolken hervor, und wir kauften uns an der Strandpromenade jeder ein Fischbrötchen und etwas zu trinken, bevor wir das Boot klarmachten. Anschließend steuerte Tjark uns aus dem kleinen Hafen hinaus auf die See. Dort durfte ich dann übernehmen. Auf dem Wasser wehte ein frischer Wind und wir machten gut Fahrt. Eigentlich wollte Tjark lesen, während ich uns zurück nach Qual segelte, aber irgendetwas schien ihn davon abzuhalten. Er überwachte jeden meiner Handgriffe und es schien ihm unmöglich, sich entspannt zurückzulehnen. Kurz, er traute meinen Segelkünsten nicht.

Ich gebe zu, ich war nicht bei allem ganz sicher, aber bald kam schon die Steilküste in Sicht, ohne dass er das Tagebuch auch nur aufgeschlagen hatte.

»Willst du nun lesen oder nicht?«, fragte ich ein wenig beleidigt.

»Eigentlich schon«, erwiderte Tjark. »Aber ich behalte dich lieber noch einen Moment im

Auge.«

Am Ende behielt er mich im Auge, bis wir Qual erreichten. Unter der fadenscheinigen Ausrede, hier sei die Strömung mitunter besonders stark, übernahm er das Ruder. Als wir an den Klippen vorbeisegelten, tauschten wir die Plätze, und dabei fiel mir in Höhe der Anstalt eine eiserne Luke auf, die in den Felsen eingelassen war.

»Hast du eine Ahnung, was das für eine Luke in dem Felsen ist?«, fragte ich.

Tjark sah kurz auf und schüttelte den Kopf.  
»Sie scheint aber zur Anstalt zu gehören«, sagte er.

Wenige Minuten später legten wir in Qual an. Tjark vertäute das Boot. Die Nachmittagssonne schaute nun immer öfter zwischen den Wolken hervor und es schien, als sollte der Wetterbericht diesmal recht behalten, der uns ab morgen eine stabile Schönwetterlage vorausgesagt hatte. Die ersten Urlauber waren bereits an den Strand zurückgekehrt.

Ich wollte grade aussteigen, als Tjark nach dem Tagebuch fragte.

»Gibst du mir jetzt das Buch? Ich möchte es endlich lesen.«

»Was? Jetzt, wo wir angelegt haben?«

»Warum nicht? Hier sind wir wenigstens ungestört.« Wir setzten uns dicht nebeneinander auf den Boden des Bootes und ich gab Tjark Henrikes Tagebuch. Zuerst tat er sich schwer, was das Lesen ihrer Schrift anging, und ich musste immer wieder Hilfestellung geben. Doch dann hatte er den Bogen raus und wurde still. Seite um Seite las er aus ihrem Leben. Ich lehnte mich zurück und schloss die Augen. Die Sonne wärmte mein Gesicht.

»Krass«, murmelte Tjark zwischendurch und ich wusste, er war genauso entsetzt wie ich.

Schließlich legte er das Buch aus der Hand und sah mich an.

»Meinst du, der letzte Eintrag ... glaubst du, sie ist danach gestorben?«

»Ich glaube schon«, sagte ich. Dann waren wir beide still.

»Ich bin sicher, dass Hasselreuther für ihren Tod verantwortlich war«, fing Tjark wieder an. »Er hat ihr gedroht und zwei Tage später war sie tot. Ich wünschte, wir wüssten, was damals in dieser Nacht wirklich geschehen ist. Dann könnten wir die Sache nach all den Jahren womöglich aufklären. Vielleicht könnten wir beweisen, das Hasselreuther nicht der edle Wohltäter war, für den ihn alle Welt hält. Sondern dass er über Leichen ging, um sich vor seinen Kollegen zu profilieren, und Straßenkinder und Waisen als Versuchskaninchen missbraucht hat, die er nach ihrem Tod entsorgt hat wie Müll, nur um seine Forschung voranzutreiben. Und dass er für den Brand verantwortlich ist, bei dem Henrike ums Leben kam, und nicht sie selbst, wie er aller Welt weismachen wollte.«

Tjark hatte sich richtig in Rage geredet und mein Herz flog ihm dafür zu.

»Letzte Nacht waren die Geister der Kinder in meinem Zimmer.«

Tjark sah mich erstaunt an, aber er lachte nicht. Er glaubte mir.

»Die Geister der Kinder?«

Ich erzählte ihm, dass ich Henrike gerufen hätte, weil ich mir Sorgen gemacht hatte, nachdem sie bei dem Angriff so plötzlich verschwunden war.

»Statt Henrike kamen die Kinder. Sie huschten als Schatten an meinem Bett vorbei und verschwanden in dem Spiegel, den du mir gebracht hast. Dabei riefen sie mir etwas zu. Leider konnte ich nur einzelne Worte verstehen.«

»Und was waren das für Worte?«, wollte Tjark wissen.

»*Mitkommen, zeigen dir, bitte und tot*«, wiederholte ich die Worte der Kinder.

»Ist dir klar, was die Kinder von dir verlangen?«

»Natürlich ist mir das klar. Man kann es

kaum missverstehen«, antwortete ich zickig. »Aber ich habe Schiss, das letzte Wort war immerhin *tot*. Trotzdem käme ich mir wie ein Verräter vor, wenn ich nicht mit ihnen gehen würde. Vielleicht bin ich ihre letzte Hoffnung, endlich Ruhe zu finden. Schließlich haben sie mich gebeten, ihre Seelen zu retten.« Tränen traten mir in die Augen. »Ich kann sie nicht im Stich lassen, Tjark. Ich muss noch einmal zurück in die Anstalt und ich wäre froh, wenn du dabei wärst.«

»Ich bin dabei«, sagte er sofort. »Du kannst dich auf mich verlassen.« Dann grinste er schon wieder. »Ich wollte mich schon immer einmal mit richtigen Geistern unterhalten.«

»Das kannst du sicher haben.« Ich ließ mich zurücksinken. Tjark rutschte zu mir herüber und nahm mich in seine Arme. Wir lagen ganz nah beieinander. Es war nicht unbedingt bequem, aber es war sehr, sehr aufregend. Ich fühlte, wie seine Hand sich langsam vortastete. Doch plötzlich wurde ich unruhig, es war so ein

unbestimmtes Gefühl von Gefahr. Ich verfüge über einen siebten Sinn, was das angeht, also setzte ich mich auf, und tatsächlich: Da stand er, mitten auf unserer Privattreppe, und ließ den Blick schweifen. Mein Vater! Er hatte schon immer ein Händchen dafür, genau in den Momenten aufzutauchen, in denen man ihn am wenigsten gebrauchen konnte.

»Mein Vater«, raunte ich Tjark zu und brachte hastig mein T-Shirt in Ordnung. Schnell rückten wir auseinander, da war er schon bei uns. »Naaaa, ihr zwei Turteltauben? Ich hoffe, ich störe nicht.« Das wäre ihm sicher nicht so locker über die Lippen gekommen, wenn er zwei Minuten später gekommen wäre.

»Deine Mutter schickt mich. Wir wollen grillen. Tjark, möchtest du mit uns essen?«

»Gern«, stammelte Tjark. Er hatte sich noch nicht von dem Schrecken erholt, dass urplötzlich mein Vater aufgetaucht war.

»Mein Vater beherrscht die Hit-&-Run-Technik«, flüsterte ich, während wir in

gebührendem Abstand hinter ihm hergingen. »Er taucht plötzlich auf, bellt seine Nachricht heraus, macht auf der Hacke kehrt und schon ist jede Stimmung im Eimer. Aber das Allerschlimmste daran ist, dass er es überhaupt nicht merkt. Es ist jedes Mal wieder peinlich.«

»Du brauchst dich nicht für ihn zu entschuldigen«, flüsterte Tjark zurück. »Meine Mutter hat diese Technik erfunden.«

Die beiden Reiter waren ebenfalls von ihrem Ausritt zurück und Joschi lag in der Hängematte. Als wir an ihm vorbeigingen, fing er an zu stöhnen: »Autsch, aah, aua, Anna! Bringst du mir gleich ein Würstchen mit Ketchup und Brot?«

Ich blieb stehen. »Warum holst du es dir nicht selbst?«

»Oh, männo! Weil ich nicht laufen kann.«

»Bist du vom Pferd gefallen?«

»Nein, aber mir tut der Po weh, und deshalb kann ich mir kein Würstchen holen.«

»Du kannst dir kein Würstchen holen, weil dir der Hintern wehtut?«, fragte ich ungläubig.

»Du konntest gestern auch nicht laufen.«

»Mir tat der Fuß weh und nicht der Hintern, du Schlaumeier.«

Jetzt kam meine Mutter herüber. In der einen Hand hatte sie einen Würstchenteller, in der anderen ein Glas Saft. Joschi sah mich triumphierend an.

»Du bedienst ihn, weil ihm der Hintern wehtut?«

Meine Mutter lachte. »Nun sei mal nicht so missgünstig, Anna. Joschi hat sich beim Reiten wacker geschlagen, er ist nicht einmal vom Pferd gefallen. Aber nun ist sein Po wund. Er kann nicht sitzen und das Gehen tut auch ziemlich weh.«

Joschi nickte und biss zufrieden in sein Würstchen.



## 20. KAPITEL

Nach dem Essen machten Tjark und ich einen Spaziergang, behaupteten wir zumindest. Tatsächlich wollten wir ungestört besprechen, was als Nächstes zu tun war und ob wir es wirklich wagen sollten, die Anstalt noch einmal aufzusuchen.

Wir setzten uns auf die Stufen unserer »Privattreppe« und schauten über die Ostsee.

Das Wasser glitzerte tiefblau, winzige Schaumköpfe tanzten auf den Wellen und wäre ich nicht bereits so tief in das Schicksal der Waisenkinder verstrickt gewesen, hätte es sicher ein richtig chilliger Abend werden können.

Jetzt aber überlegten wir. Uns war klar, dass wir uns nicht einfach aus der Verantwortung stehlen konnten. Schließlich waren wir die Einzigen, die dieses Verbrechen aufklären konnten. Einen Rückzieher zu machen wäre einfach feige gewesen. Wir mussten den Weg zu Ende gehen.

»Okay«, sagte ich und stand auf. »Wenn ich schon zurück in die Anstalt muss, dann lass uns lieber sofort gehen, bevor es dunkel wird.«

Tjark nickte und erhob sich ebenfalls. Dann zögerte er. »Sollten wir nicht etwas mitnehmen? Silberkugeln vielleicht oder ein Kruzifix, Weihwasser ...?«

Er schien tatsächlich nervös zu werden. »Eine Taschenlampe könnte nützlich sein«, sagte ich

praktisch. »Meinen Hexenstein habe ich dabei.«

Tjark hatte eine Taschenlampe in seinem Boot. Wir holten sie und näherten uns der Anstalt von der Seeseite her. Also auf genau demselben Weg, den auch Henrike gewählt hatte. Das erschien uns geschickt und außerdem mussten wir auf dieser Strecke nicht noch einmal an meinen Eltern vorbei.

Die Lücke im Zaun war glücklicherweise noch vorhanden. Nacheinander schlüpften wir hindurch und ich betrat das Grundstück zum ersten Mal bei Tageslicht. Während wir auf das Haus zugingen, meinte ich, hinter einem der Fenster im ersten Stock eine Bewegung zu sehen. Natürlich konnte ich mich täuschen, viel wahrscheinlicher war jedoch, dass man uns erwartete.

Eine Gänsehaut kroch mir über den Rücken.

Durch den Brand standen die großen Türen der Veranda offen. Glassplitter lagen über den ganzen Boden verteilt, sie sahen aus wie eine

Pfütze aus Glas. Dunkle Flecken am Boden zeigten den Einsatz von Löschwasser. Der imposante Kronleuchter war mit klebrigem Ruß verschmiert, genau wie die Wände und Türen. Über allem schwebte der penetrante Geruch nach nassem, verbranntem Holz.

Vorsichtig stiegen wir über die Glassplitter und verkohlten Reste der Vorhänge hinweg und gingen dann weiter, über die breite Treppe, nach oben in den ersten Stock.

Hier hatte das Feuer kaum Schaden angerichtet. In der Galerie öffnete ich eine schwere Tür, direkt gegenüber der Treppe. In meiner Erinnerung lag dahinter der lange Flur mit den vielen Fenstern, die allesamt auf die Ostsee hinausblickten. Und genauso war es – wir schlüpften hinein. Die Abendsonne kam hinter den dunklen Wolken heraus und ließ das Meer hell aufleuchten. Es war, als wollte sie uns Mut machen, trotz all der Dunkelheit und Verzweiflung, die uns hier erwarteten, nicht aufzugeben.

Genau das schien auch Tjark zu denken, denn er sagte: »Sieht so aus, als will uns jemand da draußen zeigen, dass es auch Licht und nicht nur Schatten gibt.«

Wir gingen bis an das Ende des Flurs, dann zögerte ich. Ich konnte mich beim besten Willen nicht mehr daran erinnern, durch welche der vielen Türen ich gegangen war.

»Wir sollten hier auf die Kinder warten«, sagte ich. Ich lehnte mich mit dem Rücken gegen die Wand und rutschte daran herunter.

Tjark hockte sich neben mich. »Vielleicht kommen sie nicht, wenn ich dabei bin«, meinte er.

»Versuch jetzt bloß nicht, dich zu drücken«, zischelte ich ängstlich.

»So ein Quatsch!« Er war mindestens so nervös wie ich.

Hatte ich letzte Woche noch über Tjark gelacht, als er den Friedhofsgeist gerufen hatte, war ich es diesmal selbst, die leise damit anfing.

»Kinder!«, rief ich. »Kinder, wir sind hier!« Alles blieb still. »Wir sind gekommen, um euch zu helfen!«, versuchte ich es noch einmal. »Ihr wollt mir etwas zeigen!« Nichts. Wir warteten. Eine Minute ... zwei ...

Tjark stand auf und reckte sich. »Okay. Es war einen Versuch wert.« Man konnte die Erleichterung in seiner Stimme deutlich hören.

Da fühlte ich einen Lufthauch. Er streifte mich kurz und war schon wieder fort. Gleichzeitig schob sich eine Wolke vor die Sonne.

»Warte einen Moment«, flüsterte ich. »Ich glaube, sie sind hier.«

Tjark hielt in seiner Bewegung inne und lauschte.

Da! Erneut wehte etwas an mir vorbei.

»Hast du das gespürt?« Tjark nickte.

Einer plötzlichen Eingebung folgend, tastete ich nach dem Hexenstein an meinem Hals. Ich hielt ihn dicht vor mein linkes Auge und schaute durch das Loch in der Mitte. Was ich

nun sah, erschreckte mich derart, dass ich den Stein sofort wieder sinken ließ.

»Sie sind da«, sagte ich gepresst. »Es sind viele!«

Stumm reichte ich Tjark den Stein. An seinem Gesichtsausdruck konnte ich ablesen, dass er die Kinder ebenfalls sah.

Es waren große und kleine Kinder. Jungen und Mädchen. Sie standen uns in einem Pulk gegenüber und sahen uns misstrauisch an. Ihre Gesichter waren hohlwangig und ausgezehrt, die Augen lagen tief in den Höhlen. Manche waren von ihrer schweren Krankheit entstellt, hatten Ausschlag oder waren verkrüppelt.

Sie sahen so elend aus, dass ich am liebsten um sie geweint hätte. Jetzt, hier auf der Stelle und obwohl sie uns eher abweisend anschauten.

Tjark war ebenfalls entsetzt. »Meinst du ...«, flüsterte er, »sie können gefährlich werden?«

»So ein Quatsch«, brummte ich. Das war nun wirklich das Letzte, was mir bei diesen

armen, elenden Kindern in den Sinn kam. Mit milder Stimme fuhr ich an die Kinder gewandt fort: »Habt keine Angst!«

Tjark sah mich an. »Gilt das mir?«, flüsterte er.

Ich beachtete ihn nicht weiter. »Wir sind gekommen, um euch zu helfen, aber dazu müssen wir wissen, was damals geschehen ist. Erinnert ihr euch? Was ist mit euch und Henrike passiert? Wo ist Henrike jetzt?«

Es blieb eine Weile still, dann setzte ein Rauschen ein. Ein Rauschen, wie ich es schon gestern Nacht in meinem Zimmer gehört hatte.

Stimmen redeten durcheinander. Sie klangen schroff. Ich konnte jedoch nicht verstehen, was sie sagten.

Ich sah Tjark an. »Hörst du das?«

»Man kann es nicht überhören«, antwortete er gereizt. »Leider ist kein Wort von dem, was sie sagen, zu verstehen. Sie reden alle durcheinander.«

Und dann tat er etwas Erstaunliches. Er trat

einen Schritt vor und hob die Hand.

Durch meinen Stein sah ich, wie die Kinder sich duckten und zurückwichen. Das konnte Tjark nicht sehen.

»Ihr braucht keine Angst zu haben«, rief ich schnell.

»Danke.« Tjark sah mich an. Mit der Stimme eines Schulmeisters fuhr er fort: »Ich möchte euch helfen. Dazu ist es nötig, dass wir miteinander kommunizieren.«

Ich behielt die Kinder im Auge. Sie blickten Tjark verständnislos an.

»Sie verstehen dich nicht«, gab ich meine Eindrücke weiter. »Du musst mit einfachen Worten sprechen.«

»Okay«, fing Tjark noch einmal an. »Wir müssen reden, deshalb sprecht bitte einzeln mit uns. Einer nach dem anderen. Nicht durcheinander. Wir können euch sonst nicht verstehen.«

Ich beobachtete die Kinder. Sie sahen sich an und tuschelten miteinander.

Dann setzte abermals dieses Rauschen ein und wieder überlagerten sich ihre Stimmen. Doch diesmal sprachen sie langsamer. So langsam, dass wir einzelne Worte verstehen konnten: Alle gemeinsam ... können nicht einzeln ... zeigen euch ...

Tjark sah mich an. »Hast du etwas verstanden?«

Ich wiederholte die Worte.

»Das habe ich auch herausgehört. Ich schätze, es soll heißen, dass sie nur im Chor mit uns sprechen können. Was eine Unterhaltung nicht unbedingt einfacher macht.«

»Vielleicht müssen wir gar nicht viel reden«, sagte ich. »Schließlich wollten sie uns hauptsächlich etwas zeigen.« Ich verspürte einen Lufthauch.

Tjark nahm mir den Hexenstein aus der Hand und sah hindurch.

»Sie sind weg!«, rief er.

Ich riss ihm den Stein aus der Hand.

Verdammtd, der Flur war leer. Linker Hand stand allerdings eine Tür auf. Das hätte uns auch ohne Stein auffallen können.

»Komm!«, rief ich Tjark zu. »Ich glaube, sie sind hinter der offenen Tür.«

Wir betraten einen Raum, der früher wohl einmal ein Krankenzimmer gewesen war. Es standen noch immer die alten Bettgestelle und Waschschrüppeln herum.

Und da waren auch die Kinder. Sie hatten auf uns gewartet, bis wir den Raum betraten, dann verschwanden sie durch eine weitere Tür an der Stirnseite des Raumes. Wir folgten ihnen.

Sie führten uns, genau wie Henrike, über Flure und Treppen, mal nach links, dann nach rechts, sodass ich schon bald die Orientierung verloren hatte. Schließlich betraten wir einen Raum, an dessen Ende ein riesiger, goldgerahmter Spiegel hing. Er reichte von der Zimmerdecke bis zum Boden und bedeckte beinahe die ganze Wand. Seine Oberfläche war rissig und von blinden Flecken übersät.

Die Kinder hatten sich vor dem Spiegel versammelt und warteten, bis wir herangetreten waren. Dann machten sie uns ein Zeichen, ihnen zu folgen. Einer der Jungen legte seine Hand auf die Oberfläche des Spiegels und das Glas fing an, sich zu kräuseln, wie Wasser auf einem See.

Ein Kind nach dem anderen stieg hinein. Zuletzt machte der Junge uns ein Zeichen, ebenfalls in den Spiegel zu steigen.

Ich zögerte. Wer konnte schon sagen, was uns auf der anderen Seite erwartete?

Tjark gab mir einen sanften Stoß. »Wenn schon ... denn schon«, murmelte er.

Der Junge hielt seine Hand geduldig weiter auf der Oberfläche des Spiegels.

Ich gab mir einen Ruck und kletterte hinein. Tjark und der Junge folgten mir.

Zuerst war alles dunkel, doch schon bald gewöhnten sich meine Augen daran und ich konnte Umrisse von einzelnen Möbelstücken

ausmachen. Die Kinder, die uns umringten, öffneten die nächste Tür und wir waren mitten im Geschehen. Es war, als hätten wir eine Zeitreise gemacht. Wir standen auf einem Klinikflur des 19. Jahrhunderts.

Patienten saßen, in Decken gehüllt, auf langen Balkonen. Schwestern mit weiten Röcken und gestärkten Hauben eilten über die Flure. Niemand nahm von uns auch nur im Geringsten Notiz, anscheinend waren wir für die Menschen hier unsichtbar. Ein alter, gut gekleideter Herr ließ sich von einer Schwester in hohem Tempo über den Gang schieben.

Ich hatte nicht den Hauch einer Chance, ihm auszuweichen, und so fuhren sie direkt durch mich hindurch. Außer einem Luftzug spürte ich nichts.

Tjark sah mich an und grinste. »Cool!«, sagte er.

Die Kinder führten uns weiter in einen anderen Teil der Anstalt. Überrascht sah ich mich um.

Es war ein Unterschied wie Tag und Nacht. Man konnte die Hoffnungslosigkeit, die sich in diesen Räumen eingenistet hatte, fast mit den Händen greifen, so gegenwärtig war sie.

Ein kleines Mädchen in einer grauen Kittelschürze rutschte auf Knien über den Boden und schrubbte den Flur. Immer wieder hielt es inne und blies in seine roten Hände. Das Wasser in dem großen Zinneimer musste eiskalt sein.

Außer ihr war kein Personal zu sehen. Die Einrichtung war abgenutzt und karg. Der Putz schälte sich von den Wänden. Außerdem war es hier wesentlich kälter als in dem Teil der Anstalt, in dem wir uns zuerst befunden hatten. Ein Blick aus dem Fenster zeigte mir, dass Winter war.

Februar 1884, schoss es mir durch den Kopf.

In dem Krankenzimmer, in das die Kinder uns führten, standen sechs Betten dicht nebeneinander. Die Kinder, die darinlagen, wirkten so klein und zerbrechlich, als wären sie

aus Glas. Man sah ihnen an, dass sie sehr krank waren. Manche husteten, andere warfen sich im Fieber unruhig hin und her. Ich biss mir so fest auf die Lippen, dass ich Blut schmeckte.

Am letzten Bett standen zwei Männer. Einer von ihnen trug einen weißen Kittel und hatte sich mit einem hölzernen Stethoskop über ein Kind gebeugt. Der Mann neben ihm trug die derbe Kleidung eines Arbeiters. Noch bevor der Mann im weißen Kittel sich aufrichtete, wusste ich, wen ich vor mir hatte.

Ein Blick auf Tjark genügte, um zu wissen, dass auch er den Mann erkannte, denn er ballte wütend die Fäuste.

Doktor Hasselreuther richtete sich auf und strich sich durch die dunklen Haare.

»Verdammte«, zischte er so laut, dass wir ihn gut verstehen konnten. »Sie ist tot. Dabei war ich absolut sicher, Fortschritte zu machen. Sie wirft meine Arbeit um Monate zurück!« Wütend warf er das Stethoskop auf das Bett. »Schaff sie

weg, Hans«, sagte er. »Morgen bringst du mir neue Kinder. Hörst du? Ich werde daraus geeignetes Material heraussuchen!«

Das also war Hans. Grobschlächtig, dumpf und gewalttätig. Er nickte. Der Doktor verließ den Raum und was wir dann mit ansehen mussten, war fast mehr, als ich ertragen konnte. Hans wickelte das tote Mädchen in eine grobe, braune Decke, warf es sich wie einen Sack über die Schulter und verschwand.

Ich wollte das nicht sehen, wollte weinen, schreien, einfach weg! Aber da erhob sich wieder das Rauschen und aus dem Stimmgewirr hörte ich die Worte: ... *nicht traurig ... Janna anders helfen ...*

Ich drehte mich zu den Kindern um. Erst jetzt wurde mir bewusst, dass ich sie hier auch ohne Stein sehen konnte. Aus ihrer Mitte löste sich ein kleines Mädchen, vielleicht sechs oder sieben Jahre alt, und lächelte mich schüchtern an.

Für einen winzigen Augenblick blieb mein

Herz stehen. Vor mir stand das Mädchen, das eben in diesem Bett gestorben war. »Janna?«, flüsterte ich.

Das Mädchen nickte und lächelte noch immer. Dann winkte sie mir zu und verschwand wieder in der Gruppe der Kinder.

»Was machen sie mit euch, nach eurem Tod?«, fragte Tjark plötzlich. »Wo bringen sie euch hin? Habt ihr keine Eltern?« Er sah mich an. »Blöde Frage!«, murmelte er.

Die Kinder nahmen uns in ihre Mitte und diesmal war es kein Lufthauch, der uns traf, sondern ein kräftiger Wind. Menschen, Räume, Türen, all das rauschte an uns vorbei. Dann ließ der Wind plötzlich nach und wir befanden uns in einem engen Tunnel.

Vor uns ging ein Mann. Hans. Er trug die tote Janna, noch immer in eine Decke gewickelt, bis an das Ende des Gangs. Dort machte er sich an einer eisernen Tür zu schaffen. Schließlich trat er mit ganzer Kraft dagegen und sie sprang auf.

Mit einem Schwall traf mich die salzige Luft der Ostsee. Ich hörte Möwen schreien und das Rauschen des Meeres. Dann mussten wir beobachten, wie Hans die kleine Janna durch die Tür ins Meer warf. Einfach so, wie ein Bündel Lumpen.

»Die Luke in den Klippen«, flüsterte ich.

»Die starke Strömung zieht sie aufs Meer hinaus«, antwortete Tjark.

Danach schloss Hans die Luke wieder und schlurfte durch uns hindurch, zurück an seine Arbeit.

Erneut nahmen uns die Kinder in ihre Mitte. Es rauschte. Raum und Zeit flogen an uns vorbei und wir standen wieder im Armenflügel der Anstalt.

Diesmal war es dunkel. Aus einer geöffneten Tür fiel das warme Licht einer Petroleumlampe auf den Flur. Wir schauten ins Zimmer. An einem Schreibtisch saß eine junge Frau in Schwesterntracht und las aufmerksam in einer

Art Geschäftsbuch, das vor ihr auf dem Tisch lag.

Ich erkannte Henrike sofort. Sie schien hoch konzentriert. Nach einer Weile schlug sie das Buch zu und verließ den Raum. Wir folgten ihr in ein Krankenzimmer, in dem ebenfalls sechs Betten standen. Fünf davon waren belegt. Henrike zündete eine Lampe an und ging von einem Bett zum nächsten. Die Kinder schliefen. Behutsam fühlte Henrike ihnen die Stirn und deckte sie zu. Ein kleiner Junge erwachte von ihrer Berührung und bat um etwas zu trinken. Henrike strich ihm über die verschwitzte Stirn und gab ihm etwas Wasser aus einer Schnabeltasse. Liebevoll stützte sie den mageren kleinen Körper. Als sie den Raum wieder verlassen wollte, bat der Junge, sie solle das Licht anlassen. »Bitte, lass das Licht an, Henrike. Ich habe solche Angst im Dunkeln.« Henrike zögerte einen Moment. »Na gut«, sagte sie dann. »Ich lasse das Licht an, aber nur so lange, bis du eingeschlafen bist.

Dann komme ich wieder und lösche es. Du weißt doch, dass der Doktor verboten hat, Licht in die Krankenzimmer zu stellen.« Henrike hatte eine warme, ruhige Stimme. Dann verließ sie den Raum. Wir begleiteten sie zurück in das Schwesternzimmer, wo sie sich sogleich hinter den Schreibtisch setzte und das Buch wieder aufschlug. Sie blätterte vor und zurück, verglich die Seiten. »Dieser Schuft!«, hörten wir sie murmeln. »Er hat alles wie ein Krämer aufgezeichnet.«

Plötzlich öffnete sich am Ende des Flurs eine Tür und eine hochgewachsene, dunkle Gestalt kam herein.

Ein Schauer lief mir über den Rücken.

Doktor Hasselreuther ging zielstrebig auf das Schwesternzimmer zu, in dem Henrike noch immer versunken in den Aufzeichnungen las.

So als würde er etwas ahnen, verlangsamte er auf einmal sein Tempo. Auf Zehenspitzen, den Spazierstock unter den Arm geklemmt, schlich er sich an. Henrike hatte ihn noch nicht

bemerkt. Ich wollte schreien, um sie zu warnen. Da sprang Hasselreuther um die Ecke.

Henrike zuckte erschrocken zusammen und schlug das Buch zu.

»Woher hast du dieses Buch? Wer zum Teufel hat dir erlaubt, meine Aufzeichnungen zu lesen?«, fuhr Hasselreuther sie an.

Henrike war weiß wie die Wand. »Es lag hier ...«, versuchte sie sich zu verteidigen. »Ich schwöre ...!«

»Du lügst!«, unterbrach der Doktor sie herrisch.

»Du hast das Buch aus meinem Labor gestohlen. Du bist eine Diebin!«

Henrike rang die Hände und schüttelte den Kopf, kein Wort kam über ihre Lippen.

Hasselreuther wurde immer wütender. »Weißt du, was man mit Dieben macht? Man hackt ihnen die Hand ab und wirft sie ins Zuchthaus. Ich werde dafür sorgen, dass man dich genau dorthin bringt!« Henrike keuchte. Der Doktor holte tief Luft und richtete sich auf.

»Habe ich euch Dummköpfen nicht verboten, mein Labor zu betreten? Mein Labor!« Er wartete. »Hat es dir etwa die Sprache verschlagen? ... Rede gefälligst!« Und um seinen Worten Nachdruck zu verleihen, hob Hasselreuther seinen Spazierstock und ließ den schweren silbernen Knauf auf den Schreibtisch niedersausen. Das Holz splitterte. Henrike wurde ganz klein vor Angst. Hasselreuther sah sie hasserfüllt an. Ihre Passivität schien ihn immer mehr in Rage zu versetzen.

»Ich frage dich zum letzten Mal! Woher hast du das Buch?« Seine Stimme wurde gefährlich leise. »Sprich, Mädchen!«

Henrike straffte die Schultern, hob das Kinn und stand auf. Sie sah dem Doktor gerade ins Gesicht. »Ich habe Ihr Buch nicht gestohlen, denn ich bin keine Diebin«, sagte sie ruhig und laut. »Aber ich habe in dem Buch gelesen. Ich weiß von ihren Experimenten an den Kindern. Ich weiß, wie gottlos sie dabei vorgehen. Es steht ja hier, schwarz auf weiß. Jeder kann es

lesen, denn Sie haben jeden Schritt, jeden >Materialverbrauch< akribisch festgehalten.« Sie spuckte diese Worte geradezu aus.

»Ich bin keine Diebin, Doktor. Aber Sie sind ein Mörder! Und ich werde dafür sorgen, dass die Welt davon erfährt und dass Sie ihre gerechte Strafe bekommen.«

Ich hielt die Luft an. Das war nicht klug! »Oh, Henrike«, wimmerte ich innerlich. Tjark neben mir fuhr sich mit beiden Händen verzweifelt über das Gesicht.

Henrike versteckte das Buch hinter ihrem Rücken. Dr. Hasselreuther grinste teuflisch. In seinen schwarzen Augen loderte ein gefährliches Feuer.

»Sososo«, sagte er in einem kleinen Singsang. »Du willst mich also herausfordern? Die dumme Bauerngöre gegen den genialen, hochgeschätzten Dr. Hasselreuther. Wohltäter der Armen. Unterstützer der Kirche. Heilsbringer der Menschheit.« Er lachte leise und es klang, als wäre er wahnsinnig. »Lütt

Matten will sich mit mir anlegen.«

Dann verengten sich seine Augen zu schmalen Schlitzen. Die Leichtigkeit war aus seiner Stimme verflogen.

»Gib das Buch raus!«, zischte er und schlug Henrike seinen Stockknauf gegen die Stirn. Henrike schrie auf. Blut lief aus der Wunde. Sie versuchte, dem Doktor auszuweichen, doch der setzte bereits nach. Der Schreibtisch, der sich zwischen den beiden befand, war Henrikes einziger Schutz. Wieder schlug er zu. Diesmal traf er sie am Arm. Henrike lief um den Schreibtisch, sie wollte versuchen zu entkommen. Der Doktor lachte, das Spielchen schien ihn zu amüsieren. Henrike sah aus wie ein gehetztes Reh. Panisch sah sie sich nach einer Fluchtmöglichkeit um. Die Fenster waren vergittert. Der einzige Ausweg war die Tür und davor stand Hasselreuther.

»Her mit dem Buch!«, schrie er. Und Henrike gab es ihm! Sie schleuderte ihm das Buch ins Gesicht. Im Reflex riss Hasselreuther die Arme

hoch und verlor seinen Stock. Diese Sekunde nutzte Henrike zur Flucht. Sie stieß ihren Peiniger zur Seite und stürzte auf den Flur.

Der Doktor setzte ihr nach und hatte sie gleich wieder erreicht. Er packte sie bei den Haaren und riss sie zu sich herum. Dann legte er seine Hände um ihren Hals. Henrike entwickelte ungeahnte Kräfte. Es gelang ihr, die Finger des Doktors zu lösen. Dann trat sie ihm mit ganzer Kraft gegen das Schienbein.

Hasselreuther brüllte auf. Jetzt war er wild wie ein gereizter Stier.

Henrike war verrückt vor Angst. Es gab keine Möglichkeit zur Flucht. Sie riss die Tür zum Krankenzimmer auf und schlüpfte hinein. Hasselreuther drängte nach. Sowie er im Raum war, packte er Henrike erneut an der Kehle. Er drückte zu. Es bestand kein Zweifel, der Arzt wollte das Mädchen erwürgen. Und diesmal schaffte Henrike es nicht, sich aus seinem Griff zu lösen. Sie ruderte mit den Armen und schlug wild um sich. Dabei stieß sie die

Petroleumlampe um, die sie für den kleinen Jungen hatte brennen lassen. Das Petroleum lief aus und entzündete sich sofort. Henrike sackte unter den Händen Hasselreuthers bewusstlos zusammen.

Es war entsetzlich. Dazustehen und zuzusehen, ohne die Möglichkeit zu haben, eingreifen zu können.

Tjark nahm mich in den Arm. Die Kinder blickten ausdruckslos. Vermutlich kannten sie diese Szene nur zu gut.

Ich hatte geglaubt, das Schlimmste sei überstanden. Doch als ich meinen Kopf vorsichtig von Tjarks Schultern hob, sah ich, dass es noch nicht vorbei war. Hasselreuther verließ eilig den Raum und zog die Tür hinter sich zu. Dann holte er einen Schlüsselbund aus seiner Jackentasche und schloss ab.

Im Zimmer breiteten sich währenddessen die Flammen aus. Dichter Qualm bildete sich, die Kinder husteten und am Boden kam Henrike

wieder zu sich. Ihr Rock hatte bereits Feuer gefangen, aber sie kümmerte sich nicht darum. Sie stand auf und taumelte zur Tür. Vergeblich versuchte sie, die Tür zu öffnen. Sie rüttelte an der Klinke, warf sich dagegen. Umsonst ...

»Machen Sie auf«, rief sie verzweifelt. »Wir verbrennen ... bitte ...!«

Die Flammen fraßen sich immer weiter durch ihre Kleidung.

Auf der anderen Seite stand Hasselreuther lässig gegen die Wand gelehnt. Ein grausames Grinsen verzog sein Gesicht. Ich hätte am liebsten hineingeschlagen.

Henrikes Situation war aussichtslos. Jetzt hatte auch ihre Haube Feuer gefangen. Da geschah etwas Seltsames. Es war, als wüsste Henrike, dass sie sterben muss. Auf einmal war sie ganz ruhig. Sie stand da und schien keinen Schmerz zu spüren.

Dann verfluchte sie Hasselreuther, ihren Mörder. Ganz klar und laut kamen die Worte über ihre Lippen: »*Ich verfluche dich, Eduard*

*Hasselreuther, für deine bösen Taten! Und ich verdamme deine Seele, auf ewig zwischen den Welten umherzuirren. Nie, niemals sollst du Ruhe finden. Der Fürst der Hölle soll sich deiner annehmen!«*

Dann hatten die Flammen Henrike verschluckt.

Doktor Hasselreuther ließ der Fluch kalt. Gelangweilt sah er auf seine goldene Uhr. Er wartete ein paar Minuten. Und erst als das Knistern der Flammen immer lauter wurde und das Feuer unter der Tür herausleckte, stieß er sich von der Wand ab. In Seelenruhe ging er zurück in das Schwesternzimmer, hob Stock und Buch auf und trat wieder hinaus auf den Flur. Dort rief er leise, wie zur Probe: »Feuer!«, und dann immer lauter: »Feuer! Feuer, es brennt!!«

Ohne uns Zeit zu lassen, das Gesehene zu begreifen, nahmen uns die Kinder schweigend in ihre Mitte. Wieder flogen Zimmer, Flure,

Orte an uns vorbei, doch diesmal erkannte ich auch Häuser und Bäume.

Die Kinder traten auseinander: Wir standen vor Henrikes Grab. Doch wie sah es hier aus? Der Grabstein war umgestürzt. Und Hunderte abgerissener Äste und Zweige türmten sich auf ihrem Grab.

Das inzwischen bekannte Rauschen setzte ein. Die Stimmen der Kinder riefen: »Gefangen!«, und immer wieder: »Gefangen!«, mehr nicht. Noch bevor wir Fragen stellen konnten, sammelten sie sich um uns. Die Welt rauschte vorbei, und als die Kinder ihren Kreis öffneten, standen wir wieder vor dem goldenen Spiegel. Allein. Die Geister der Kinder waren verschwunden und auch mein Hexenstein, den ich mir sofort vor die Augen hielt, zeigte keine Spur von ihnen.

Tjark räusperte sich. »He, das war krass«, stieß er heiser hervor und ich wünschte mir einen kurzen Moment, er hätte nichts gesagt. Doch Tjark sah das anders.

»Es war so ein schlimmes Gefühl, Hasselreuther zuzusehen, wie er Henrike in den Tod geschickt hat. Ich hätte ihm am liebsten die Fresse poliert.« Seine Stimme zitterte und ich legte ihm beruhigend die Hand auf den Arm.

»Lass uns erst aus der Anstalt verschwinden. Alles andere besprechen wir draußen.« Ich hatte Angst. Zu gut war mir mein letzter Besuch hier noch in Erinnerung.

Diesmal hatten wir Glück. Niemand hielt uns auf. Und dank Tjarks gutem Orientierungsvermögen fanden wir zügig den Weg nach draußen.

»Danke«, flüsterte ich, bevor wir das Sanatorium endgültig verließen. Und mir war, als spürte ich einen Lufthauch auf meinem Gesicht.



## 21. KAPITEL

Erstaunlicherweise war es noch hell, als wir nach draußen kamen. Ein Blick auf die Uhr zeigte, dass nicht mehr als eine knappe Stunde vergangen war.

Wir liefen bei meinen Eltern vorbei, nur um uns kurz zu zeigen, und gingen dann runter an den Strand. Dort setzten wir uns in Tjarks Boot, um über das Erlebte in Ruhe

nachzudenken. Zuerst waren wir stumm. Ich fühlte aber deutlich, dass ich darüber reden musste, wenn ich nicht wollte, dass mich dieses bedrückende Gefühl für immer gefangen hielt.

»Dieses Schwein!«, sagte ich deshalb. Vielleicht etwas seltsame Worte, ein Gespräch zu beginnen, aber es war das, was ich in diesem Moment fühlte.

Tjark nickte. »Er ist ein Monster.«

»Ich bekomme die Bilder der Kinder nicht aus meinem Kopf.« Tränen traten mir in die Augen. Tjark zog mich zu sich heran und nahm mich in den Arm.

»Ich weiß«, sagte er. »Aber es ist vorbei. Schon seit mehr als hundert Jahren. Stell dir vor, du hättest einen Film gesehen. Wir dürfen ...«

»Es war kein Film«, sagte ich düster.

»Dokumentarfilm ...?«, warf Tjark schüchtern ein.

»Henrike und die Kinder sind wirklich

gestorben! Und Schuld daran war dieser Mistkerl!«

»Aber vor langer Zeit«, sagte Tjark. »Wir sollten lieber überlegen, wie es jetzt weitergeht. Wie wir ihnen helfen können. Schließlich haben uns die Kinder diese Bilder nicht umsonst gezeigt. Sie zählen auf uns. Sie wollen, dass wir Hasselreuthers Verbrechen öffentlich machen. Dass wir der Welt erzählen, wer er wirklich war.«

»Ihre Seelen finden keine Ruhe, solange dieser Kerl als Held und Gutmensch verehrt wird«, sagte ich.

Tjark nickte. »Genau! Die Frage ist nur, wie stellen wir es an? Wir können uns wohl schlecht auf den Marktplatz stellen und brüllen: *Achtung, Achtung! Alle mal herhören! Der von uns allen so verehrte Dr. Hasselreuther war ein Mörder!* Und genauso wenig können wir beim Bürgermeister vorsprechen und ihn bitten, Hasselreuther als Ehrenbürger von Qual rauszuschmeißen, Straße, Apotheke und Schule

umzubenennen, nur weil uns die Geister der von ihm getöteten Kinder darum gebeten hätten.«

»Wir haben das Tagebuch«, machte ich einen Versuch.

»Ach ja!«, fuhr er mich schärfer an, als er vermutlich wollte. »Und was steht drin in diesem Tagebuch? Lauter Vermutungen! Sie wusste ja selber nicht einmal, was genau sie beobachtet hat. Den Typhuserreger kannte man nicht. Damals hat man Henrike nicht geglaubt und heute würde man sie auch nicht ernst nehmen.«

Ich nahm ihm das Anblaffen nicht krumm, er fühlte sich eben hilflos, genau wie ich.

»Sie war eben nur Pflegerin und er war Arzt«, meinte ich resigniert.

»Wir brauchen Beweise«, sagte Tjark, als hätte er mich überhaupt nicht gehört. »Beweise und keine Spukgeschichten.«

»Dann müssen wir Hasselreuthers Aufzeichnungen finden«, sagte ich bestimmt.

Tjark sah mich skeptisch an. »Du glaubst, dass sie nach hundert Jahren noch existieren?«

»Ich bin ganz sicher.« Was absolut nicht stimmte. »Wir haben doch gesehen, wie Hasselreuther das Buch an sich genommen hat. Es ist also nicht verbrannt. Ein so besessener Wissenschaftler trennt sich lieber von seiner linken Hand als von seinen Aufzeichnungen!«

»Da könntest du recht haben«, meinte Tjark nachdenklich. »Dann müssen wir diese nur noch finden. Vielleicht kann Henrike uns ja ein paar wertvolle Tipps geben.« Er lachte. Ich fand das weniger lustig, denn seit Henrike vor meinen Augen angegriffen wurde und verschwunden war, machte ich mir Sorgen um sie, obwohl sie ein Geist war.

»Dazu müssen wir sie erst einmal finden«, sagte ich.

»Sag bloß, du hast es nicht kapiert! Wenn ich die Kinder richtig verstanden habe, hat Hasselreuther sie in ihrem Grab eingesperrt!«

Ich sah Tjark, wenn auch widerwillig,

bewundernd an. Natürlich, weshalb war ich nicht selber darauf gekommen?

Die Kinder hatten uns nicht umsonst zu ihrem Grab geführt und *gefangen* gerufen. Manchmal stehe ich wirklich auf dem Schlauch.

»Okay!«, sagte ich. »Also heißt das für uns: zuerst Henrike befreien! Dann Hasselreuthers Aufzeichnungen finden! Aber wie befreit man einen Geist?«

»Vielleicht hat der Doktor sie ja wie einen Dschinn in eine Flasche gesteckt«, schlug Tjark vor. »Dann wäre die Sache ganz einfach. Vielleicht hat er sie aber auch in ihren Sarg gesperrt. Dann müssten wir ... graben!«

Ich sah Tjark entsetzt an. »Spinnst du? Ich buddel doch keine Särge aus. Es muss noch eine andere Möglichkeit geben. Vielleicht hat dein Uropa ja noch eine gute Idee.«

»Goedeke Hein!«, rief Tjark da. »Wir müssen den alten Zausel noch einmal befragen.«

Ich verzog das Gesicht. Hörte das denn niemals auf? Ich meine, immerhin war ich hier,

um Urlaub zu machen. Um mich zu erholen! Und nicht, um auf Gräbern rumzustolpern und Geister zu befragen.

»Also: erstens – Goedeke Hein befragen, zweitens – Henrike befreien ...«

»Drittens – die Welt retten«, fiel ich Tjark ins Wort. »Hey, ist das nicht eine Aufgabe für Spiderman?«

Wir grinsten beide.

»Drittens«, fuhr Tjark unbirrt fort, »Hasselreuthers Aufzeichnungen suchen und viertens – beweisen, was für ein Verbrecher er war.« Tjark holte Luft: »Klingt, als müsstet ihr euren Urlaub verlängern.«

»Oder als müssten wir einfach nur unheimlich schnell sein«, lachte ich schief.

Dann waren wir wieder still. Das Boot am Steg schaukelte sanft auf den Wellen und diese Bewegung war tröstlich und beruhigend für meine Nerven. In was waren wir nur hineingeraten?

»War bei den Kopien aus dem Stadtarchiv

eigentlich auch ein Grundriss dabei?«, fragte Tjark mitten in diese Stille hinein.

»Ich glaube schon. Warum fragst du?«

»Mir kam da gerade ein Gedanke«, sagte Tjark. »Wenn damals der Armenflügel durch das Feuer völlig zerstört wurde, hat man ihn vielleicht gar nicht wiederaufgebaut.«

»Und?«, fragte ich.

»Er ist dann weg!«

»Ach!«, sagte ich

Tjark wurde wieder munter. »Überleg doch einmal! Der Armenflügel wurde abgerissen, aber was ist noch da?«

Ich sah ihnverständnislos an.

»Der Keller!«, rief Tjark triumphierend.

»Wenn ich Hasselreuther wäre, würde ich meine Aufzeichnungen dort verstecken.«

»Wow«, sagte ich. »Wenn es wirklich einen Keller gibt.«

»Lass uns gleich in den Unterlagen nachschauen.« Tjark sprang auf, reichte mir die Hand und zog mich hoch. »Los, komm

schon, wir dürfen keine Zeit verlieren. Oder hast du vorhin nicht gesagt, dass wir ungeheuer schnell sein müssten?«

»Na ja, so schnell nun auch wieder nicht«, brummte ich. Ich fühlte deutlich, dass ich eine Pause brauchte.

Doch Tjark zerrte mich gnadenlos hinter sich her. Auf der Treppe zu meinem Zimmer hätten wir beinahe Joschi und einen fremden Jungen über den Haufen gerannt.

»He, passt doch auf«, rief Joschi. Und dann: »Ihr habt es aber eilig!« Ich wusste, was jetzt kam. »Ihr wollt wohl bei Anna im Zimmer knutschen. Stimmt's? Schmatz, schmatz, schmatz!«

Ich knallte die Tür zu. Kleine Brüder kann ich wirklich niemandem empfehlen.

Tjark setzte sich auf mein Bett und ich holte die Unterlagen aus der Schublade meines Nachtschranks heraus. Es war tatsächlich ein Grundriss der Anstalt dabei und es war, wie Tjark vermutet hatte: Heute hatte der

Grundriss die Form des Buchstaben L. Zu Henrikes Zeiten war der Grundriss ein E, in dem der mittlere Strich fehlte. Der Flügel an der Nordseite war verschwunden.

»Deine Vermutung war richtig«, sagte ich anerkennend.

»Und ich wette, die Sache mit dem Keller stimmt auch«, antwortete Tjark. »Blätter mal um und sieh nach, ob es auch einen Grundriss vom Keller gibt.«

Den gab es und man sah darauf deutlich, dass auch der abgebrannte Nordflügel unterkellert war.

»Ich bin stolz auf dich!« Tjark beugte sich zu mir herüber, um sich seine Belohnung abzuholen, da hörten wir vor der Tür Gemurmel.

»Mein Bruder«, flüsterte ich.

Tjark stand leise auf und schlich zur Tür. Mit einem Ruck riss er sie auf und Joschi und sein neuer Freund purzelten ins Zimmer. Sie hatten abwechselnd durch das Schlüsselloch geguckt.

»Du kleiner Stinker!«, schrie ich, schnappte mir ein Kissen und drosch auf meinen kleinen Bruder und seinen Freund ein. Tjark ließ sich nicht lange bitten und unterstützte mich nach Leibeskräften. Die beiden hatten keine Chance. Sie quiekten und schrien, aber wir kannten kein Erbarmen.

Von mir aus hätte es noch eine Stunde so weitergehen können, doch das Geschrei der beiden Schlümpfe rief meine Mutter auf den Plan.

»Was ist hier los!?!«, rief sie.

Natürlich hörten wir sofort auf, die beiden mit den Kissen zu bearbeiten.

»Nichts«, sagte ich harmlos.

»Doch!«, schrie Joschi. »Anna und Tjark haben uns mit den Kissen verprügelt.«

»Quatsch«, sagte ich.

»Doch, das habt ihr, nicht Marcel?« Marcel nickte. »Und nur weil ihr knutschen wolltet.«

»Ihr habt durch das Schlüsselloch geguckt«, empörte ich mich.

»Stimmt das?«, fragte meine Mutter streng.

»Man konnte ja nichts sehen«, erklärte Joschi bedauernd.

»Na gut, dann habt ihr eure Strafe gehabt«, sagte meine Mutter, legte den Jungen je eine Hand auf die Schulter und bugsierte sie hinaus.

Meine Erschöpfung war verflogen. Am liebsten wäre ich sofort losgerannt und hätte nach dem Eingang zu dem Keller gesucht. Da es aber dunkel zu werden begann, verschoben wir unser Vorhaben auf den nächsten Tag. Erstaunlicherweise ließ meine Angst vor der Anstalt mit jedem Besuch mehr und mehr nach.

Vielleicht weil Hasselreuther sich schon lange nicht mehr gezeigt hatte und weil ich annahm, dass er mit Ranghilds Seele zufrieden war. Vielleicht aber auch, weil ich inzwischen wusste, wessen Seelen diese Stätte beherbergte.

Tjark und mich hatte der Ehrgeiz gepackt. Wir waren sicher, die Sache zu einem guten

Ende bringen zu können. Dabei hätte mir klar sein müssen, dass zu viel Sicherheit Gefahr bedeutet. Mir kam zwar kurz das Gedicht von dem leichtsinnigen, gutgläubigen Hasen in den Sinn, mit dem Hasselreuther Henrike gedroht hatte. Doch ich wischte diesen Gedanken ungeduldig beiseite.

Am nächsten Morgen stellte sich die versprochene Hochwetterlage tatsächlich ein. Für die Familie bestand also die Aussicht, die letzten Urlaubstage ausschließlich am Strand zu verbringen.

Tjark und ich waren bereits früh verabredet, weil wir uns so zeitig wie möglich auf die Suche nach dem verborgenen Keller machen wollten. Doch es kam etwas dazwischen, wie es so ist mit Dingen, die man sich vorgenommen hat.

Meine Mutter bat uns, für zwei Stunden ein Auge auf Joschi zu werfen, weil sie mit meinem Vater zum Zahnarzt nach Oldenburg

fahren wollte. Eine seiner Zahnkronen war gestern in einem Steak stecken geblieben und jetzt hatte er höllische Schmerzen. Zumindest bildete er sich das ein.

»Vielleicht könnt ihr zusammen segeln«, schlug meine Mutter vor. »Joschi liegt mir schon seit Tagen damit in den Ohren und würde sich sicher freuen.«

»Aber nur wenn uns nicht Anna segelt«, krähte mein Bruder vor dem Fernseher.

Was blieb uns anderes übrig? Wir bissen in den sauren Apfel, verpassten Joschi eine dicke Schwimmweste und nahmen ihn mit auf einen kurzen Segeltörn.

Er war mehr als begeistert und verkündete lauthals, dass er Qual nicht eher verlassen würde, bis er ebenfalls den Segelschein gemacht hätte. Ich war empört. Meine Eltern lachten nachsichtig, als sie davon hörten, vertrösteten ihn allerdings auf das nächste Jahr. Was bei Joschi einen kurzen, aber heftigen Wutanfall auslöste, der bis weit über

das Land zu hören war.

Tjark und ich waren uns einig, dass wir unsere Schuldigkeit für heute mehr als getan hatten.

Mit dem Grundriss der Anstalt in der Hand machten wir uns auf den Weg zum benachbarten Grundstück.

Wir wollten bei hellem Tageslicht nach den Spuren des Kellers suchen und abends, wenn es dämmrig wurde, zu Henrikes Grab fahren. Tjark war davon überzeugt, dass nur Goedeke Hein wusste, wo ihr Geist wirklich gefangen gehalten wurde und wie man ihn befreien konnte. Er hatte sogar ein Sixpack Bier besorgt, um den Friedhofsgeist zu bestechen.

Über der Landstraße stand flirrend die Hitze, als wir das Nachbargrundstück betraten. Die rußgeschwärzten Mauern und fehlenden Scheiben in den Türen ließen die Anstalt verwahrlöst wirken. Aufmerksam umrundeten wir das Gebäude. Auf den ersten Blick deutete

nichts darauf hin, dass der L-förmige Bau ursprünglich einen anderen Grundriss gehabt hatte. Das Gras rund um die Anstalt war längst zu einer dichten Narbe zusammengewachsen. Tjark, der über die Qualitäten eines gut ausgebildeten Spürhundes verfügt, lief im Zickzackkurs über das Grundstück und wurde bald fündig. Zuerst stießen wir auf versteckte Mauerreste. Na ja, genaugenommen stieß ich darauf. Ich blieb nämlich mit meiner Römersandale an einem spitzen Stein hängen und prellte mir den Zeh.

»Autsch!«, fluchte ich. »Ich glaube, ich habe etwas gefunden. Verdammt, tut das weh!«

Tjark kam heran und ging neben mir in die Knie – natürlich nicht, weil ich mir den Zeh gestoßen hatten. Die Nase dicht über dem Boden untersuchte er akribisch die Mauerreste. »Gut gemacht, Anna!«, lobte er. »Das sind die Mauerreste des abgerissenen Flügels.«

Gut gemacht???

»Wenn es der Sache dient, breche ich mir

gern den Zeh«, nuschelte ich sarkastisch.

Jetzt, wo wir wussten, wo die Überreste des abgerissenen Flügels waren, erkannten wir ganz leicht die Umrisse im Gras.

Weit schwieriger war es, den Zugang zum Keller zu finden.

Seit über einer Stunde krochen wir nun schon auf allen Vieren zwischen den Mauerresten herum. Die Sonne brannte unbarmherzig vom Himmel. Ich bekam Durst. Außerdem fand ich, dass wir allmählich ruhig eine Pause einlegen konnten. Ächzend drehte ich mich auf den Rücken und streckte Arme und Beine von mir.

Tjark hatte dafür kein Verständnis. »Such weiter, Anna! Wir sind ganz nah dran«, sagte er, während er an mir vorbeikroch.

»Klar sind wir nah dran«, brummte ich. »Wir haben fast jeden Zentimeter dieser verdammt Fläche abgetastet.«

Dann hörte ich ihn jubeln. »Hier ist etwas! Ich glaub, ich habe ihn gefunden.«

Es war nicht mehr als ein rechteckiges Loch im Boden. Leider hatte man es mit einer schweren Stahlplatte abgedeckt, die inzwischen völlig von Gras und Moos bewachsen war.

Mit bloßen Händen rissen wir die Grasnarbe auf und legten ein Stück der Abdeckung frei. Zwischen Stahlplatte und Kellerabstieg klaffte ein handbreiter Spalt. Wir legten uns auf den Bauch und Tjark leuchtete mit seiner Taschenlampe hinein. Der Lichtstrahl war zwar nur schwach, aber man konnte deutlich die Stufen erkennen, die in den Keller hinabführten.

»Das ist er«, sagte Tjark zufrieden und klopfte sich die schwarze Erde von seiner Hose. »Wir haben den Eingang zum Keller gefunden.«

»Leider kommen wir nicht rein«, bemerkte ich miesepetrig. »Da musst du schon verdammt viele Dosen Spinat essen, Popeye, um diese Stahlplatte anzuheben.«

Tjark sah mich grinsend an. »Ich hasse

Spinat. Aber ich liebe Trecker!«

Natürlich! Ich schlug mir mit der Hand gegen die Stirn und ärgerte mich, dass ich nicht von selbst auf diese Idee gekommen war.

Wir liefen hinüber zu Tjarks Hof, um den Traktor zu holen, und hatten Glück. Er stand da, so als würde er gerade auf uns warten. Aus dem Kuhstall besorgte Tjark eine dicke Eisenkette, an deren Ende ein Haken hing. Er drückte sie mir in die Hand und kletterte schnell auf den Traktor. »Ich habe lieber nicht gefragt, ob ich ihn haben darf«, erklärte er. Und schon sausten wir zur Anstalt zurück.

Dort fuhren wir rückwärts an die Kelleröffnung heran und befestigten die Kette an Traktor und Stahlplatte. Vorsichtig fuhr Tjark an.

Gespannt beobachtete ich, wie sich die Platte Zentimeter für Zentimeter aufstellte und schließlich hintenüberkippte. Mit einem dumpfen Geräusch krachte sie ins Gras.

Tjark schaltete den Motor aus und sprang

vom Sitz. Der Weg war frei – vor uns lag der Eingang zum Keller. Schwarz und tief erinnerte er mich an ein offenes Grab. Die faulige Luft, die uns entgegenschlug, raubte mir den Atem. Ich wollte dort ganz und gar nicht hinunter. Aber Tjark stand bereits auf der ersten Stufe. »Nun komm schon«, winkte er ungeduldig. Was blieb mir übrig, als ihm zu folgen?

Schritt für Schritt tastete ich mich über die bemoosten, rutschigen Stufen nach unten. Das Sonnenlicht fiel tröstlich durch den Einstieg und beleuchtete wenige Meter rund um die Treppe. Alles andere wurde von der Dunkelheit verschluckt. Tjark zückte seine Taschenlampe. Sie gab nur ein klägliches gelbes Licht von sich. Er fluchte und schüttelte das treulose Ding, ohne Erfolg. Ich atmete auf, denn ohne Licht konnten wir unmöglich weiter in den Keller hinuntersteigen. Alles in mir sträubte sich, auch nur einen Schritt weiterzugehen.

»Die Batterien sind leer«, stellte ich unnötigerweise fest und versuchte, meiner

Stimme einen bedauernden Klang zu geben.

»Sieht so aus«, antwortete Tjark mürrisch.  
»So bringt es nichts. Wir brauchen helleres  
Licht und bessere Taschenlampen. Es wäre  
schön, wenn du nächstes Mal auch eine  
dabeihättest.« Ich stimmte ihm aus vollem  
Herzen zu und wesentlich schneller, als ich  
hinuntergestiegen war, kletterte ich wieder  
hinauf. Für heute war mein Verlangen nach  
modrigen Kellern mehr als gestillt.

»Am besten kommen wir morgen wieder«,  
sagte ich deshalb. »Außerdem wollen wir noch  
Henrikes Grab besuchen. Was die Kinder uns  
auf dem Friedhof gezeigt haben, sah einfach  
schrecklich aus.«

»Aber es ist helllicher Tag«, gab Tjark zu  
bedenken. »Da kannst du Goedeke Hein  
vergessen. Der dreht erst nach Einbruch der  
Dunkelheit seine Runden.«

»Vielleicht brauchen wir ihn überhaupt nicht.  
Vielleicht kommen wir von selber drauf, wie  
wir Henrike befreien können, wenn wir an

ihrem Grab stehen.«

Tjark guckte mich skeptisch an, sagte aber nichts.



## 22. KAPITEL

Wir fuhren wieder nach Cismar. Bei hellem Sonnenschein wirkte der Friedhof geradezu einladend und friedlich. Wobei ... Versteht das »einladend« bitte nicht falsch.

Da wir nun schon zum zweiten Mal hier waren, hatte Tjark keine Probleme, Henrikes Grab wiederzufinden. Ich blieb ihm dicht auf den Fersen. Zielstrebig führte er mich zwischen

den Gräbern hindurch in den alten Teil des Friedhofs. Die Sonne hatte es schwer, das dichte Blätterdach der riesigen Buchen zu durchdringen, am Boden herrschte grünliches Zwielicht.

Obwohl wir wussten, was uns erwartete, waren wir entsetzt über die Verwüstungen auf Henrikes Grab. Es sah aus, als sei jemand mit einem Bulldozer darübergefahren. Die abgerissenen Äste, die sich respektlos darauf türmten, schienen die Tote zu verhöhnen. Am meisten schockierte mich jedoch der umgestürzte Grabstein, der ein riesiges Loch im Boden zurückgelassen hatte.

Tjark machte sich sofort daran, die Äste von Henrikes Grab zu räumen. Ich fasste ihn sanft am Arm.

»Warte einen Moment. Ich möchte zuerst alles so anschauen, wie es ist. Vielleicht hilft uns dieser Eindruck schon weiter.«

Tjark hielt inne und sah mich spöttisch an.  
»Okay, Sherlock Holmes. Sehen Sie sich den

Tatort an.«

Ich stellte mich an das Fußende des Grabes und nahm das Szenario in mich auf. Die Zweige waren nicht zufällig hier gelandet, so viel war sicher. Sie waren wie in einem Flechtwerk miteinander verwoben und bildeten einen dichten Teppich über Henrikes Grab.

»Was sind das für Zweige? Ich glaube nicht, dass sie hier vom Friedhof stammen«, sagte ich.

Tjark zuckte mit den Schultern. »Jedenfalls haben sie Stacheln.« Er betrachtete einen der Zweige näher. »Es sieht nach einem Schwarzdorn aus. Ja, das sind Schwarzdornzweige.«

Bei mir gingen sofort die Alarmlampen an. Schwarzdorn!! Nicht umsonst hatte ich in unserer Klasse den Hexenzirkel geleitet. Leider bestand unser Konvent nur für wenige Monate, was sicher an den wenig spektakulären Zaubern lag, die wir zustande brachten.

»Schwarzdorn, sagst du?« Tjark nickte.

»Der Schwarzdorn ist ein magischer Strauch«, referierte ich. »Aus ihm werden Zauberstäbe gemacht und er stellt den Kontakt zu den Wesen der Anderswelt her.« Tjark staunte, aber ich war noch nicht am Ende. »Was in unserem Fall noch wichtiger ist, der Schwarzdorn kann Geister bannen!«

Tjark sah mich verständnislos an.

»Verstehst du? Er kann Geister gewissermaßen fesseln.«

Nun wurde Tjark munter. »Du meinst, Hasselreuther hat mit diesen paar Ästen Henrike an ihr Grab gefesselt?«

»Du hast es erfasst«, bestätigte ich.

»Dann nichts wie runter mit dem Zeug!« Tjark machte sich sofort wieder an die Arbeit.

Wie gesagt, durch mein Wirken in unserem Hexenzirkel war ich sensibilisiert. Erneut bat ich Tjark aufzuhören.

»Warte noch einen Moment. Ich glaube, es ist nicht klug, diese Äste einfach von ihrem Grab zu reißen, bevor wir wissen, was es

wirklich damit auf sich hat. Vor allen Dingen sollten wir uns schlau machen, wie man so einen Bann aufhebt. Ich schlage deshalb vor, wir googeln erst einmal zu diesem Thema. Ich kenne da ein paar nette Seiten.«

Tjark legte die Äste wieder zurück. »Wenn du meinst«, sagte er. »Du bist die Hexe.« Ich fühlte mich geschmeichelt.

Da ich mein Handy diesmal nicht dabei hatte, wie meistens, wenn ich es brauche, blieb uns nichts anderes übrig, als zurück nach Qual zu fahren.

Unbemerkt von Joschi huschten wir in mein Zimmer. Obwohl meine Erfahrungen als Hexe nun schon eine ganze Zeit zurücklagen, waren alle relevanten Seiten noch vorhanden. Es dauerte nicht lange und wir wurden fündig.

Auf der Seite »Hexen, Feen, Lichtgestalten« erfuhren wir, wie ein solcher Bann zu lösen ist. Man muss die Schwarzdornäste vom Grab nehmen, zu einer Art Scheiterhaufen aufrichten und verbrennen. Anschließend soll die Asche

der Zweige in alle vier Himmelsrichtungen verteilt werden. Um den Bann endgültig zu brechen, ist es nötig, sieben Weißdornzweige sternförmig an der Stelle, an der zuvor der Schwarzdorn lag, auszulegen. Das klang machbar.

Wir zögerten keinen Moment und machten uns daran, die Zweige zu besorgen. Glücklicherweise wusste Tjark, dass an einer der Kuhweiden Dutzende Weißdornsträucher wuchsen.

Gerade wollten wir uns auf den Weg machen, als meine Mutter vom Strand zurückkam. »Hallo, ihr beiden. Habt ihr Lust, mit uns heute Abend essen zu gehen? Im Klabautermann in Heiligenhafen soll es fantastische Fischgerichte geben. Man muss sogar reservieren, um dort einen Tisch zu bekommen.«

Wir sahen uns an. Das klang zwar verlockend, aber es gab Wichtigeres zu tun. Also lehnten wir dankend ab. Meine Mutter gab sich erstaunlich schnell damit zufrieden.

Schließlich schonte das die Urlaubskasse.

Wir schwangen uns also auf den Traktor und knatterten zu der Weide, an der der Weißdorn wuchs.

Die Auswahl war riesig. Und wie heißt es so schön? Wer die Wahl hat, hat die Qual. Es ist kaum zu glauben, wie schwer es war, die perfekten Zweige auszusuchen. Zuerst schienen alle richtig, doch als wir genauer hinsahen, stellten wir fest, dass der eine zu dick, der andere zu dünn und der nächste zu krumm war. Da diese Äste Gutes bewirken sollten, mussten sie aber perfekt sein. Also suchten wir so lange, bis wir krumm von gerade nicht mehr unterscheiden konnten. Und schließlich hielt ich sieben magische Weißdornzweige im Arm.

»Noch etwas, nur für alle Fälle, hast du das Bier?«, fragte ich, während ich auf den Traktor kletterte. Tjark nickte und klopfte auf seinen Rucksack. Unserer Rückkehr zum Friedhof stand also nichts mehr im Wege.

Es war immer noch hell, als wir den Friedhof betraten, aber man merkte deutlich, dass es Abend werden wollte. Das Licht unter den Buchen war nicht mehr grün, sondern warf bereits graue Schatten auf den Boden.

Wir machten uns sofort daran, die Schwarzdornzweige von Henrikes Grab zu nehmen, was gar nicht so einfach war, da sie fest miteinander verwoben waren. Etwas abseits schichteten wir sie dann auf, um sie anzuzünden. Wir gaben uns alle erdenkliche Mühe. Wir versuchten es mit Feuerzeug, Streichhölzern und Pusten. Tjark schleppte aus einem Papierkorb sogar eine alte Zeitung heran. Doch sosehr wir uns auch bemühten, die sperrigen Biester wollten einfach nicht brennen. Ratlos sah ich Tjark an. Der machte ein unheimlich wichtiges Gesicht, kramte in seinem Rucksack und zog strahlend eine Packung Grillanzünder heraus. Eben ein echtes Mitglied der Freiwilligen Feuerwehr von Qual. Ich wollte nicht nörgeln, aber Grillanzünder ...

Allein der Geruch ... Außerdem konnte ich mir nicht vorstellen, dass die bei unserem Zauber erlaubt waren. Schließlich wollten wir einen Bann brechen.

Doch Tjark wischte meinen Einwand ungeduldig beiseite. »So ein Quatsch! Du benutzt doch auch Streichhölzer und keinen Feuerstein.«

Der Erfolg gab ihm recht. Wenige Minuten später fraßen sich die Flammen knisternd durch die Zweige, während wir uns daranmachten, Henrikes Grabstein wieder aufzurichten. Es war schrecklich. Die ganze Zeit bemühte ich mich, keinen Blick in das entstandene Loch auf ihrem Grab zu werfen. Wie furchtbar, wenn ich plötzlich bleiche Knochen, ein Gebiss oder Stoffreste darin entdeckte.

Dann hatten wir es geschafft. Der Grabstein stand wieder an seinem Platz, die Schwarzdornzweige sackten zu einem Aschehäufchen zusammen. Henrikes Grab lag kahl und schwarz vor uns. Sternenförmig

legten wir die Weißdornzweige über ihrem Gab aus und warteten geduldig, bis auch der letzte Funken des Feuers erloschen war. Dann verstreuten wir die Asche in alle vier Himmelsrichtungen.

Unter den Bäumen wurde es dunkel, die letzte Vogelstimme war verklungen und Stille senkte sich über den Friedhof.

»Und nun ...?«

»... müssen wir warten«, flüsterte ich.

Irgendwo knackte ein Zweig. Irgendwo huschte ein Tier. Nichts geschah. Genaugenommen wussten wir nicht einmal, ob überhaupt etwas geschehen musste. Ich meine, woher sollten wir wissen, ob der Zauber von »Hexen, Feen, Lichtgestalten« überhaupt wirkte?

»Henrike«, flüsterte ich einer Eingebung folgend. »Kannst du mich hören? Wenn du mich hören kannst, zeige dich bitte!«

Erneut herrschte Stille. Dann kam plötzlich ein Wind auf. Er rauschte und seufzte in den

alten Buchen und mich streifte ein süßlicher, modriger Geruch. Erschrocken griff ich nach Tjarks Arm. Direkt hinter Henrikes Grab stand Goedeke Hein, das Gesicht im Schatten der Kapuze verborgen. Die alte Laterne leuchtete in seiner Hand – in seiner Knochenhand, denn die Finger, die sie hielten, waren die eines Skeletts.

Er stand da und starrte zu uns herüber. Niemand sprach ein Wort und die Minuten tropften wie Sirup von einem Löffel. Langsam wurde die Sache ungemütlich. Nervös trat ich von einem Fuß auf den anderen.

»Hol das Sixpack raus«, presste ich zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor.

»Was ...?«

»Das Bier!« Ich rollte mit den Augen.

Gerade als Tjark anfing, vorsichtig in seinem Rucksack zu wühlen, wurde das Seufzen in den Baumkronen lauter. Auf Henrikes Grab tat sich was.

Ich weiß, es klingt verrückt, schließlich hatten wir den ganzen Hokuspokus nur dafür

veranstaltet, aber am liebsten wäre ich in diesem Moment weggelaufen.

Es kam mir vor wie in einem Albtraum. Ich stand da und war unfähig, mich zu bewegen. Tjark an meiner Seite schien ebenfalls in eine Schockstarre gefallen zu sein.

Der Grabstein auf Henrikes Grab, den wir gerade mühsam aufgerichtet hatten, wackelte. Er bewegte sich so heftig hin und her, dass er in Schieflage geriet. Dann – und das war wesentlich schlimmer – tauchte eine Hand aus dem Grab auf. Der Hand folgte ein Arm, kurz darauf ein zweiter und schließlich drängte ein Gesicht an die Oberfläche. Es war wie in einem schlechten Horrorfilm: Henrike entstieg ihrem Grab.

Tjark neben mir würgte. Ich drückte seine Hand und war froh, mich wieder bewegen zu können. Nichts wie weg, schoss es mir durch den Kopf. Aber dann warf ich einen Blick auf Henrike. Sie war kaum mehr als ein weißer Hauch. Sie hatte die Hände ineinander

verschlungen und lächelte mir zu. Ich mahnte mich zur Ruhe. Es war alles in Ordnung.

Wir hatten erreicht, was wir uns vorgenommen hatten. Henrike war frei. Ich spürte, wie sich Tjark neben mir ebenfalls entspannte.

»Das ist übrigens Tjark«, stellte ich ihn Henrike vor. Henrike hob in einer kleinen Bewegung die Hand. Über Tjarks Gesicht huschte ein Lächeln.

»Geht es dir gut?«, wollte ich wissen. Henrike nickte.

»Wir haben den Zugang zum Keller entdeckt«, erzählte ich weiter. »Wir glauben, dass Hasselreuther dort seine Aufzeichnungen versteckt hat.« Henrike nickte heftig. Glücklich sahen Tjark und ich uns an.

»Gleich morgen steigen wir in den Keller und suchen die Aufzeichnungen. Und wenn wir sie gefunden haben, wird alle Welt erfahren, was für ein Mistkerl er war.«

Tjark zupfte mich unauffällig am Ärmel. Er

schien der Meinung, unsere Aufgabe sei erfüllt, und wollte gehen. Ich ignorierte ihn.

»Gibt es noch etwas, das wir wissen sollten?«, fragte ich weiter.

Aber Tjark ließ sich nicht aufhalten. Energisch packte er meinen Arm. »Nun komm schon!«, zischte er. »Ich will hier weg.« Er hatte es eindeutig mit den Nerven.

Ich hob zum Abschied die Hand. »Ich gebe dir Bescheid, wenn wir etwas Brauchbares gefunden haben.«

Wir wollten gerade gehen, als Henrike direkt vor uns auftauchte. Ihr entstelltes Gesicht war ängstlich. Sie gestikulierte wild mit den Händen und schüttelte den Kopf. Ganz augenscheinlich wollte sie uns aufhalten, vielleicht, um uns etwas Wichtiges mitzuteilen. Das Problem war nur, sie konnte offensichtlich im Diesseits nicht sprechen.

Verzweifelt wandte sie sich an Goedeke Hein, der immer noch reglos an ihrem Grab stand. Sie sahen sich an, minutenlang, so als würden

sie unhörbar miteinander kommunizieren.

Und plötzlich ertönte seine rostige Stimme.  
Seltsamerweise sprach er in Reimen.

»Wenn ihr zum Teufel geht, geht nicht allein!  
Drei Dinge müssen bei euch sein.  
Zwei dünne Stäbe aus Hagedorn.  
Ohne Kirchhoferde seid ihr verlor'n.  
Auch tragt die Kleidung linksherum.  
Der Teufel bringt sich selber um.«

Ich warf einen schnellen Blick auf Henrike.  
Sie klebte an Goedekes Lippen und nickte  
nachdrücklich.

»Zu guter Letzt, so soll es sein,  
schließt ihn in eurem Kreise ein.  
Wenn tobend er den Ausweg sucht,  
ihr ihn ein zweites Mal verflucht!«

Der Friedhofsgeist verstummte.

In meinem Kopf ratterte es. Sollte ich mir das

merken? Ich hätte alles gern noch einmal zum Mitschreiben gehört. Doch zu spät. Goedeke Hein hatte sich von uns abgewandt und wollte grade gehen, als ich Tjarks Stimme neben mir hörte.

»Ent ... Entschuldigung!«, krächzte er. »Der Fluch ... ähm, ... was sollen wir sagen?« Ich lächelte ihm zu.

Henrike richtete sich kerzengrade auf und sah Goedeke Hein beschwörend an. Der drehte sich noch einmal zu uns um und knarrte: *Wir verfluchen dich, Eduard Hasselreuther, für deine bösen Taten! Und verdammen deine Seele, auf ewig zwischen den Welten umherzuirren. Nie, niemals sollst du Ruhe finden. Der Fürst der Hölle soll sich deiner annehmen!*«

Mehr sagte er nicht.

Ohne sich noch einmal umzusehen, verschwand er samt seiner Laterne in der Dunkelheit. Und auch Henrike hatte es auf einmal furchtbar eilig. Sie lächelte uns ein

letztes Mal zu und löste sich vor unseren Augen auf.

»Okay, okay«, sagte Tjark, der es auf einmal überhaupt nicht mehr eilig hatte. »Wir sollten das aufschreiben. Erinnerst du dich noch, was er gesagt hat?«

»So ungefähr. Er sagte, wir müssen Hasselreuther ein zweites Mal verfluchen.«

»Und wie ging der Fluch genau?« Tjark holte aus seinem Rucksack ein Notizbuch und einen Bleistiftstummel. Er dachte einfach an alles! Und in der nächsten Viertelstunde waren wir damit beschäftigt, den Fluch zu rekonstruieren und aufzuschreiben. Immer wieder sah ich mich nervös um. An diesem Ort fiel es mir einfach schwer, mich zu konzentrieren. Ich wollte endlich nach Hause. Doch Tjark war unerbittlich. »So, den Fluch haben wir. Aber was hat er noch gesagt? Wir müssen es aufschreiben, solange wir es noch frisch in Erinnerung haben.«

Ich zwang mich zur Ruhe und dachte nach.

»Er sagte etwas von drei Dingen, die wir unbedingt brauchen. Und zwar: zwei dünne Stäbe aus Hagedorn. Was ist Hagedorn? Außerdem sollen wir unsere Kleidung falsch herum anziehen. Und drittens ...«, ich stockte.

»Kirchhoferde«, sagte Tjark.

»Kirchhoferde«, echte ich dümmlich.

»Friedhofserde! Erde von den Gräbern.« Wir sahen uns an.

»Ach so, davon gibt es hier ja reichlich.« Ich war erleichtert. »Am besten, wir packen gleich etwas davon ein.«

Händeweise schaufelte ich die Erde in Tjarks Rucksack. Ich war der Meinung: Viel hilft viel. Und man konnte schließlich nicht wissen, wozu es gut war.

»Meinst du nicht, dass es jetzt reicht?«, fragte Tjark nach einer Weile. »Ich kann mir nicht vorstellen, dass wir einen Zentner brauchen.«

Skeptisch blickte ich auf den prallen Rucksack.

»Glaubst du, es ist zu viel?« Tjark nickte. Also schütteten wir einen Teil zurück auf Henrikes Grab und machten uns auf den Rückweg.

Wir hatten gerade den neuen Teil des Friedhofs erreicht, als mir etwas Wichtiges einfiel. Das Tor! Sicher war es wieder verschlossen.

Gott sei Dank war meine Sorge umsonst. Denn diesmal war Tjark vorbereitet. Ein Feuerwehrmann aus Qual macht schlechte Erfahrungen eben nur einmal. Im Gegensatz zu einem Mädchen aus Hamburg: Er zog kurzerhand einen seltsam gebogenen Gegenstand aus der Hosentasche und hielt ihn mir triumphierend unter die Nase.

Ich zog die Augenbrauen hoch. »Und?«

Tjark sah mich herablassend an. »Sag bloß, du hast noch nie einen Dietrich gesehen?«

Natürlich hatte ich so ein Ding noch nie gesehen. Aber diese Blöße wollte ich mir nicht geben. Was ein Dietrich war, wusste ich

schließlich. Deshalb sagte ich so cool wie möglich: »Klar habe ich schon einen Dietrich gesehen. Ich habe sogar schon verschiedene Türen mit so einem Ding geöffnet. Aber glaubst du, dass man ihn auch bei Friedhofstoren gebrauchen kann?« Im selben Moment fiel mir auf, wie dämlich das klingen musste. Was, wenn Tjark nun auf einer Probe meines Könnens bestand und ich dieses verdammt Tor öffnen sollte?

Zum Glück schöpfte Tjark keinen Verdacht. »Klar kann man damit auch Tore öffnen«, erklärte er. »Auf dem Hof ist das unser Universalschlüssel. Der öffnet einfach alles.«

Na, dann war es ja gut. Ich war dennoch erleichtert, als das schmiedeeiserne Tor tatsächlich aufschwang und unserer Heimfahrt nichts mehr im Weg stand.



## 23. KAPITEL

»Weißt du eigentlich, was ein Hagedorn ist?«, fragte ich meine Mutter beiläufig. Wir standen nach dem Frühstück in der Küche und packten Lunchpakete für den Strand.

Meine Mutter runzelte die Stirn. »Hagedorn«, wiederholte sie. »Das habe ich schon einmal gehört. Weißdorn!« Sie schnippte mit den Fingern.

»Wirklich, Weißdorn? Bist du sicher?«

»Zu neunzig Prozent«, strahlte sie.

Neunzig Prozent. Das war zu wenig. Womöglich hing unser Leben davon ab. Ich ging auf mein Zimmer und recherchierte im Internet. Tatsächlich. *Weißdorn, auch Hagedorn genannt, ist ein ...*

Von der Terrasse her hörte ich Stimmen. Tjark unterhielt sich mit meinem Vater. Es war gerade kurz nach neun, er musste aus dem Bett gefallen sein.

Also ging ich hinunter, um ihn von der Familie wegzulotsen.

»Hallo Tjark!«

»Hi Anna!«

Es war seltsam. Immer wenn wir uns trafen oder verabschiedeten, küssten wir uns. Doch jetzt, da mein Vater anwesend war, hätte man glauben können, wir wären bestenfalls entfernte Bekannte.

Ich gebe zu, es lag nicht an Tjark. Ich ermutigte ihn nicht gerade. Es war mir vor der

Familie irgendwie peinlich, ihn mit einem Kuss zu begrüßen.

»Hast du Lust, mit ins Dorf zu kommen? Meine Tagescreme ist mir ins Klo gefallen und ich brauche dringend eine neue.«

Tjark verstand sofort. »Klar komme ich mit. Ich muss auch etwas besorgen.«

»Na klar!«, brummte mein Vater. »Lasst euch nicht aufhalten. Falls ihr uns sucht, wir sind den ganzen Tag am Strand.«

Natürlich war mir die Tagescreme nicht ins Klo gefallen. Ich hatte nur nach einem Vorwand gesucht, um Tjark wegzulocken, und das war mir ja auch gelungen. Wir gingen über den Deich Richtung Qual. »Ich weiß, was ein Hagedorn ist«, erklärte ich, sobald wir außer Hörweite waren.

»Ein Weißdorn?«, fragte Tjark augenzwinkernd.

Logisch, er hatte ebenfalls gegoogelt. Nachdem wir ein wenig Abstand zwischen uns und die Familie gebracht hatten, setzten wir

uns auf eine Bank und schauten über die Ostsee.

»Traust du uns zu, die Sache zu einem guten Ende zu bringen?«

Tjark nahm mein Gesicht in beide Hände und sah mir tief in die Augen. »Welche Sache meinst du, Baby?«, fragte er mit tiefer Stimme.

Ich gab ihm einen Klaps auf den Arm. »Du weißt genau, dass ich von Hasselreuther spreche!«, lachte ich.

»Ach so, die Sache meinst du. Klar bringen wir die zu einem guten Ende. Es ist zwar ganz schön abgefahren, aber wir schaffen das.« Dann wurde er ernst. »Außerdem haben wir keine andere Wahl, wir müssen es wenigstens versuchen. Stell dir vor, wir würden kneifen und nicht nach den Aufzeichnungen suchen. Wie würdest du dich dann fühlen?«

»Wie ein Feigling«, gab ich zu.

»Genau, wie ein riesiger, beknackter Feigling. Du würdest dir dein Leben lang sagen, ich hätte Henrike und den Kindern helfen können,

aber ich habe es nicht getan, weil ich Schiss hatte.«

»Vielleicht sind wir auch bloß verrückt. Hast du schon mal etwas von kollektiver Einbildung gehört?«, versuchte ich es zaghaft.

»Genau!«, stimmte Tjark mir zu. »Vielleicht sind wir beide völlig irre und bilden uns alles nur ein. Aber meinst du nicht, dass wir genau das herausfinden sollten?«

Er hatte recht. Wer wollte schon völlig durchgeknallt durch die Welt laufen, ohne es zu wissen?

»Was schlägst du also vor?«

Tjark stand auf. »Jetzt besorgen wir den Hagedorn und dann machen wir uns auf in die Höhle des Löwen.«

Ich war froh darüber, dass Tjark die Entscheidung getroffen hatte. Wir würden Hasselreuthers Aufzeichnungen finden und den Kampf gegen ihn aufnehmen. Trotzdem hatte ich ein mulmiges Gefühl.

Aber zuerst gingen wir in den Drogeriemarkt.

Nicht wegen der Tagescreme. Wir brauchten Batterien für unsere Taschenlampen. Nicht auszudenken, wenn wir im entscheidenden Moment wieder im Dunkeln stehen würden.

Anschließend schnitten wir Äste vom Weißdorn und schnitzten so lange daran herum, bis wir zwei ganz passable Stäbe in den Händen hielten, bei denen ich unwillkürlich an Zauberstäbe denken musste.

Inzwischen war es Mittag geworden. Wir kauften uns auf der Strandpromenade jeder eine Portion Pommes und kehrten dann in den Strandkorb zurück. In meinem Zimmer gingen wir noch einmal alle Anweisungen durch, die Goedeke Hein uns gegeben hatte. Hagedorn, Friedhofserde, die Kleidung falsch herum tragen. Dazu konnten wir uns allerdings noch nicht durchringen. Wir beschlossen, uns erst auf dem Grundstück der Anstalt umzuziehen.

Henrikes Fluch, den wir aus der Erinnerung aufgeschrieben hatten, lasen wir

vorsichtshalber noch dreimal durch, bevor wir uns endgültig auf den Weg machten.

Die Familie war noch am Strand, glaubten wir zumindest. Als wir jedoch auf die Terrasse traten, stellten wir fest, dass Joschi und sein Freund Marcel auf der Schaukel zwischen den Apfelbäumen saßen und Kirschkerne spuckten.

»Wo geht ihr hin?«, wollte mein Bruder sofort wissen.

»Weg«, sagte ich knapp.

»Wohin weg?«

Ich verdrehte die Augen. »Warum planscht ihr nicht ein bisschen in der Ostsee?«

»Planschen, bist du bekloppt? Wir wollen gleich Boot fahren. Papa pustet das Schlauchboot auf.«

»Und warum hilfst du nicht mit?«

»Das kann nur einer alleine.«

»Ach ja? Ich würde sagen, du lässt mal wieder andere für dich arbeiten.«

Tjark zog mich am Arm mit sich fort.

»Komm schon, Anna.«

Wir gingen die Auffahrt hinunter. Als ich mich umdrehte, sah ich, wie Joschi und Marcel sich hinter einem Hortensienbusch versteckten.

»Ich sehe dich, Joshua Steenbuck!«, rief ich. »Also verschwinde lieber, bevor ich dir Beine mache!« Drohend ging ich auf ihn zu – und die beiden rannten johlend davon.

»Der hat ja ganz schön Respekt«, lachte Tjark.

Der Eingang zum Keller lag noch genauso vor uns, wie wir ihn verlassen hatten. Eine kalte Gruft, die nur auf uns wartete. Ich bekam feuchte Hände. Noch war Zeit, umzukehren, noch konnten wir ...

Tjark stieß mich in die Seite. »Na los, gehen wir uns umziehen.«

Richtig, das Umziehen. *Tragt eure Kleidung linksherum*, hatte Goedeke Hein gefordert. Klang eigentlich ganz einfach. Doch jetzt, wo es so weit war, stellten sich ein paar Fragen.

Was meinte er mit linksherum? Sollten die

Nähte außen sein oder sollte das Vorderteil zum Rücken zeigen? Außerdem fragten wir uns, welche Kleidung er meinte? Also wie viel davon? Alles? Auch die Unterhose? Ich schielte zu Tjark. Der stand drei Meter von mir entfernt und machte keine Umstände. Sein T-Shirt hatte er bereits von innen nach außen gekrempelt angezogen, jetzt drehte er seine Jeans auf links.

Dann waren die Boxershorts dran. Ich blinzelte verstohlen. Oooh, er war nahtlos braun!

»Na los, Anna, zieh dich um!« Eine Hitzewelle schoss mir ins Gesicht. Er hatte bemerkt, dass ich gesehen hatte ... Ihr versteht.

»Nun mach schon«, drängte Tjark.

»Ja, gleich ... ich ...« Gehetzt sah ich mich um. Das hätte er wohl gern. Sicher war er von Kindesbeinen an mit FKK vertraut. Das war bei mir zum Glück nicht der Fall. Hocherhobenen Hauptes stolzierte ich hinter zwei dichte

Büsche. Also alles linksherum.



## 24. KAPITEL

Wir waren gut vorbereitet: Die Rucksäcke waren mit Friedhofserde gefüllt, Taschenlampen und unsere Stäbe aus Hagedorn hielten wir in den Händen. Ich kam mir vor wie eine Mischung aus Harry Potter und Geisterjäger.

Plötzlich gab mir Tjark einen Kuss auf den Mund. »Nur für alle Fälle«, murmelte er. »Falls

ich später nicht mehr dazu komme.« Das war alles andere als beruhigend.

Dann begannen wir mit dem Abstieg. Der offene Kellerschacht kam mir vor wie der Einstieg zur Unterwelt.

Vorsichtig, wie beim ersten Mal, tasteten wir uns die bemoosten Stufen hinab. Diesmal ließen uns unsere Taschenlampen nicht im Stich. Erstaunt stellten wir fest, dass der vermeintliche Keller gar kein Keller war, sondern lediglich ein Tunnel, der in Richtung Ostsee führte. Vermutlich war das der Tunnel, den uns schon die Kinder gezeigt hatten. Er hatte eine gewölbte Decke und war nicht besonders breit, dafür schien er länger zu sein, als wir vermutet hatten.

Schritt für Schritt tappten wir im Schein unserer Taschenlampen voran. Das leise Knirschen unserer Schuhe war das einzige Geräusch, das wir hörten, und unsere Nerven waren zum Zerreißen gespannt. Ich zuckte zusammen, als im Lichtkegel meiner

Taschenlampe ein paar Augen aufblitzten und eine kaninchengroße Ratte pfeifend in der Dunkelheit verschwand. Dann fühlte ich eine Hand auf meiner Schulter und wäre beinahe gestorben. Es war Tjark, der mich auf eine Tür aufmerksam machte, die mir nicht aufgefallen war. Ihre rostige Klinke ließ sich nur schwer bewegen und sie war verschlossen.

»Was nun?«

Tjark sah mich an und griff wortlos in seinen Rucksack. Natürlich die Allzweckwaffe, der Universalschlüssel. Er machte sich ans Werk. Der Rost hatte dem Schloss stark zugesetzt und es dauerte eine gefühlte Ewigkeit, bis die Tür quietschend aufschwang. Gespannt schickten wir die Strahlen unserer Taschenlampen durch den Raum.

»Treffer«, murmelte Tjark. Der Lichtschein wanderte über Destilliergeräte und Mikroskope, die mit Spinnweben überzogen waren, hin zu Bücherregalen und einem breiten Schreibtisch.

»Ich glaube, das ist der Raum, den wir

suchen«, flüsterte ich. Konnte es wirklich so einfach sein?

Wir gingen hinein und stellten unsere Taschenlampen als Lampenersatz auf den Tisch. Neugierig sahen wir uns um. Der Raum, in dem wir uns befanden, war eine Mischung aus Büro und Labor. Er wirkte sehr aufgeräumt und seltsam steril. Zwar standen eingetrocknete Tinte und ein Reagenzglas auf dem Schreibtisch, persönliche Gegenstände suchte man jedoch vergeblich.

»Scheint ein ordentlicher Typ gewesen zu sein«, stellte Tjark fest.

»Eben ein Bürokrat«, entgegnete ich. »Hoffentlich hat er seine Aufzeichnungen wirklich hier versteckt.«

»Ich glaube schon.« Tjark war an das Bücherregal herangetreten. »*Atlas der Hautkrankheiten, die neue Wissenschaft vom Heilen.* Das sind ja ganz schöne Wälzer. Ob er die wirklich alle gelesen hat?«

Ich war mit meinen Gedanken ganz

woanders. »Wo würdest du wichtige Aufzeichnungen aufbewahren?«, fragte ich deshalb.

»In einem Geheimfach, in meinem Schreibtisch«, antwortete Tjark mechanisch.

Natürlich, wo sonst! Und während Tjark weiter die Bücher in Augenschein nahm, widmete ich mich dem Schreibtisch. Im selben Moment hörten wir ein seltsames Geräusch. Es kam aus dem Tunnel und rumpelte, als würde ein schwerer Stein bewegt. »Was ist das?«, fragte ich beunruhigt.

Tjark schnappte seine Taschenlampe und leuchtete zur Tür heraus. »Nichts zu sehen! Keine Ahnung, wo das herkam.«

Wir richteten unsere Aufmerksamkeit wieder auf den Schreibtisch. Er war groß und schwer und besaß vier abschließbare Schubladen, die allesamt verschlossen waren.

»Ein Fall für den Dietrich?«

Tjark machte sich ans Werk und keine Minute später war die erste Schublade geöffnet. Das

Teil war wirklich Gold wert. Das war die gute Nachricht. Die schlechte Nachricht: Alle Schubladen waren leer! Nicht einmal ein Federkiel oder ein altes Taschentuch waren darin zu finden. Blieb also nur noch unsere Hoffnung auf das Geheimfach.

Wir tasteten und klopften den Schreibtisch von oben bis unten ab. Fehlanzeige. Gerade wollten wir aufgeben, als ich meine Hände ein letztes Mal in die oberste Schublade gleiten ließ. Ich fuhr an der Innenverkleidung entlang und war schon dabei, meine Hände wieder zurückzuziehen, als ich eine winzige Metallfeder bemerkte. Ich drückte sie herunter und der Boden der Schublade glitt lautlos zurück. Hier also verbarg sich das Geheimfach! Ich traute meinen Augen kaum. Denn da lagen sie vor mir, die Aufzeichnungen des Dr. Hasselreuther. Sie lagen einfach so da. Zwei dicke Bücher mit Umschlägen aus grauem Karton, auf denen schlicht der Name des Verfassers stand: Dr. Eduard Hasselreuther. Wir nahmen die Bücher

vorsichtig heraus und schlügen sie auf. In einem der Bücher hatte Hasselreuther seine Experimente mit dem Typhuserreger festgehalten. Ausführlich waren da seine Auswirkungen auf den menschlichen Organismus beschrieben. Von der Ansteckung mit verunreinigtem Trinkwasser über die Erkrankung der Patienten, bis zu ihrem Tod, hatte er alles ganz genau dokumentiert.

Das zweite Werk war eine Art Buchführung. Es enthielt hauptsächlich Tabellen, was es in seiner Nüchternheit noch schrecklicher machte. Meist hatte Hasselreuther Kinder aus Waisenhäusern geholt, wie unter »Herkunft« aufgeführt war. Über jedes einzelne dieser Kinder hatte er Buch geführt. Es waren so schrecklich viele Namen.

Ich spürte, wie mir ein dicker Kloß in die Kehle stieg. Im selben Moment rumpelte es erneut im Tunnel und der Boden vibrierte. Erschrocken hielt ich mich am Schreibtisch fest. »Was kann das sein?«, rief ich.

Tjark sah mich beunruhigt an. »Schnapp dir die Bücher und die Taschenlampe und dann nichts wie raus hier«, sagte er.

Wir spähten den Gang zu beiden Seiten hinunter und huschten aus dem Raum. Unter unseren Füßen knirschte es, als würde etwas unter einem großen Stein zermahlen. Das Geräusch schien direkt aus dem Boden zu kommen.

»Komm!« Tjark zerrte mich Richtung Ausgang.

So schnell wie möglich stolperten wir im Schein unserer Taschenlampen durch die Dunkelheit. Zwischendurch blickte ich ständig nervös zurück. Als ich mich dann wieder umdrehte, prallte ich direkt gegen Tjarks Rücken. Er war einfach stehen geblieben. »Lauf weiter!«, fauchte ich gereizt. Dann verschlug es mir die Sprache.

Die Kellertreppe, die uns wieder ans Licht führen sollte, war verschwunden. Stattdessen klaffte im Boden ein riesiges Loch und breite,

grobe Stufen führten hinab in rotes, flackerndes Licht. Ein Schwall heißer Luft, die aus dem Loch aufstieg, ließ meine Haare flattern. Mit der Luft wurden Stimmen zu uns heraufgetragen ... kreischende Stimmen!

Wir sahen sie gleichzeitig. Lärmend und flügelschlagend stürmten sie die Stufen empor.

»Affen ...«, stammelte Tjark. Und tatsächlich, eine Horde grauer, geflügelter Affen kam direkt auf uns zu. Sie waren nicht besonders groß, aber sie waren schnell.

Einen Moment standen wir wie erstarrt, dann kam Leben in uns. Blitzschnell machten wir kehrt und liefen den dunklen Gang zurück. Jetzt hatten die Affen den Tunnel erreicht.

Ich hörte das Flattern ihrer ledernen Flügel, als sie unsere Verfolgung aufnahmen. Tjark neben mir keuchte. Gehetzt sah ich mich um. Obwohl sie sich gegenseitig behinderten, kamen die Biester rasend schnell näher! Was, wenn dieser verdammte Tunnel zu Ende war?

Aus einem Impuls heraus blieb ich plötzlich

stehen und fuchtelte wild mit meinem Hagedorn. Das Stöckchen war lächerlich dünn. Immer wieder stieß ich ihn in Richtung der Affen – und zu meinem Erstaunen blieben sie stehen.

Diesen Moment nutzte Tjark, um eine Handvoll Friedhofserde aus seinem Rucksack zu holen und sie ihnen entgegenzuschleudern.

Die Wirkung war verblüffend. Dort, wo die Erde die Biester getroffen hatte, versengten blaue Flämmchen ihr Fell. Die Affen kreischten auf und fletschten die Zähne.

»Schnell, Anna. Zieh eine Linie!«, rief Tjark, während er eine Ladung nach der nächsten gegen die geflügelte Meute feuerte. Ich streute eine dicke Schicht schwarzer Erde von einer Kellerwand zur anderen und ließ die Biester nicht aus den Augen. Rückwärtsgehend entfernten wir uns langsam von ihnen. Natürlich versuchten sie, die Linie zu überwinden. Umsonst. Sie machten einen Schritt vor – und gleich wieder zurück. Der

Zauber wirkte. Irgendetwas hinderte sie daran, einfach darüber hinwegzusteigen. Unwillig kreischten sie auf.

Wir schnappten die Rucksäcke und setzten unsere Flucht durch den Tunnel fort. »Die Luke!«, rief ich. »Wir müssen versuchen, die Luke zu erreichen, vielleicht ...« Ich bremste so abrupt, als sei ich gegen eine Wand gelaufen – und diesmal war es Tjark, der auflief.

Am Ende des Tunnels schimmerte ein grünliches Licht und in diesem Licht stand eine wohlbekannte, hagere Gestalt. Dr. Eduard Hasselreuther. Das wächserne Gesicht zu einer grinsenden Fratze verzerrt, blickte er uns entgegen. Ich schluckte.

»Wenn das keine Überraschung ist«, knurrte er. Es war nicht das erste Mal, dass ich seine Stimme hörte. Aber diesmal packte mich bei ihrem Klang das kalte Entsetzen. Auf einen Schlag begriff ich, in welcher Gefahr wir uns befanden. Es kostete mich ungeheure Anstrengung, das Zittern zu unterdrücken, das

plötzlich meinen ganzen Körper befiel. Hasselreuther sollte nicht sehen, wie es um mich stand. Trotzdem konnte ich nicht verhindern, dass mir der Hagedorn aus der Hand fiel. Er rutschte mir einfach aus den Fingern.

»Wie ein kleines Trüffelschwein schnüffelst du in der Vergangenheit herum. Bist sicher, ich könnte dir nichts anhaben. So sicher, dass du sogar zu den Toten hinabsteigst und noch eine Seele mitbringst. Wir machen alle einmal Fehler, Anna Steenbuck. Aber selten so dumme Fehler wie du«, grinste der Doktor.

Ich warf einen schnellen Blick auf Tjark. Er war weiß wie das Sahnehäubchen auf einem Cappuccino, aber er fingerte schon wieder in seinem Rucksack herum.

»Lauf!«, schrie er plötzlich und schleuderte Hasselreuther eine Handvoll geweihter Erde entgegen.

Dieses »Lauf« klang so gut. Es klang so, als hätten wir die Chance, aus diesem elenden

Gang zu entkommen. Wie der Blitz drehten wir um und rannten zurück. Nur ein kurzes Stück, aber es hatte sich verdammt gut angefühlt. Dann standen wir wieder unseren geflügelten Lieblingen gegenüber. Sie knurrten bei unserem Anblick, hatten es aber noch immer nicht geschafft, die Linie aus Friedhofserde zu durchbrechen.

Im Nu war Hasselreuther bei uns. Mit einem Taschentuch wischte er sich die winzigen Flämmchen vom Gesicht, die die Erde dort hinterlassen hatte. »Es gibt kein Entkommen«, zischte er und stieß uns den Affen direkt vor die Füße. »Bringt sie mit nach unten, Lemuren.«

»Geflügelte Lemuren ...«, stammelte Tjark. »In der römischen Mythologie sind sie umherstreifende ...«

»Was hat er mit uns vor?«, keuchte ich. Die römische Mythologie war mir gerade herzlich egal. Ich war kurz davor, hysterisch zu werden. Sofort stürzten sich die Affen auf uns. Sie

kniffen uns in die Wangen und zogen uns an den Haaren. Schließlich packten sie uns unter den Armen und schleppten uns halb fliegend, halb laufend mit sich fort. Hin zu der Treppe, die hinab in die Unterwelt führte.

Die groben Stufen waren steil und rutschig. Je tiefer wir hinabgezerrt wurden, desto wärmer wurde es. Hasselreuther war dicht hinter uns. Ich konnte ihn in meinem Rücken spüren.

Dann hatten wir das Ende der Treppe erreicht.

Die Affen ließen uns los und flogen zeternd auf einen schmalen Felsvorsprung.

Wir standen in einer Halle aus Stein, die von flackernden Fackeln erleuchtet wurde. Aus einer Felsspalte im Boden grollte es beunruhigend und schwefelgelber Dampf stieg auf. Ringsherum führten in den Fels gehauene Tunnel ins Dunkel.

»Euch ist klar, dass ihr sterben müsst, um mir eure Seelen zu schenken?«, fragte

Hasselreuther so beiläufig, als würde er ein Stück Brot kaufen.

»Ich habe nichts zu verschenken«, stieß Tjark hervor. Ich sah ihn bewundernd an.

Hasselreuther lachte. Tief und dröhnend. »Dummer Bengel«, höhnte er. »Ich bitte nicht um eine milde Gabe, ich bestehe darauf. Werft sie in das Loch, Lemuren!«, befahl er. »Ihr werdet sehen, wie schnell eure Seelen von dort unten wieder auffahren werden.«

Im selben Moment schoss eine heiße Wasserfontäne aus der Felspalte heraus. Ich starnte wie hypnotisiert auf das Schauspiel. Mein Kopf weigerte sich zu glauben, was ich eben gehört hatte. Unmöglich, dass mein Leben in einem Loch voll kochendem Wasser enden sollte. Das konnte nur ein Albtraum sein. Mitten in diesem Gedanken traf mich ein Schlag zwischen die Schulterblätter. Es war Tjark, der mich zurück ins Leben holte.

»Die Tunnel!«, rief er. Mehr brauchte er nicht zu sagen. Wir sprinteten los.

Hasselreuther fuhr herum. »Verdammt!«, schrie er. »Worauf wartet ihr!? Schnappt sie euch!« Flügelschlagend schwangen sich die Lemuren in die Luft und nahmen unsere Verfolgung auf.

Im Tunnel war es stockfinster. Gott sei Dank hatten wir unsere Taschenlampen und Rucksäcke noch dabei. Wir mussten es einfach schaffen, den Affen zu entkommen!

Unsere Flucht endete kurz darauf vor einer Höhlenwand.

»So ein Mist!«, fluchte Tjark. »Hier kommen wir nicht weiter.« Das Kreischen der Lemuren, das durch die Tunnel hallte, verriet, dass sie uns auf den Fersen waren.

»Wir müssen zurück«, schnaufte ich. »Ich glaube, da war eben eine Abzweigung!« Wir liefen ein Stück zurück und tatsächlich, von unserem Gang zweigte ein weiterer Tunnel ab. Genauso dunkel, genauso eng. Diesmal gingen wir langsamer. Aufmerksam ließen wir den Lichtkegel unserer Taschenlampen über die

Wände gleiten. Erst jetzt fiel uns auf, dass ungefähr alle zehn Meter weitere Tunnel abzweigten. Diese Höhle war ein Labyrinth, und sie musste von Stollen durchzogen sein wie ein Schweizerkäse von Löchern.

»Und nun? Wir stecken in einem Labyrinth.« Tjark sah mich verzweifelt an.

»Linksherum«, sagte ich.

»Was?«

»Immer linksherum.« Tjark runzelte die Stirn. Er tat mir so leid, wie er mit hängender Taschenlampe vor mir stand. Ich allein hatte ihn in diese Lage gebracht.

»He«, sagte ich deshalb so munter wie möglich. »Vertrau mir. Ich bin die Queen der Labyrinthe. Es gibt kein Maisfeld, aus dem ich nicht in kürzester Zeit herausfinde. Mein Vater will mir schon keinen Eintritt mehr spendieren, so schnell bin ich da wieder raus.«

»Ooooh, Anna!« Tjark verdrehte die Augen. Plötzlich hörten wir es kreischen. Er sah sich panisch um.

»Sie kommen näher, jetzt zeig, was du draufhast!«

»Okay!« Ich dachte kurz nach. »Immer nach links. Also wir nehmen immer die letztmögliche linke Abzweigung, kapiert?« Ich marschierte los.

»Hoffentlich hast du recht«, murmelte Tjark. »Stell dir vor, wir biegen links um die Ecke und stehen plötzlich einem der kleinen Gorillas gegenüber.«

»Hör auf zu unken! Du hörst doch, wo sie sind.«

»Allerdings!« Tjark drängte zur Eile. Das Kreischen klang auf einmal unheilvoll nah. Schon hörten wir das Schlagen ihrer Flügel, wenn sie gegen die Tunnelwände stießen. Sie konnten nicht mehr weit sein.

Wir stolperten bis ans Ende des Tunnels und nahmen dann die letzte mögliche Abzweigung nach links.

»Los! Noch einmal von vorn. Bis zum Ende und dann nach links!«, rief ich. Wir rannten

und rannten und bogen links ab, bis unsere Lungen pfiffen. Dann blieb Tjark plötzlich stehen und zog mich zurück.

»Pst, siehst du das Licht?«

Tatsächlich, hinter der nächsten Biegung fiel flackerndes Licht auf die Tunnelwände. »Der Doktor ...?«, flüsterte ich.

Aber Tjark schüttelte den Kopf. »Es bewegt sich nicht. Komm, lass uns nachsehen.«

Vorsichtig schlichen wir voran. Nicht auszudenken, wenn das Licht von der Höhle mit der Felsspalte stammte und Hasselreuther dort händereibend auf uns wartete.

Vorsichtig schauten wir um die Ecke. Bingo, die Höhle war leer. Kein Hasselreuther und keine Felsspalte. Diese Höhle war höher als die erste. In Stein gehauene Stufen führten vom Höhlenboden hinauf auf eine andere Ebene.

Das Kreischen kam näher. Verloren diese Monster denn nie unsere Spur?

»Der Sand«, sagte Tjark und griff in seinen Rucksack. Ich verstand sofort. Die

Friedhofserde war für die Affen ein unüberwindliches Hindernis. Ich sah mich um und zählte sechs Zugänge zu dieser Höhle. Schnell machten wir uns daran, vor jedem Tunnel eine Linie zu ziehen. Nun waren unsere Rucksäcke leer. Erschöpft ließ ich mich hinter einem Felsen auf den Boden sinken.

»Sie können jeden Augenblick hier sein, Anna«, sagte Tjark. »Wir müssen da rauf.«

»Ich kann nicht mehr, lass uns nur eine Minute verschnaufen.«

Tjark ließ sich neben mir auf den Boden fallen. Einen Moment lauschten wir nur auf unseren Atem. Dann bemerkte ich über uns eine lautlose Bewegung. Ich stieß Tjark an und deutete mit dem Kopf auf die obere Etage der Höhle.

Da waren Schatten! Sie huschten hin und her, drängten vor, zogen sich wieder zurück.

Ich wusste sofort, mit wem wir es zu tun hatten. Es waren die Schatten Verstorbener, deren Seelen keine Ruhe fanden. Es waren die

Schatten derer, die Hasselreuther geholt hatte.

Tjark sah mich entsetzt an. Schon glitten die Ersten die Stufen hinab. Dann hörte ich ihre Stimmen.

»Menschen ... Menschen«, flüsterten sie aufgeregt. »Lebendig und warm!«

Wir sprangen auf. Jetzt kamen sie von allen Seiten. Sie starrten uns aus hohlen Augen an und kamen näher und näher. Sehnsüchtig streckten sie ihre Hände nach uns aus.

»Lasst euch anfassen! Nur einmal berühren! Leben ... Wärme ...« Jetzt wisperten alle durcheinander. Und auf einmal sah ich ein bekanntes Gesicht mitten unter ihnen. »Ranghild!« Es zerriss mir fast das Herz. Ich streckte meine Hand nach ihr aus.

»Nicht, Anna!« Tjark schlug meinen Arm weg. »Berühre sie nicht!«

Ranghild drängte nach vorn. Sie breitete ihre Arme aus und kam auf mich zu. Immer näher. Tjark stöhnte auf. Ranghild hatte mich fast erreicht, als sie plötzlich zurückschreckte.

»Zieh das aus!«, verlangte sie.

»Wie??« Ich verstand nicht.

»Die Kleidung. Zieh sie aus!«

»Ausziehen ... Ausziehen!«, verlangten nun auch die anderen.

Wie waren die denn drauf?

»Ich lege hier bestimmt keinen Striptease hin«, fauchte ich wütend.

»Gott sei Dank!« Tjark atmete hörbar auf.

»Wie bitte??? So hässlich ...«

»Kapierst du nicht? Sie können nicht an uns heran.«

»An dich will auch niemand heran!«, sagte ich schnippisch.

»... weil wir unsere Kleider verkehrt herum tragen.« Tjark ließ sich nicht beirren.

»Ach so ...!« Gerade wollte auch ich erleichtert aufatmen, als mich das Geräusch schlagender Flügel zusammenfahren ließ.

Die Affen hatten uns gefunden. Aufgeregt drängten sie sich im Tunnelgang und sahen zu uns herüber. Nur die Friedhofserde hielt sie

auf.

»Zum Teufel, worauf wartet ihr!?« Das war eindeutig Hasselreuthers Stimme.

»Bitte, nicht schon wieder«, flehte ich innerlich. Jetzt waren wir genau dort, wo wir angefangen hatten. Und dass der Trick mit der Kleidung bei Hasselreuther nicht wirkte, das wussten wir ja bereits.

Energisch wischte er die Friedhofserde mit seinem Fuß beiseite und macht so den Weg für die Affen frei. Augenblicklich stürzten sie los. Furchtsam wichen die Schatten vor ihnen zurück.

Ich wartete darauf, endlich aufzuwachen. Vergeblich. Ängstlich suchte ich nach Tjarks Hand.

In dem Moment sah ich Henrike und die Kinder. Sie schwebten aus dem Tunnel, in dem eben noch die Affen gestanden hatten, auf uns zu. Sinnigerweise fiel mir genau jetzt der alte Poesiealbumspruch meiner Großmutter ein. *Immer wenn du glaubst, es geht nicht mehr,*

*kommt von irgendwo ein Lichtlein her ..., oder so ähnlich.*

Henrike war so ein Licht.

»Bildet einen Kreis!«, rief sie mit fester Stimme. Ich konnte sie tatsächlich hören! Hier, in der Unterwelt hatte Henrike eine Stimme.

Und nichts erinnerte mehr an das ängstliche Mädchen, das wir im Streit mit Hasselreuther beobachtet hatten. »Schnell, schließt die Lemuren ein!«

Wie im Sturm wirbelten die Schatten der Verstorbenen herum und schlossen die Affenhorde in ihrem Kreis ein. Die kreischten unwillig auf.

Erstaunt sah Hasselreuther sich um. Für einen Moment war er verwirrt. Henrike und die Kinder hielten sich an den Händen und nahmen den Doktor in die Mitte. Er schien noch immer nicht zu verstehen.

»Schließt den Kreis!«, forderte Henrike uns auf. Schnell reichten wir uns die Hände. Der Kreis war geschlossen, Hasselreuther hatte zu

lange gezögert. Erst jetzt schien er zu ahnen, was ihm bevorstand, denn er versuchte mit aller Macht, den Kreis zu durchbrechen. Es gelang ihm nicht.

»Dreht euch linksherum! Gegen den Uhrzeigersinn!«, rief Henrike. Der Kreis setzte sich in Bewegung. Und auch die Schatten bewegten sich um die Affen. Wir hielten uns an den Händen. Es war ein grausiges Gefühl. Schließlich hatte ich noch nie einer Toten meine Hand gegeben. Ich fühlte Tjarks warme, verschwitzte Hand auf der einen und Henrikes tote, kalte Hand auf der anderen Seite.

Hasselreuther wollte raus. Jetzt hatte er endgültig begriffen. Wie ein Wahnsinniger rannte er gegen die unsichtbaren Mauern des Kreises. Aber es gab kein Entrinnen. »Wiederholt den Fluch«, forderte Henrike, während wir uns immer weiter gegen den Uhrzeigersinn drehten. »Er muss von Lebenden gesprochen werden.«

Der Fluch! Ja, verdammt, der Fluch. Leider

wollte mir der partout nicht einfallen. Hilflos sah ich Tjark an.

Der räusperte sich und fing an zu sprechen: »Ich verfluche dich, Eduard Hasselreuther ...« Endlich fielen mir die Worte auch wieder ein. Mit kräftiger Stimme unterstützte ich Tjark. Und als wir bei »... der Fürst der Hölle soll sich deiner annehmen« angekommen waren, erhob sich ein Brausen, als würde ein Orkan über uns hinwegfegen. Die Höhlendecke färbte sich feuerrot und öffnete sich in eine Spirale himmelwärts. Das Brausen nahm zu. Es war ohrenbetäubend, und aus dem Brausen heraus kamen Schattenwesen. Nicht ausgezehrt, wie die Schatten der Toten, sondern kraftvoll und wild!

Hasselreuther schrie auf. »Nein!«, schrie er. »Nein! Ich will ...« Dann erstarb seine Stimme. Die Schatten hatten ihn emporgehoben und mit sich fortgenommen. Auch die Affen waren verschwunden. Einfach so.

Die Höhlendecke schloss sich wieder. Der

Feuerschein verblasste und ich hatte das Gefühl, das erste Mal seit Stunden wieder atmen zu können.

Wir hielten uns noch immer an den Händen. »Ich danke euch!«, sagte Henrike. »Es ist vollbracht. Hasselreuther wird weder mir noch irgendjemand anderem jemals wieder etwas zuleide tun.« Sie lächelte mich an. Und als ich mich in unserem Kreis umschaute, sah ich, dass auch die Kinder lächelten. Es war ein so gutes Gefühl.

Ein Luftzug fuhr durch die Höhle und die Schatten der Toten lösten sich wie Nebelgespinste auf.

»Waren diese Schatten alle Hasselreuthers Opfer? Sind es ihre Seelen, die er geholt hat?«, wollte ich wissen.

Henrike nickte. »Aber ihr habt sie erlöst«, sagte sie. »Ihre Seelen sind jetzt frei. Genau wie unsere Seelen frei sind.« Die Gesichter der Kinder strahlten. Und mir wurde ganz leicht ums Herz.

»Ich bin so froh, dass wir helfen konnten«, sagte ich. »Und ich bin froh, dass du wieder sprechen kannst«, setzte ich nach.

»In der Zwischenwelt gibt es solche Hindernisse nicht. Aber die Welt der Sterblichen ist sehr anstrengend für einen Geist«, lächelte Henrike.

»Was geschieht jetzt mit euch?«, wollte Tjark wissen.

»Wir dürfen endlich sterben, können alle Last fallen lassen. Ihr ahnt nicht, wie müde wir sind, wie unendlich müde.«

Die anderen nickten. »Lasst uns nun gehen«, sagte Henrike an uns gewandt. Wir verstanden nicht.

»Ihr müsst unsere Hände loslassen«, erklärte sie freundlich.

Ach so! Eigentlich wollte ich jetzt, wo es so weit war, noch nicht loslassen. Es gab doch noch so viel zu sagen. Ich wollte mich bei Ranghild entschuldigen und Henrike fragen, wo

...

Da löste Tjark seine Hände und brach den Kreis. Im selben Moment fingen Henrike und die Kinder an zu verblassen.

»Danke«, flüsterte Henrike. »Danke, Anna«, wisperten die Kinder. Mir wurde das Herz schwer.

»Wo kann ich euch suchen?«, rief ich ihnen verzweifelt nach.

»Du musst uns nicht suchen, wir sind immer da. Du findest uns in den Wellen des Meeres, in seinem Tosen und Rauschen, in Ebbe und Flut. Wenn du Sehnsucht hast, Anna, komme ans Meer.« Es war nur noch eine ferne Stimme, die durch den Raum wehte.

Dann waren sie fort und wir waren allein.

Plötzlich bebte der Boden unter unseren Füßen erneut. Ängstlich klammerte ich mich an Tjark, das Licht der Fackeln erlosch und erneut setzte ein Brausen ein. Ich fühlte mich hochgehoben. Dann sausten Raum und Zeit an mir vorbei, ähnlich wie bei unserer Reise in die Vergangenheit. Schließlich wurde ich fallen

gelassen und kugelte unsanft über den Boden. Als ich die Augen öffnete, blickte ich direkt in Tjarks Gesicht. Er rieb sich die Stirn und sah sich um. Wir waren zurück. Zurück in Hasselreuthers Büro. Unsere Rucksäcke lagen auf dem Boden und die Aufzeichnungen steckten glücklicherweise noch darin.

Wir waren grade dabei, das alles zu realisieren, als es erneut im Tunnel rumpelte. Es klang, als sei dort ein Güterzug entgleist. Entsetzt sahen wir uns an. Ging der Spuk denn noch immer weiter?

Hastig stürzten wir hinaus in den Gang. So schnell wir konnten, liefen wir dem Ausgang entgegen. Wir wagten nicht, uns noch einmal umzudrehen, nicht auszudenken, wenn wir aufgehalten würden.

Doch was war das? Als wir die Stelle erreichten, an der sich der Ausstieg befand, mussten wir feststellen, dass er von Geröll und Steinen verschlossen war.

Zwar hatte sich der Einstieg in die Unterwelt

wieder geschlossen, aber nach oben ging es auch nicht mehr. So wie es aussah, saßen wir in der Falle.

»Vielleicht können wir uns den Seelen doch noch anschließen«, sagte Tjark trocken.

Ich fand das nicht lustig. Im Gegenteil. Ich schrie alle Angst und Wut aus mir heraus. Dann kletterte ich die noch vorhandenen Stufen empor. Es war aussichtslos. Ein riesiger Stein verschloss den Ausstieg. Durch einen Spalt, durch den gerade einmal eine Hand passte, konnte ich das Tageslicht sehen.



## 25. KAPITEL

Erschöpft sackte ich auf den Stufen zusammen. Tjark setzte sich neben mich. Tränen liefen mir über das Gesicht.

»Niemand weiß, wo wir sind«, sagte ich entmutigt.

Ich schrie noch einmal. Diesmal aus Frust und Verzweiflung. Dann sackte ich wieder in mich zusammen. Alles war still. Gerade

überlegte ich, ob wir einen Sprung aus der Luke überleben würden, da hörte ich eine vertraute Stimme.

»... Wenn ich's dir sage: Das war die gruselige Stimme von meiner Schwester! So kreischt sie jedes Mal, wenn ich mir ihren Puderpinsel ausleihe. Dabei malt der echt gut. So richtig schön fett.«

»Joschi??? ... Joschi! ... Joschiii!!!« Es gab kein Halten mehr.

»Joschi, wir sind hier ... Joschi, hörst du mich?!«

»Hast du das gehört?« Das war wieder Joschis Stimme. »Das klang nach Anna.«

»Ja, jemand hat dich gerufen.«

»Joschi, Liebling! Wir sind hier!!« Jetzt flehte ich fast.

»Liebling? Das ist sie doch nicht. Komm, wir gehen zu euch Tischkicker spielen.«

Nein!!!, brüllte es in mir. Und nicht nur in mir. Tjark und ich schrien aus Leibeskräften.

»Geht nicht weg! Wir sind hier ...!« Keine

## Antwort.

»Joshua Steenbuck, ich schwöre dir, wenn du mich hier unten hängen lässt, dann kannst du was erleben!!!«

Das wirkte.

»Anna?« Ein halbes Gesicht schob sich vor die Öffnung.

»Ja Joschi, wir sind hier, Gott sei Dank!« Mir kamen schon wieder die Tränen.

»Was tust du da unten?«

»Ist doch egal«, sagte ich schroff. »Wir kommen hier nicht mehr raus. Wir wurden verschüttet. Bitte, Joschi, holt Hilfe!«

»Bist du okay?« Zum ersten Mal hörte ich Sorge aus der Stimme meines Bruders.

»Ja, ich bin okay und Tjark auch. Aber nun lauft und holt Hilfe.«

Und das taten sie.

Tjark rückte dichter an mich heran. »Glaubst du, wir können uns auf sie verlassen?«

»Na klar. Joschi hat verstanden, um was es geht. Er ist zwar eine Nervensäge, aber nicht

blöd. Ich schätze, sie laufen jetzt zu meinen Eltern. Hoffentlich taucht mein Vater nicht wieder nach dem goldenen Gründelwurz und muss erst aus dem Wasser geholt werden.« Wir sahen uns an und mussten beide ein klein wenig lächeln.

Trotzdem wurde die Zeit lang. Es hing noch immer so ein seltsam schwefeliger Geruch in der Luft.

»Wo bleiben sie denn so lange? Ich habe echt Angst, dass es noch einmal losgehen könnte.« Nervös knetete ich meine Hände. »Es geht nicht wieder los«, beruhigte mich Tjark. »Bis die Feuerwehr hier ist, dauert es eben eine Weile.«

Dann waren sie endlich da. Die Feuerwehrleute von Qual. Leider stellten sie schon kurz darauf fest, dass ihnen das Werkzeug fehlte, um so einen schweren Stein bewegen zu können.

»Da kommen wir nicht weiter«, hörten wir einen Feuerwehrmann sagen. »Nützt nichts. Da

muss das THW ran.«

»Tjark, mein Junge. Tut mir leid, aber ihr müsst da unten noch ein bisschen aushalten. Verletzt seid ihr ja nicht. Sollen wir euch Wasserflaschen runterreichen?«

»Das wäre prima. Danke, Erwin!«, rief Tjark zu unseren Rettern hinauf.

Wieder warteten wir.

Plötzlich hörte ich die Stimmen meiner Eltern. »Nun lassen Sie uns doch endlich durch! Unsere Tochter ist da unten verschüttet. Natürlich sind wir vorsichtig. Wir wollen ihnen schließlich nicht noch mehr Arbeit machen.«

Dann war meine Mutter da. Ich war unheimlich erleichtert, als ihr halbes Gesicht vor der Kelleröffnung auftauchte.

»Anna ... Anna!«, rief sie. Sie konnte uns nicht sehen, weil wir im Dunkeln saßen.

»Ich bin hier, Mama!«, rief ich.

»Mein Gott, Anna. Wie konnte das passieren, wir ...?«

»Halte durch!« Das war die Stimme meines

Vaters. Und dann: »Ist ja schon gut! ... Was soll das heißen, wir behindern die Rettung ...!«

»Das THW ist da, gleich seid ihr da raus.« Dann war meine Mutter verschwunden.

»So, Kinder«, sagte eine fremde Stimme. »Geht so weit wie möglich von der Öffnung weg. Wir können nicht garantieren, dass wir diesen Brocken gleich beim ersten Mal sicher von der Stelle bewegen können. Es kann sein, dass sich bei dem Versuch, ihn zu bergen, noch weitere Steine lösen. Also verschwindet von da.«

Das war mal eine Ansage. Tjark und ich zogen uns weit in den Tunnel zurück – und warteten. Es dauerte eine geschlagene Stunde, bis sie den Monsterbrocken entfernt hatten. Dann war es endlich so weit. Nachdem sich der Staub verzogen hatte, stieg ein Mann mit Helm zu uns in den Tunnel und brachte uns zurück ans Tageslicht.

Früher dachte ich, THW steht für »tausend hilflose Wichtel«. Jetzt habe ich meine Meinung

gründlich geändert. Ich bin den tatkräftigen Männern und Frauen und ihren Geräten unendlich dankbar.

Nach unserer Rettung stand ich also schon zum zweiten Mal im Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit.

Der Rummel, der dann losbrach, stellte jedoch alles bisher Dagewesene in den Schatten.

Auf dem Grundstück wimmelte es nur so von Menschen. Polizei, Feuerwehr, THW und sogar der Bürgermeister von Qual war mit von der Partie. Meine Eltern waren bei unserer Rettung natürlich hautnah dabei. Und nachdem sie sich vergewissert hatten, dass ich kaum Verletzungen davongetragen hatte, reagierten sie sehr gefasst. Mein Vater warf mir bereits diesen speziellen grimmigen Blick zu, der so viel bedeutete wie: Na warte, Fräulein, wir sprechen uns noch.

Anschließend stürzte er sich in eine hitzige Diskussion mit dem Bürgermeister. Es wäre

unverantwortlich, eine so baufällige Ruine unbeaufsichtigt herumstehen zu lassen. Man hätte Keller und Türen sichern müssen!

Dass wir extra einen Traktor geholt hatten, um die Abdeckung vom Schacht zu entfernen, wusste er zu diesem Zeitpunkt glücklicherweise noch nicht.

Meine Mutter hatte nur einen kurzen Blick auf meine Kratzer und Schrammen geworfen und gemeint, das bekämen wir schon wieder hin.

Anders Tjarks Vater. Der war ehrlich erschüttert. Er war ebenfalls Mitglied der Freiwilligen Feuerwehr und sicher einiges gewohnt. Aber den eigenen Sohn vom THW ausgraben zu lassen zehrte gehörig an seinen Nerven. Immer wieder schloss er Tjark in die Arme. *»Minsch Jung, wat dor allns hef passern könt!«*, murmelte er immer wieder.

Dann kam die Presse. Der Oldenburger Kurier, die Umschau und sogar das Kieler Tageblatt waren sofort zur Stelle. Die anderen brauchten etwas länger. Fälschlicherweise hatte

sich die Nachricht verbreitet, wir seien beim Einsturz des Kellergewölbes ums Leben gekommen. Nun gelang es manchen Reportern nur mühsam, ihre Enttäuschung zu verbergen, als wir ihnen zwar lädiert, aber lebend gegenüberstanden.

Wir wurden fotografiert. Der Kellerschacht wurde aus sicherer Entfernung begutachtet und es wurden Unmengen von Fragen gestellt.

Eigentlich hatten wir überhaupt keine Lust, darauf zu antworten. Eigentlich wollten wir nur noch unsere Ruhe haben, aber die Gelegenheit war einfach zu günstig. Wann hatte man schon mal das Glück, die gesamte norddeutsche Presse um sich herum versammelt zu sehen?

Da ständig Menschen um uns waren, gab es keine Gelegenheit, uns abzusprechen, aber wir hatten denselben Gedanken.

Tjark deutete auf meinen Rucksack und ich holte die beiden Bücher heraus. Sofort war die Neugier der Journalisten geweckt. Das war unsere Chance. Tjark schwang sich auf das

Trittbrett eines Feuerwehrwagens.

»Wir möchten Ihnen etwas Wichtiges mitteilen!«, rief er mit lauter Stimme.

»Sie wollen heiraten!«, hörte ich meinen Vater murmeln.

Sofort waren alle Augen auf Tjark gerichtet. Ich war ungeheuer stolz auf ihn, denn ich hätte mich das nie im Leben getraut.

Tjark räusperte sich. »Also, zuallererst möchten wir uns bei unseren Rettern bedanken und uns für die Aufregung entschuldigen, die wir verursacht haben.« Ich nickte.

»Es war dumm von uns, dort hinunterzusteigen, ohne uns über mögliche Gefahren Gedanken zu machen.« Er machte eine Pause. »Aber wir haben dort unten etwas gefunden, das die Geschichte unserer Gemeinde verändern wird.« Gespanntes Warten unter den Zuhörern. »Wir haben Aufzeichnungen von Dr. Eduard Hasselreuther gefunden!« Ahhh. Ein erfreutes Raunen ging durch die Menge. Aber Tjark schüttelte den

Kopf. »Es ist nicht so, wie wir alle bisher geglaubt haben«, sagte er. »Diese Aufzeichnungen sind nicht dazu geeignet, sein Ansehen weiter zu heben. Dr. Hasselreuther war kein Menschenfreund, Wohltäter und nebenbei ein begnadeter Wissenschaftler. Dr. Hasselreuther war ein Mörder!« Ein Rumoren ging durch die Menge. Ungläubige Ausrufe waren zu hören. Der Bürgermeister drängte sich energisch nach vorn.

»Was erzählst du da?«, fuhr er Tjark an. »Dr. Hasselreuther ist Ehrenbürger unserer Gemeinde!«

Tjark beachtete ihn nicht. Unbeirrt fuhr er fort: »Dr. Hasselreuther war ein Wissenschaftler, der für seine Forschung über Leichen ging. Im wahrsten Sinne des Wortes! Er hat getötet. Hundertfach! Er hat medizinische Experimente an Kindern durchgeführt, mit dem Wissen, dass sie tödlich enden. Immer und immer wieder! Die Kinder, denen er so großmütig in seiner Weberei

Arbeit gab, wurden seine Opfer!«

Nun brach beinah ein Tumult unter den Zuhörern aus.

»Wie kannst du es wagen, dich hier hinzustellen und solche Ungeheuerlichkeiten von dir zu geben?«, rief der Bürgermeister. »Das ist doch nicht wahr?« Aber man hörte, wie langsam Zweifel in seiner Stimme mitschwangen.

»Es ist wahr, Herr Gelting. Sie können alles ganz genau nachlesen. Hasselreuther selbst hat akribisch jeden Schritt seiner Experimente festgehalten und genau Buch geführt über das menschliche Material, das er dafür gebraucht hat.«

Der Bürgermeister wurde blass, die Leute schnappten nach Luft und die Presseleute rissen uns die Bücher aus der Hand. Die Nachricht schlug ein wie eine Bombe. Noch wusste niemand, ob man Tjark glauben konnte. Doch allen war klar, dass es eine Sensation wäre, wenn es stimmte, was Tjark

gerade berichtet hatte.

Ausgerechnet mein Vater war es dann, der dafür sorgte, dass die Bücher der Polizei übergeben wurden. Die sollte sicherstellen, dass sie nicht in den Taschen eines einzelnen Journalisten verschwanden. Ich hoffte, dass damit die Strafpredigt vom Tisch wäre.

Eine Strafpredigt gab es nicht. Im Gegenteil. Ich glaube sogar, dass meine Eltern ein bisschen stolz waren auf das, was ihre Tochter durch ihre Herumschnüffelei zutage gebracht hatte. Ich bekam mit, wie mein Vater zu meiner Mutter sagte: »Seit mehr als einem Jahrhundert wird hier ein Massenmörder als Held verehrt. Da muss erst eine Steenbuck kommen, um den Leuten die Augen zu öffnen.«

Meine Mutter lachte. »Ach, Bernd, das war doch reiner Zufall. Anna und Tjark waren einfach nur neugierig, wie Jugendliche es nun einmal sind.«

Dann wurde ich trotzdem zum Verhör gebeten. Meine Mutter kochte Tee und mein Vater und Joschi besorgten aus der Strandperle ein paar Hamburger zum Abendbrot. Die ganze Familie brannte darauf, zu erfahren, was genau geschehen war.

Also erzählte ich von Anfang an. Die Sache mit den Geistern ließ ich natürlich weg.

Ich erzählte von Henrikes Tagebuch, das ich schon bei meinem ersten Besuch in der Anstalt gefunden hatte. Selbstverständlich wollten meine Eltern es sofort sehen. Also holte ich es aus meinem Zimmer und sie fingen an zu lesen. Henrikes Beschreibungen entsetzten sie, genau wie sie Tjark und mich entsetzt hatten. Nun konnten sie verstehen, warum wir uns auf die Suche nach den Aufzeichnungen gemacht hatten. Sogar Joschi war ganz still geworden. »Wie gut, dass ich dich gehört habe, als du eingeschlossen warst, nicht, Anna?«, sagte er und sah mir ernst in die Augen.

Ich war gerührt. »Ja, das war wirklich gut«,

sagte ich. »Ich glaube, du hast mir das Leben gerettet.«

Joschi strahlte. Ich hatte den richtigen Ton getroffen.

Hätte ich geahnt, dass ich von nun an bei jedem Streit: »Ich hab dir das Leben gerettet«, oder noch schlimmer: »Hätte ich dir bloß nicht das Leben gerettet«, zu hören bekäme, hätte ich diese Worte natürlich nie ausgesprochen.

Mein Vater meinte, wir sollten Henrikes Tagebuch nicht einfach für uns behalten, sondern ebenfalls abgeben. Nur so würde ein rundes Bild der Geschehnisse entstehen. Ich war einverstanden und er bot an, das Tagebuch selbst bei der Polizei vorbeizubringen.

Als mein Vater wieder zurückkam, erfuhren wir, dass die Aufzeichnungen genau wie das Tagebuch nun im Rathaus aufbewahrt würden. In den nächsten Tagen sollte ein Expertenteam aus Kiel anreisen, um ihre Echtheit zu überprüfen.

Ich war total erschöpft, und obwohl es erst sieben Uhr abends war, ging ich hinauf in mein Zimmer. Von dort rief ich Tjark an und berichtete ihm von Henrikes Tagebuch, das mein Vater abgegeben hatte und das jetzt zusammen mit Hasselreuthers Aufzeichnungen im Rathaus lag.

Dann legte ich mich ins Bett und fiel auf der Stelle in einen komatösen Schlaf. Ohne böse Träume schlief ich bis weit in den nächsten Tag hinein. Als ich dann endlich erwachte, fühlte ich mich erholt und ausgeruht.

Als Erstes stieg ich unter die heiße Dusche und augenblicklich kehrten meine Lebensgeister wieder. Dann suchte ich mir frische Kleidung heraus, alles rechtsherum, und betrachtete mich aufmerksam im Spiegel. Ich hatte nämlich gelesen, dass einschneidende Erlebnisse Spuren auf den Gesichtern der Menschen hinterließen. Zum Beispiel gab es in Amerika eine Frau, die nach einem schrecklichen Erlebnis innerhalb eines Tages

graue Haare und das Gesicht einer Greisin bekommen hatte. Nicht auszudenken, wenn mich eine Oma aus dem Spiegel heraus anblicken würde. Ich schaute ganz genau, aber zum Glück hatte unser Abenteuer bei mir keine solchen Spuren hinterlassen. Nicht einmal eine graue Haarsträhne war zu entdecken. Ich sah aus wie immer – vielleicht ein bisschen zerschrammt von meiner unsanften Landung und müde um die Augen herum, aber sonst völlig normal. Außerdem hatte ich Hunger, was immer ein gutes Zeichen ist.

Während ich hinunter in die Küche ging, klingelte das Telefon. Meine Eltern rollten zwar mit den Augen und ballten die Fäuste, machten aber keine Anstalten, den Hörer abzunehmen.

»Hallo Schatz, hast du gut geschlafen?«, wollte meine Mutter wissen, so als gäbe es kein klingelndes Telefon. Ich nickte.

»Wollt ihr nicht rangehen?«, erkundigte ich mich.

»Nein«, erklärte mein Vater. »Ich bin nicht

das Fräulein vom Amt und so geht das schon den ganzen Morgen.«

Ich nahm den Hörer ab. Ein Journalist der Eutiner Nachrichten war am Apparat. Er kam sofort zur Sache und bombardierte mich mit Fragen. Allerdings waren es nicht nur sachliche Fragen zum Thema Hasselreuther, er wollte auch private Dinge wissen. Zum Beispiel, ob Tjark und ich ein Paar wären und wo ich denn in Hamburg zur Schule ginge. Meinem Vater ging das entschieden zu weit. Wütend zog er den Telefonstecker.

»Wer hätte gedacht, dass uns die Presse mehr Aufmerksamkeit schenkt als der Wiedervereinigung von Take That!«, schimpfte er. Dann schnappte er sich Kühltasche und Strandmatte und ging schon einmal an den Strand. Meine Mutter und Joschi folgten mit Sonnenschirm und Badelaken.

Ruhe kehrte ein. Ich holte mir ein übrig gebliebenes Sandwich und ein Glas Milch aus dem Kühlschrank und setzte mich damit auf die

Terrasse. Ich genoss die Stille und den Ausblick über die Ostsee, während ich kaute. Ich hatte keine Angst, dass Hasselreuther wiederkehren könnte. Ich fühlte: Es war vorbei. Kurz überlegte ich, ob ich vor unserer Abreise noch einmal Henrikes Grab besuchen sollte. Aber das würde mich nur unnötig aufwühlen. Im Augenblick wünschte ich mir nichts sehnlicher als mein altes normales Leben. Davon hatte ich während unseres Urlaubes wahrhaftig nicht viel gehabt.



## 26. KAPITEL

Ich erkannte Tjark bereits am Knirschen seiner Turnschuhe, als er die Auffahrt heraufkam. Also trank ich meine Milch aus, wischte mir die Sandwichkrümel vom Kleid und ging ihm entgegen. Er schwenkte eine Zeitung. »Hast du schon gesehen? Wir sind auf der Titelseite«, rief er und gab mir einen Kuss.

**Dr. Hasselreuther ein Massenmörder?**

fragte der Oldenburger Kurier. Gemeinsam lasen wir den Artikel.

»Der würde Henrike gefallen«, lachte ich.

Tjark nickte. »Ich bin wirklich stolz auf uns«, sagte er. »Wir haben gute Arbeit geleistet, aber jetzt will ich nur noch richtig schön faul und fett in der Sonne liegen. Mein Bedarf an Abenteuern, Grusel und Geistern ist vorerst gedeckt. Was ist mit dir? Hast du nicht auch Lust auf Sonne, Sand und Meer?«

»Und ob ich das habe«, erwiderte ich. »Allerdings sind meine Eltern auch am Strand.«

»Na und? Wir müssen uns ja nicht neben sie legen. Oder meinst du, dein Vater hat uns schon einen Platz neben sich freigehalten?«

Ich musste lachen, denn Tjark sah ehrlich besorgt aus.

Keine zehn Minuten später lagen wir ausgestreckt in der heißen Sonne. Tjark hatte sich auf die Ellenbogen gestützt und sah auf

mich herab. »Der Bürgermeister will die Aufzeichnungen auf ihre Echtheit prüfen lassen, und wenn alles stimmt, soll Hasselreuther die Ehrenbürgerwürde aberkannt werden«, sagte er.

»Prima, dann haben wir unsere Mission wohl erfüllt«, murmelte ich. Ich hatte die Augen geschlossen und fühlte mich rundherum wohl.

»Außerdem will der Pfarrer morgen den Sonntagsgottesdienst auf dem Grundstück der Anstalt abhalten. Er will von der Kirche aus zu den Klippen ziehen und das Meer an der Stelle segnen, an der es zum Grab der Kinder geworden ist.«

»Woher weiß du das?«, fragte ich.

Tjark grinste. »Ich habe eben nicht den halben Tag verpennt. Ich habe schon Interviews gegeben und mich im Ort umgehört. Ich glaube, wir haben für die größte Sensation gesorgt, die Qual je erlebt hat«, sagte er zufrieden.

Ich grinste ebenfalls, dann wurde ich ernst.

»Leider ist unser Urlaub morgen zu Ende!« Mir wurde das Herz schwer. Ich mochte gar nicht daran denken. Wir reisten ab, zurück nach Hamburg, weg von Tjark. Weit, weit weg. Eine dicke graue Wolke schob sich vor meine innere Sonne und meine Mundwinkel zuckten.

»Ach, das macht doch nichts. Hamburg ist schließlich nicht aus der Welt«, winkte Tjark ab.

Das macht nichts? Na, wenn das so ist, schoss es mir durch den Kopf.

»Also, nicht dass du mich falsch verstehst ...!« Tjark hatte seinen Fehler bemerkt. Ich hob nur schlapp die Hand.

»Es sollte nicht klingen, als ob es mir nichts ausmacht, wenn du morgen abreist ... Ich wollte dich einfach nur beruhigen«, versuchte er es weiter.

Ich lächelte mein stählernes Lächeln.

Doch damit nicht genug. Es schien, als wollte das Schicksal mir den Abschied erleichtern. Denn im selben Moment hörte ich Stimmen,

die ich am liebsten nie wieder gehört hätte.

»Haaaiii, Tjark! Hallo, Alter!«

Ich zog mir das Badehandtuch über den Kopf. »Bitte nicht!«, stöhnte ich innerlich.

Da fuhren sie zu fünft. Auf einem alten, riesengroßen Flugzeugreifen schipperten sie direkt am Strand entlang. Jetzt, wo sie uns entdeckt hatten, kamen sie an Land. »Na, Alter, alles flauschig ...? Ihr macht ja geile Schlagzeilen!«, rief Kralle und die Mädchen kicherten. Triumphierend schwenkte Charlize die Kieler Nachrichten.

Tjark winkte lässig ab und auch ich fühlte mich irgendwie geschmeichelt. Allerdings hielt dieses Gefühl nur drei Sekunden an. So lange dauerte es, bis ich den Titel gelesen hatte. Dort stand nämlich in fetten Buchstaben: **Kinder finden beim Spielen geheime Tagebücher**. Dummerweise schoss mir sofort das Blut in den Kopf. Ein Blick auf Tjark zeigte, dass seine Birne ebenfalls leuchtete. Allerdings schaltete er schneller als ich. So als sei an der

Überschrift nichts auszusetzen, hielt er einfach den Oldenburger Kurier in die Luft. »Stimmt, geile Geschichte«, bestätigte er.

Die fünf lagerten sich ungefragt um uns herum. Ich konnte es kaum glauben. Es sah so aus, als sollte ich meinen letzten Urlaubstag ausgerechnet in ihrer Gesellschaft verbringen.

Nun, so schlimm, wie ich befürchtet hatte, kam es nicht. Tjarks Freunde waren mit ihrem schwimmenden Flugzeugreifen nur auf der Durchreise. Nachdem sie uns mit ihren Fragen eine Weile auf die Nerven gegangen waren, trollten sie sich wieder.

Tjark und ich verbrachten den Rest unseres letzten gemeinsamen Tages am Strand. Wir sprachen über die unglaublichen Dinge, die wir erlebt hatten. Die Erinnerung daran würden wir von nun an für immer miteinander teilen.

Zwischendurch schwammen wir in der Ostsee, bei sagenhaften 22 Grad Wassertemperatur, wenn man den DLRG-

Messungen Glauben schenken konnte.

Es war einfach herrlich, nur dazuliegen und in der Sonne zu schmoren. Die einzige Anstrengung an diesem Nachmittag war das gelegentliche Anstehen für ein Eis an der Strandperle. Von mir aus hätte unser Urlaub jetzt richtig anfangen können.

Natürlich sprachen wir auch über unsere bevorstehende Trennung. Tjark war felsenfest davon überzeugt, dass wir uns jedes Wochenende sehen könnten, und ich ließ mich nur zu gerne von seiner Zuversicht anstecken. Wir malten uns aus, was wir in Hamburg alles zusammen unternehmen würden. Und ich fühlte, wie meine Traurigkeit wegen des bevorstehenden Abschieds verflog.

Gegen Abend schickten meine Eltern Joschi, um uns zum letzten gemeinsamen Grillen einzuladen. Und da es nach meiner Erfahrung immer eine Ewigkeit dauerte, bis die erste Nackenkarbonade auf dem Teller lag, schickten wir Joschi schon mal nach Hause und sagten,

dass wir in einer halben Stunde nachkommen würden.

Hand in Hand gingen wir am Strand spazieren. Obwohl mein Abschiedsschmerz so gut wie verflogen war, spürte ich tief in meinem Innern, dass ich absolut keine Lust hatte, Tjark der blöden Charlize zu überlassen. Allerdings hütete ich mich, das laut zu sagen. Schließlich wollte ich nicht als eifersüchtige Zicke dastehen.

Bevor wir wieder umdrehten, um zurückzugehen, nahm Tjark mich noch einmal ganz fest in die Arme. Und dann tat er etwas ganz Besonderes. Er sah mir tief in die Augen und sagte: »Ich liebe dich, Anna!« Mein Herz klopfte mir bis zum Hals und ich wusste gar nicht, was ich sagen sollte. Schließlich blickte ich zu ihm auf und hauchte: »Ich liebe dich auch! Und irgendwie habe ich überhaupt keine Lust, morgen nach...« Meine Stimme war nur noch ein klägliches Quäken. Die Tränen liefen mir über die Wangen.

Tjark lächelte. »Weine nicht, kleine Anna!«, sagte er zärtlich. Normalerweise wäre ich bei so einem Spruch senkrecht in die Luft gegangen. Aber dazu war ich heute nicht in der Lage. Ich lächelte süß und ließ zu, dass er mir die Tränen mit dem Zeigefinger vom Gesicht wischte.

»Ich werde dich auf jeden Fall in Hamburg besuchen«, bestätigte Tjark noch einmal. »Vielleicht schon nächstes Wochenende.«

Ich sah ihn zweifelnd an. »Spätestens übernächstes«, setzte er nach. Dann griff er in seine Hosentasche und schenkte mir eine silberne Kette mit einem Anker als Anhänger. Er hatte sie die ganze Zeit mit sich herumgetragen.

Ich war unheimlich gerührt. Als Tjark dann aber noch sagte, dass ich genau wie ein Anker, der im Meeresboden hängen bleibt, in seinem Herzen hängen geblieben wäre, war es um mich geschehen. Die Tränen traten mir wieder in die Augen, ich fiel ihm schluchzend um den

Hals und küsste ihn stürmisch. Tjark lächelte zufrieden.

Zum Dank und weil ich nichts anderes dabei hatte, schenkte ich ihm einen Stein, den ich am Strand gefunden hatte und der mit ein wenig Fantasie wie ein Herz geformt war. Dann gingen wir Arm in Arm zum Grillen.

Zu Hause wurden wir schon erwartet. »Na, ihr zwei Turteltauben«, begrüßte uns mein Vater. »Da seid ihr ja endlich. Wir haben schon gegessen. Schmeißt euch einfach schnell selber ein paar Würstchen auf den Grill. Brot und Salat sind noch reichlich da. Wir fangen nämlich schon an zu packen. Morgen um zehn Uhr müssen wir hier raus sein.«

Meine Mutter brachte uns eine Flasche Cola.

»Morgen findet nebenan ein Gedenkgottesdienst für die toten Kinder statt«, sagte ich. »Können wir daran nicht noch teilnehmen?«

Meine Eltern sahen sich kurz an. Zur Zeit

meines Konfirmandenunterrichts hatte ich solch einen Wunsch eher selten geäußert.

»Natürlich, Schatz.« Meine Mutter strich mir kurz über die Haare. »Ich glaube, das ist für uns alle ein schöner Abschluss unseres Urlaubs.«

»Ja, ich halte das für eine gute Idee«, sagte auch mein Vater. »Schließlich ist es euer Verdienst, dass dieser Gottesdienst für die vergessenen Kinder überhaupt stattfindet. Wir verstauen unsere Sachen im Auto, geben den Schlüssel ab und dann geht es im Anschluss direkt auf die Autobahn.«

Tjark winkte ab. »Lassen Sie sich ruhig Zeit mit dem Schlüssel. Es eilt nicht. Die Nachmieter kommen erst um fünfzehn Uhr.«

Ja und dann wurde es dunkel. Das Ende eines seltsamen Urlaubs rückte unaufhaltsam heran. Unser letzter gemeinsamer Urlaubstag ging zu Ende.

Ich wollte ein letztes Mal mit Tjark zu den Klippen gehen, über das Meer schauen und

allein sein. Leider hatten meine Eltern dasselbe vor und folgten uns mit einem gewissen Abstand. Zuerst dachten wir uns nichts dabei, aber dann wurden sie lästig. Ganz gleich, wohin wir gingen, keine zwei Minuten später tauchten ihre Silhouetten aus der Dunkelheit auf. Es dauerte eine Weile, bis ich begriff, dass mein Vater uns an unserem letzten Abend nicht aus den Augen lassen wollte.

Wie zum Beweis trug der Wind seine gedämpfte Stimme zu uns herüber. Wir hörten ganz deutlich, wie er zu meiner Mutter sagte: »Ein lauer Abend, Sterne funkeln, der Abschied steht bevor. Da kann man schon auf gewisse Gedanken kommen ...«

Oh, er war wieder einmal so peinlich! Weshalb vertraute er mir nicht?

Und als wäre das alles nicht schon schlimm genug, sagte meine Mutter, im Tonfall einer Kindergartentante: »So, nun komm, Anna. Es ist spät genug. Verabschiede dich von deinem Freund. Wir wollen ins Haus gehen.«

Dann geht doch endlich ins Haus!, hätte ich am liebsten geschrien. Aber ich wusste, dass es zwecklos war. Stattdessen tauschten Tjark und ich einen schnellen Kuss und gleich darauf trottete ich brav neben meinen Eltern zurück.

Am Tag unserer Abreise lachte die Sonne wie seit Tagen von einem samtblauen Ostseehimmel.

Mein Vater hatte zum letzten Mal diese leckeren Franzbrötchen vom Bäcker geholte und Joschi war ein letztes Mal an den Strand gelaufen, um sich von Marcel zu verabschieden. Dann frühstückten wir ausgiebig und verstauten anschließend unsere Siebensachen im Kofferraum. Nachdem meine Mutter sich vergewissert hatte, dass wir nichts in den Schränken vergessen hatten, brachen wir auf. Wir ließen das Auto stehen und machten uns zu Fuß auf den Weg zur Anstalt, auf deren Grundstück der Gottesdienst stattfinden sollte.

Fleißige Helfer hatten Dutzende von Stühlen auf dem frisch gemähten Rasen aufgestellt, mit Blick auf die Ostsee. Da wir spät dran waren, mussten wir, wie viele andere Besucher auch, während des Gottesdienstes stehen.

Tjark hatte mich schnell entdeckt und zu sich nach vorn geholt. Wir standen praktisch auf gleicher Höhe mit dem Pastor und hatten einen schönen Blick über die See. Während meiner Konfirmandenzeit haben mich die meisten Gottesdienste gelangweilt. Doch dieser Gottesdienst gefiel mir. In Gedanken sah ich Henrike und die Kinder vor mir, die heute irgendwie auch mit dabei waren. Ich war stolz darauf, dass wir geschafft hatten, was ich ihnen versprochen hatte. Nämlich ihr Schicksal öffentlich zu machen. Wären wir nicht gewesen, hätte auch dieser Gottesdienst für sie nie stattgefunden.

Der ergreifendste Moment kam zum Schluss. Der Pastor segnete zuerst die Gemeinde und dann das Meer, an der Stelle, an der es für so

viele Kinder zu ihrer letzten Ruhestätte wurde, wie er sagte.

Als er das Kreuz über der Ostsee schlug, war es mucksmäuschenstill. Niemand sprach ein Wort. Fast war es so, als hätte selbst das Meer sein Rauschen eingestellt. Plötzlich tauchte zwischen den glitzernden Wellen eine Herde Tümmler auf und helles Kinderlachen wehte flüchtig über das Meer. Ich bekam eine Gänsehaut und drückte Tjarks Hand. Es war ein magischer Moment.

»Wir haben alles richtig gemacht«, flüsterte ich.

»Absolut richtig«, antwortete Tjark.

Dann war es so weit, der Gottesdienst war zu Ende und unsere Abreise ließ sich nicht mehr länger hinausschieben. Tjark begleitete uns zu unserem Auto, das noch vor der Weberei parkte.

Mein Vater drückte ihm den Schlüssel des Ferienhauses in die Hand und die Familie stieg

ein. Ich umarmte Tjark ein letztes Mal. Ganz lange und ganz fest. So lange, bis mein Vater hupte.

»Ich werde diesen Urlaub mein ganzes Leben lang nicht vergessen«, flüsterte ich. Dann stieg ich ein.

»Ich komme dich besuchen!«, rief Tjark mir nach, während wir losfuhren.

»Gut, dass wir nicht nach St. Tropez gefahren sind, oder Anna?«, schmunzelte mein Vater.

»Qual war ganz okay«, antwortete ich. Dann kuschelte ich mich in die Polster und sah lächelnd aus dem Fenster.

# Über die Autorin

**Sabine Städing**, geboren 1965 und aufgewachsen im Norden Deutschlands, hat sich schon als Kind gerne Geschichten ausgedacht. Ihr Debüt hatte sie mit *Magnolia Steel – Hexendämmerung*, erschienen 2011 im Boje Verlag. Darin erzählt sie die Abenteuer einer jungen Hexe. *Anna und die flüsternden Stimmen* ist das erste Jugendbuch der Autorin, in dem Geister, ein uralter Fluch und die Liebe eine große Rolle spielen. Die Autorin schreibt bereits an ihrem nächsten Buch.